



422 17-

1-4/2-xxw

29647, I, G, a,

8225
1.

22
m.69

3-++

1.

Verdwesten von Stella





8225. 1

Drei Jahre

im

Nordwesten von Afrika.

Reisen

in

Algerien und Marokko

von

Heinrich Freiherr von Malhan.

Erster Band.

Leipzig, 1863.

Verlag der Dürer'schen Buchhandlung.



Vorwort.

Zwei Dinge sind es, welche ich bei Aufzeichnung dieser Erinnerungen aus meinen dreijährigen Reisen in Afrika besonders im Auge gehabt habe. Einmal wollte ich ein möglichst getreues Charakterbild der Völker des Maghreb (Nordwesten von Afrika) dem Leser in anspruchlosem Gewande vorsühren. Dann war es mein Streben, auf die historisch denkwürdigen Theile dieser Gegenden, welche dem großen Publicum noch so wenig bekannt sind, namentlich die zahlreichen Monumente des alten weltbeherrschenden Volkes, der Römer, aufmerksam zu machen und sie zum Theil in Anschauung zu bringen. So hoffe ich, werden diese Blätter nicht einzig und allein eine Unterhaltungslectüre bilden. Daß sie jedoch letzteres zugleich auch sein möchten, ist mein heißester Wunsch.

Die Reisen, welche hier zu einem Ganzen verschmolzen erscheinen, sind nicht, wie man aus dem Titel vielleicht schließen möchte, in drei sich unmittelbar auf einander folgenden Jahren gemacht worden. Es sind eigentlich fünf verschiedene Reisen. Die zu diesen fünf Reisen gebrauchte Zeit ergab die

Summe von drei Jahren, welche den Titel des Werkes bildet. Die Reisen sind auch nicht alle in derjenigen Ordnung gemacht worden, in welcher sie hier erscheinen. Der geographische Zusammenhang mußte gewahrt und deßhalb oft ein Land eher geschildert werden, als ein anderes, das ich doch früher bereist habe. Mehrere der geschilderten Gegenden habe ich zweimal bereist, und in einer zweiten Reise die Memoiren der ersten vervollständigt. Die Angabe der Daten schien mir bei diesen chronologischen Bedingungen nur verwirrend für den Leser werden zu können. Ich habe mich deßhalb der Daten, die überdieß einer Reise immer das Langweilige eines Tagebuches geben, meistens enthalten. Auch sei hier gesagt, daß jede der einzelnen Reisen ursprünglich bestimmt war, ein abgeschlossenes Ganzes für sich zu bilden. Diese Erklärungen schienen mir maßgeblich, damit der Leser sich nicht an gewisse scheinbare Inconsequenzen oder etwa vorkommende Wiederholungen stoße.

Die arabischen Namen und Wörter, unvermeidlich in einem Werke über Gegenden, in denen die arabische Sprache herrscht, habe ich annähernd durch deutsche Buchstaben so auszudrücken gesucht, daß man keines der uns gewohnten Schriftzeichen auf fremdländische Weise auszusprechen braucht, um das Wort annähernd richtig zu lesen. Alle die von mir angeführten Wörter gehören dem Dialect Algeriens und Marokkos an. Dieser Dialect hat einige kleine Eigenthümlichkeiten. Z. B. das ع (Ta) wird nicht wie T, sondern meist wie Ts oder unser deutsches Z ausgesprochen, das و (Wau) ist kein W-Laut, sondern stets ein U. Auch liebt es

dieser Dialect zuweilen Buchstaben zu versehen. So sagt man Hamed statt Ahmed, Rhadar statt Ahdar. Oft tritt ein langes E an die Stelle des A, so heißt es Ued (Fluß) und nicht Uád, und noch weniger Wad. Das arabische ح habe ich durch Kh, nicht durch Ch wiedergegeben, da mir letzterer Laut nicht stark genug scheint. Das H, welches man am Schluß sehr vieler, auf Vocallaute endender Wörter finden wird, dient meist als Verlängerungszeichen des Vocales und wird nicht aspirirt. Die feineren Unterscheidungen der Aussprache sich ähnelnder Buchstaben hier alle wiedergegeben zu finden, das würde doch nur für den Orientalisten Interesse haben. Dennoch habe ich sie überall da, wo es nicht zu auffallend ausgesehen haben würde, beibehalten. Das س , den stärksten S-Laut habe ich durch ß, das ص , den nahezu gleichstarken S-Laut, durch ss; das ش , den weichsten S-Laut, durch s gegeben. Dennoch habe ich mich nicht entschließen können, ein Wort mit einem Doppel-S anfangen zu lassen. Uebrigens bemerke ich, daß ich alle arabischen Namen und Wörter so gebe, wie sie im Volksmunde vorkommen und nicht etwa so, wie sie im klassischen Arabisch geschrieben werden. Wollte ich das letztere versuchen, kein Algierer würde ein Wort in solcher Form wiedererkennen. Dieß sei nur deßhalb bemerkt, damit man nicht glaube, es sei ein Resultat fehlerhafter Orthographie, wenn ich manche Wörter ganz anders schreibe, als Touristen, welche über andere von Arabern bewohnte Länder, z. B. Aegypten und Palästina geschrieben haben, wo sie, beiläufig gesagt, auch nicht das klassische Arabisch zur Richtschnur nahmen,

sondern stets einen Dialect. Denn, wer das Tanuin und die Schlußvocale der Declinationen wegläßt, der schreibt nicht klassisches Arabisch.

Was die Namen solcher Orte betrifft, welche unter nichtarabischen, (d. h. zwar ursprünglich auch arabischen, aber europäisirten) Benennungen bekannt sind, wie Algier, Bougie, Oran, Tanger, Maroffo und viele andere, so habe ich diese Städtenamen, um Auffallendes zu vermeiden, in der üblichen Form angeführt. Die Namen derjenigen Orte jedoch, welche die Franzosen noch unverändert mit arabischen Namen benennen, wie: Scherschell, Masunah, Masagran, Medeah, Dschidscheli u. s. w., habe ich nach der arabischen Aussprache mit deutschen Schriftzeichen wiedergegeben und nicht in der französischen Form, also nicht Cherchell, Mazouna, Mazagran, Médéa, Djidjeli, da diese Namen ja nicht französisch sind.

Leipzig, am 14. September 1862.

Der Verfasser.

Inhalts = Verzeichniß.

Erstes Buch. Algier.

Seite

- Erstes Capitel.** Ankunft in Afrika. Abfahrt von Marseille. — Mistral. — Die Koje. — Sehnsucht nach Afrika. — Ankunft in Algier. — Die weiße Pyramide. — Die Ufer der Rhyde. — Place du Gouvernement. — Große Moschee. — Inneres. — Geschichte. — Mesranna. 3
- Zweites Capitel.** Algier, die Stadt. Dschema el Dschemid. — Kreuzesform. — Der Ritus Hanefi. — Der Ritus Malefi. — Die Dschenina. — Ali Kobscha Pascha. — Die Janitscharenempörung. — Statue aus dem Julikönigthum. — Die Kathedrale. — Die Straßen Bab-Ajoun und Bab-el-Üed. — Maurische Häuser. — Inneres. — Hof. — Die Bibliothek. — Herr Bresnier. — Verbrugger. — Die bevorstehende Zerstörung. — Die Bazars. — Arabische Kunstwaaren. — Alles wird in Paris gemacht. — Der Orient ist nicht mehr im Orient. 10
- Drittes Capitel.** Die Vicekönige von Algier. Marschall R. — Das Diner. — Die Beamtenegattin. — C'est très facile. — C'est tout à fait impossible. — Der Feldzug in der Sänfte. — Der schalkhafte Adjutant. — Das Bureau arabe. — Die Gesellschaft der Colonie. — Die militärisch abgerichtete Marschallin. — Moderne Romanhelden. — Mangel an präsentablen Damen. — Eine geschminkte Touristin. — Der neue Gouverneur. — Dessen sarcastische Aneben. — Der Schmeerbauch. — Die Gläze. — Die rothe Nase. — Derbe Scherze. — Die Kanonen von Malakoff. 23
- Viertes Capitel.** Algiers nächste Umgebung. Die Kubba Sibi Abd-er-Rhamans. — Jardin Marengo. — Zoologischer Garten. — Denkmal Napoleon des Ersten. — Il avait rêvé cette conquête. — Das Gesundheitsquartier. — Das Fort de vingt quatre heures. — Ein neuer katholischer Heiliger. — Das Fort des Kaisers. — Carl V. vor Algier. Mustapha supérieur. — Der Paschasenkel als Kleideroriginal. Jardin d'Essaix. — Maison Carrée. — Die mystische Stadt. — Die Städteverschleppung. 31
- Fünftes Capitel.** Der Hafen von Algier. Die 4 Inseln. — Seeräuberthum. — Errichtung des Pegnon. — Arudsch Barbarossa und der letzte arabische König von Algier. — Verlassenheit des Pegnon. — Einnahme desselben. — Der Damm des Rheir-ed-Din. — Das Hasenbassin. — Der Heilige des Hafens. — Ein Ghut — 285000 Uebel. — Heilung der Unfruchtbaren. — Die mystische Verdoppelung eines Leichnams. 38
- Sechstes Capitel.** Mauren und Moresken. Belanntschaft mit Eingebornen. — Mauren. — Ursprung. — Phystog-

- nomien. — Kleidung. — Moresken. — Ihre Gespenstertracht. — Ihr Hauscostüm. — Die für Geld gezeigten Moresken. — 3 maurische unverschleierte Schönheiten. — Die fette Harems-schönheit. — Die Nbitsa. — Maurische Handwerker. — Genügsamkeit der Mauren. — Armuth derselben. 48
- Siebentes Capitel.** Die Beduinen. Der Beduine nennt sich selbst Araber. — Was ist sein wahrer Ursprung? — Der Einfluß Karthago's auf die Berberstämme. — Die Arabisirung der Kabylen. — Es giebt 3 Klassen von Beduinen. — Die Beduinen als Ackerbauer. — Ihre Tracht. — Ihre Frauen sind ihre Lastthiere. 65
- Achstes Capitel.** Die Kabylen. Der autochthone Berber. Seine Sprache und Sprachverwandtschaften. — Die Kabylen in Algier. — Schmutz und ihre Liebe zum Del. — Furchterlicher Geiz der Kabylen. — Warum es keine Lumpensammler in der Kabylien giebt. — Die Biskrihs. — Stiefelputzer. — Der schöne Hassan. — Die M'zabiten. — Badeknechte. — Die Protestanten des Islams. — Die Neger. — Freiheitsräusche. — Negerinnen. — Cultus der Dschin. — Opferfest. — Die Juden. — Schmutz aus Paris und Schmutz aus Algier. — Die falschen „morish ladies“ in London. — Der Hauptschwindler als Rabob. 71
- Neuntes Capitel.** Ein maurisches Bad. Das Hammam Sidna. — Gespenstertracht. — Schwitzproceß. — Kneten und Reiben. — Heißerer Saal. — Seifenschäum. — Erstickender Turban. — Siesta nach dem Bade. — Wohlbehagen. — Beliebtheit der maurischen Bäder. 81
- Zehntes Capitel.** Arabische Stunde. Hadsch Mohamed. — Lingua franca. — Kauderwelsch. — Conversation in der Lingua franca. — Alterthum dieser Sprache. — Ihre Geschichte. — Schon Molière kannte sie. „La langue sabir.“ — Arabische Lehrmethode. — Seltsame Gewohnheiten des Hadsch. — Er wandert aus und kommt enttäuscht wieder. — Mein zweiter arabischer Lehrer. — Ein Greis mit vielen Frauen. — Arabische Musik. 85
- Elftes Capitel.** Eine algierische Familie. Weitere Bekanntschaft mit Mauren. — Hamed. — Eitelkeit. — Plan, einen Harem zu sehen. — List. — Die rothbemalte Katze. — Sie muß als Werkzeug im Stratagem dienen. — Eindringen in den Harem. — Enttäuschung. — Schminkestudien der Moresken. — Das Hennah. 94
- Zwölftes Capitel.** Ein algierischer Typus. Der alte Hadsch. — Seine Reiselust. — Seine Sympathie für Europäer. — Porträt. — Die Duëra. — Unbequemlichkeiten eines maurischen Junggesellen. — Die Reiserinnerungen des Hadsch. — Ein Jahr in Mekka. — Der Hadsch in Paris. — Vermliches Leben und pomphaftes Wohnen. — Der Paschaschwiegersohn.

— Der Hadsch und Hussein Dey. — Sein Klagen über das Aussterben der echten Mauren. 98

Dreizehntes Capitel. Eine Schneiderrube in Algier. Algierische Schneider. — Kaffeehaus. — Barbierstube. — Das Hanuts. — Läden zum Darinnensitzen. — Die Schneiderrube des Mäaklem. — Der Methusalah der Schneiderrube. — Der Pilger ohne eignes Zuthun. — Die Kbuans oder religiösen Orden. — Der wichtige Unwissende und der alberne Gelehrte. — Ein starkköpfiger alter Muselman. — Der junge Berschwender. — Der plötzlich reichgewordene alte Schulmeister. 110

Zweites Buch. Die Provinz Algier.

Erstes Capitel. Stânëli. Hochebene von Stânëli. — Sidi Ferudsch. — Landung der Franzosen. — Die siegesgewissen Janitscharen. — Die Schlacht bei Stânëli. — Erster Angriff. — Unregelmäßige Reiterei und regelmäßige Infanterie. — Der Sieg. — Bestürmung Algiers. — Einnahme. — Das Trappistenkloster. — Der „Père.“ — Qualen der Fastenzeit. — Die neugebackene Madonna. 125

Zweites Capitel. Bliadah. Die Ebene Metidscha. — Ihr Ruf bei den Arabern. — El Busaril. — Beni Mered. — Bliadah's erster Anblick. Die Orangenoaase. — Wechsellkampf um Bliadah's Besitz. — Die Stadt der Zuaven. — Der Orangenplatz. — Die Ufer des Ued el Kebir. — Marabut. 133

Drittes Capitel. Medeah. Weg von Bliadah nach Medeah. Joinville. — Die Schluchten der Schiffa. — Das Musajahgebirge. — Erster Anblick von Medeah. — Nordische Landschaft. — Der römische Aqueduct. — Erste Einnahme durch die Franzosen. — Mustapha's Vertheidigung und List. — Das Voretto des Islams. — Horace Bernet. — Das Glend der Colonisten. 142

Viertes Capitel. Das Grab der Christin. Die beiden Hauptdenkmäler des Alterthums in Algerien. — Marengo. — Der ausgetrocknete See Salula. — Kubb-er-Rumijab. — Erster Anblick. — Woher der Name? — Sagentreis. — Die beiden Dynastien von Mauritanien. — Größe des Denkmals. — Verbrugger's Exploration. — Die doppelte Bekleidung des Mausoleums. — Tipasa Mauritaniae. — Die Stadt der Märtyrer und Wunder. 151

Fünftes Capitel. Scherschel. Klagen über Glend der Colonisten. — Der Colonist in Afrika ein officielles Spielzeug. — Der Omnibus. — Die Colonie Zürich. — Scherschell. — Hôtel. — Der altrömische Hafen. — Die Reges inservientes. — Die Bischöfe von Cäsarea. — Das Museum. — Archäologischer Spaziergang. — Ein Entdecker wider Willen. 162

Sechstes Capitel. Milianah. Das Bureau arabe die wahre Regierung des Landes. — Ritt von Bliadah nach Milianah. — Schiffa. — Officielle Colonisation. — Tanaramusa Castra. — El

- Affrum. — Lustiges Treiben der Pariser Colonisten. — Löwenbraten und Löwenjagd. — Milianah. — Das römische Malliana. — Ein Focus obscurus. — Garnison. — Die „Zephyrs“. — Die falsche Rüsselratte. — Fabricirte antike Inschriften. . . . 174
- Siebentes Capitel.** Das Scheliffthal. Der jüdische Baabund als Gefangener und Reisebegleiter. — Der Scheliff. — Das Getreidemeer. — Nachtlager bei den Beni Raschid. — Qualen der Nacht. — Verschiedene Arten arabischer Gastfreundschaft. — Ankunft beim Scheich der Uad Taha. — Mageres Mittagsbrod. — Cactusbaine. — Die Römerstraße. — Tiquava Municipium. — Nachtlager bei den Uad Abair. — Landschaft. 189
- Achtes Capitel.** Orleansville. Das neufranzösische Städtchen. — Der Cercle der Offiziere. — Ein afrikanischer Münchshausen. — Die römischen Reste Orleansville's. — Falsche archäologische Ansichten. — Die Maisons Vernandes. — Castrum Tingitii. — Die Mosaik. — Die Fantasie. — Beduininnen. — Tänzerinnen. — Der französirte Baschagha. — Das junge Beduinenmädchen. 211
- Neuntes Capitel.** Tenes. Cartennae. — Fahrt in der Diligence. — Uebe Steppe. — Fruchtbare Hochebene. — Die Insel der Liebe. — Arabische Sage. — Die zwei Tenes. — Die Römerstadt. — Die Nekropole. — Die maurische Stadt. — Der Fluch des Betteldichters. — Die Mauern von Alttenes. . . . 225

Drittes Buch. Provinz Oran.

- Erstes Capitel.** Masunah. Der Mai in Nordafrika. — Reise von Orleansville nach Masunah. — Ein Streich des gefangenen Betteljuden. — Nachtquartier beim Raib der Sbeah. — Das Dabrahgebirge. — Masunah. — Lieutenant Lucas. — Seine arabische Gattin. — Ahmed Ben Jussuf als Prophet. — Bu Masah's Freiheitskampf. — Besuch der Grotten von Freischib. — Die Verbrennung des Stammes der Beni Ramah. — Der Wasserfall von Masunah. . . . 239
- Zweites Capitel.** Mostaganem. Aufbruch von Masunah. — Flucht des gefangenen Betteljuden. — Nachtlager beim Stamme der Schörfa. — Der Scheliff, der Chinalaph des Ptolemäos. — Drei Colonistenbüdser. — Der alte Janitschare als Kaffeewirth. — System des Kopfabschneidens. — Ankunft in Mostaganem. — Der unhöfliche Capitän des Bureau arabe. — Die „Turcos.“ — Caltabia. — Ahmed Ben Jussuf's Schmäbde über Mostaganem. . . . 263
- Drittes Capitel.** Masagran, La Makta. Sumpfige gend. — Masagran. — Verzweifelte Vertheidigung des Forts durch die „Zephyrs“. — Der Untsatz. — La Stidia. — Die preussischen Colonisten. — Ihr elendes Loos und ihre Ausdauer. — Die Sümpfe von La Makta. — Abd-el-Kader's Hauptsteg bei La Makta. — General Trézel. — Abd-el-Kader's Glanzepoche. — Meine Besuche bei Abd-el-Kader in Brussa und Damaskus. 272

Erstes Buch.

Algier.

Erstes Capitel.

Ankunft in Afrika.

Abfahrt von Marseille. — Mistral. — Die Koje. — Sehnsucht nach Afrika. — Ankunft in Algier. — Die weiße Pyramide. — Die Ufer der Rhede. — Place du Gouvernement. — Große Moschee. — Inneres. — Geschichte. — Mesranna.

Das Meer sah spiegelglatt aus, als wir aus dem Hafen der uralten Phokäerstadt Marseille ausfuhren.

Bald segelten wir an der berühmten Inselfestung, dem Chateau d'If vorüber: eine graue, schwermüthige Masse, aus zackigen Kalksteinfelsen und düstern Kerkermauern bestehend, welche gleich einer Riesensphinx ob dem tiefblauen Mittelmeere thronte.

Ein mitreisender schwindstüchtiger Franzose, den seine franke Lunge nach Algier trieb, schien mit tiefem Interesse das Kerkereland anzuschauen. Da ich ihn kannte, so fragte ich nach dem Motiv seines Interesses.

„Ist nicht das Chateau d'If,“ so erwiderte er, „das Gefängniß eines großen Mannes gewesen?“

„Sie meinen Mirabeau?“ wandte ich ein.

„Mirabeau?“ hauchte der verletzte Lungenflügel, „ich habe

von ihm gehört. Aber er interessirt mich nicht. Ich meine den Grafen von Montecristo!"

Der gute Mann war ein Typus der meisten modernen Franzosen. Alexander Dumas ist Ihnen mehr als Geschichte.

Lange dauerte jedoch der Friede auf den Fluthen nicht. Ein kühler Nordwind hatte uns vom Lande aus begleitet, der sich weiter zu einem entsetzlichen Mistral gestaltete, und zuletzt die dampfbeschwungte Diele mit Sturmesgewalt vor sich herpeitschte.

Zum Glück war der Wind der Richtung nach ein günstiger. Dies hinderte freilich nicht im Geringsten, daß bald das Stöhnen und Seufzen der Reisenden, nebst Geschrei nach Waschbecken um die Wette begann. Fast Alle sanken der so unangenehmen und doch dem gesunden Zuschauer so lächerlich vorkommenden Seekrankheit in die Arme. Einige wollten trotz des hohen Wellenschlages dem Verdecke treu bleiben, wurden aber bald von den Wogen höchst unfreundlich heimgesucht. Die Klügsten zogen sich in ihre Koje zurück und nahmen dort die horizontale Lage an, die am Ende noch das beste Palliativmittel gegen das Meerleiden bildet.

Die Koje ist auf allen Meeren dasselbe enge viereckige Kästchen, halb Sarg, halb Schieblade, in dem man gewöhnlich eine erstickende Luft einathmet. Und doch vermochte ich in dem Ding zu schlafen, ja zu lesen, am besten aber von Afrika zu phantasiren. Langgeträumtes seltsames Land der Wunder, der fremden Trachten, Sprachen und Sitten, der schlanken Minarets, der Wüsten und Dafen, wie lieblich schlummertest du in meinem Gehirn, unfähig freilich dich zu realisiren, so wie ich

dich gedacht. Und doch hast du mich nicht enttäuscht! Ich fand in dir nicht die Poesie, die ich am Ende auch nicht suchte. Aber ich fand viel Sehenswerthes, Seltsames und Merkwürdiges in Buntheit der Erscheinungen, Wechsel der Formen, Sitten und Gewohnheiten, Anschauungen und Leben: dem Touristen reichlicher Lohn.

Am zweiten Morgen in der Koje liegend, hörte ich aus dem Gespräch meiner Nachbarn, daß das Festland sichtbar sei. Ich ging aber erst aufs Deck, als die Seekrankheit bereitende Wellenbewegung aufgehört hatte und wir bereits in aller Sicherheit hinter dem großen Hafendamme Algiers eingelaufen waren.

Jeder der französische Reiseeindrücke über dies Land gelesen hat, weiß, daß es Mode ist, Algier mit einer „pyramide blanche“ zu vergleichen. Die abgedroschensten Vergleiche sind fast immer die treffendsten; so auch dieser. Der häuserüberladene, spitze Hügel gleicht wirklich auf der Seeseite täuschend einer Pyramide, deren Weiße nicht einmal von dunklern Dächern gestört wird, denn noch war der obere Theil der Stadt fast ganz maurisch und die Häuser von blendend weißen Terrassen gekrönt.

Aber nicht die Stadt war es, die meine ersten Blicke aufs Angenehmste fesselte.

Zur Seite Algiers streckt sich halbmondförmig das Ufer der Rhede, ein reizendes Stück Südnatur. Dort reihen sich liebliche Villen an Villen, die mit ihren weißen Kuppeln leuchtend aus dem Grün der Drangen, Lorbeeren, Granaten, der Cactus und Agaven und anderer südlicher Prachtgewächse hervorragen.

Nach dem in der Koje ausgestandenen Glend begrüßte mich das lachende Ufer, überstrahlt von einem tiefblauen wolkenlosen

Himmel, gleich einer hehren Vision von einem geträumten Fabel-land. Die niedere Landschaft im Glanze südlichen Farbenschmelzes prangend, die lieblichen Hügel des Uferlandes, die schneebedeckten Gipfel des Atlas und die zackigen grauen Felsen des fernen Dscherdschera der Kabylien: Alles dies übertraf weit meine Erwartungen, denn auf Naturschönheiten war ich so gut wie gar nicht gefaßt gewesen. Die Touristen haben Algier bis jetzt fast immer von der utilitarischen und statistischen Seite allein aufgefaßt. Daß das Land schön zum Entzücken sei, hat bis jetzt noch Niemand gesagt. Und doch ist es so! In Deutschland gar bildet man sich ein, Algier sei von einer Art von Halbwüste umgeben. Daß das Ufer manche landschaftlichen Schönheiten der üppigen Ebenen Italiens mit dem wildromantischen Zauber stolzer Gebirgslinien, deren fühne Zeichnungen an die Schweiz erinnern, vereinigt: das ahnt Niemand, der nicht hierher kam.

Jetzt fing das Geschäft des Landens an. Kaum waren wir im Hasen angekommen, als eine ganze Bande zerlumpeter und halbnackter, von Schmutz strotzender Araber sich über's Deck ergoß. Ein Zetergeschrei nach Koffern, Nachtsäcken und Hutschachteln begann nun. Jeder der zerlumpten Packknechte suchte sich unaufgefordert irgend eines Gepäckstückes zu bemächtigen und rannte dann im Jubel mit dem Erbeuteten davon. Der Reisende konnte sehen, daß er nachkam, um sein Gepäck nicht zu verlieren. Oft war dies schwer; denn der Träger des Nachtsackes lief links, der Koffer rechts, die Hutschachtel grad aus.

Im Gefolge dieser halbnackten Jünglinge wurde man nun mit ans Ufer geschleppt. Dort empfing uns eine Schaar befrachter, raffinirt aussehender Lohnbedienten mit Gasthofsempfehlun-

gen. Ich fiel einem kleinen Mann mit einem stacheligen, schwarzen Kinnbärtchen in die Hände, der mich denn auch glücklich nach dem Hôtel de la Regence beförderte. Dieses, von einem wohlbeleibten, durch seine echt provenzalische Grobheit berühmten Marseiller gehalten, befindet sich auf dem Gouvernementsplatz, jenem Haupttummelplatz aller Algierer, jener Herzkammer der ganzen Stadt, in welche alle Hauptstraßen ausmünden. Hier herrscht stets das regste und bunteste Leben. Dieser Platz ist einzig in seiner Art, denn er bietet aus dem Mittelpunkte des bewegtesten Lebens und Treibens, zugleich, in der reizenden Aussicht auf die blühenden Ufer der Rhede und das tiefdunkle Mittelmeer, einen reichen Naturgenuß.

Der Weg vom Landungsorte zu dem Gouvernementsplatz führte mich durch die Rue de la Marine. In dieser Straße überrascht der Anblick der großen Hauptmoschee von Algier, der Dschema el kebir: ein echt maurisches Gebäude. Leider fehlt freilich den Moscheen des Maghrebs jene harmonisch geordnete glänzende Außenseite, welche wir in der Architectur des Orients bewundern. Auch diese hat wie fast alle andern eigentlich keine Façade. Auf der Straßenseite freilich befindet sich ein schöner, weißmarmorner Porticus mit zahlreichen Hufeisenbögen, deren innerer Schnörkel phantastisch gezackt ist. Ich begrüßte in diesen graziösen Formen den ersten Hauch des phantastischen Orients, von dem ich so viel geträumt hatte und der jetzt ansing sich mir zu offenbaren. Wer aber beschreibt meine Enttäuschung, als ich später erfuhr, daß eben dieser mir so orientalischescheinende lustige Porticus Niemanden Andres seine Entstehung verdanke, als — den Franzosen.

Durch diese Säulenhalle gelangt man in einen viereckigen inneren Hof, wo eine reichverzierte Marmor-Fontäne ihr Wasser nach allen Richtungen hinspritzt. Dort verrichten die Gläubigen ihre oft sehr sonderbaren und weitgetriebenen Waschungen. Rechts ist dann die eigentliche Moschee, innen durchaus leer und schmucklos. Nur die Kibleh, die kleine Nische, welche die Richtung von Mekka andeutet, trägt jene stalaktitenartigen Stuckverzierungen an der Decke, die man von der Alhambra bis nach Tripolis in jedem maurischen Tempel oder Palast bewundert. Eine schöne Kuppel wölbt den einfachen Betfaal.

Der viereckige Minaret gleicht einem italienischen Campanile und ist sicher verwandten Ursprungs. War doch ganz Afrika einst mit christlichen Basiliken und Glockenthürmen besäet, in deren Bauart man weströmischen Vorbildern aus den ersten vier Jahrhunderten des Christenthums folgte, während in Asien sich früh der byzantinische Styl ausbildete. Die zeltgewohnten Araber, welche einer selbstständigen Architectur gebrachen, nahmen in den von ihnen unterjochten Ländern meist die christliche Kunst zum Vorbilde. So ist auch Algiers Hauptminaret nichts Andres als ein hoher, viereckiger Thurm, dessen Wände von Stuckverzierungen überdeckt sind. Nah am Gipfel schlingt sich eine Altane rings herum, von welcher der Mueddin zu den Gebetesstunden ruft. Den Gipfel selbst krönt die kleine weiße Fahne, welche täglich zu den fünf Gebetszeiten aufgezogen wird.

Links von der Fontäne im innern Hofraum ist der kleine rothe Kiosk des obersten Mufti, in welchem dieser seine Amtsgewalt ausübt. Dort sah ich oft diesen Würdenträger, ein verschrumpftes altes Männchen mit langem, weißen Barte, auf dem Divan

sitzen, umgeben von Kadi's, Ulema's, Mueddins, die seiner Befehle harrten.

Unweit davon in dem Borhof unter freiem Himmel wird die Schule des Korans von den Tolba (Schriftgelehrten) abgehalten. Dort kann man täglich eine kleine Schaar halbnackter brauner Jünglinge in halb kauender, halb hockender Stellung das vom Himmel gefallene Buch studiren sehen.

Diese Hauptmoschee, Dschema el kebir genannt, wurde wahrscheinlich zu Anfang des 14. Jahrhunderts gegründet. Ihr Minaret trägt eine Inschrift vom Jahre 1322. Ihr Entstehen scheint die Epoche des Aufschwungs Algiers zu seiner neuen Größe bezeichnet zu haben; denn das vorher so unbedeutende Mesranna, wie Algier früher hieß, begann von nun an sich schnell zu dem mächtigen Dschesair der Corsaren und Janitscharen zu erheben.

Dem Töpfersohn von Lesbos, Arudsch Barbarossa, und seinem Bruder, dem Seeräuber Rheir-ed-Din, war es vorbehalten, aus dieser Colonie der Gefährten des Hercules, welchen das Alterthum die Gründung Algiers zuschrieb, aus dem römischen Scosium, dem arabischen Mesranna, eine Hauptstadt zu machen.

Zweites Capitel.

Algier, die Stadt.

Dchema el Dschedid. — Kreuzesform. — Der Ritus Hanefi. — Der Ritus Maleli. — Die Dschenina. — Ali Rhodscha Pascha. — Die Janitschorenempörung. — Statue aus dem Julikönigthum. — Die Kathedrale. — Die Straßen Bab-Afun und Bab-el-Uëd. — Maurische Häuser. — Inneres. — Hof. — Die Bibliothek. — Herr Bresnier. — Verbrügger. — Die bevorstehende Zerstörung. — Die Bazars. — Arabische Kunstwaaren. — Alles wird in Paris gemacht. — Der Orient ist nicht mehr im Orient.

Außer der Dchema el kebir liegt in der Rue de la Marine noch eine andere Moschee, die Dchema el Dschedid. Auch sie hat einen viereckigen, der Giralda in Sevilla nachgeahmten Minaret, auf welchem die Franzosen zum Horror jedes gläubigen Moslems eine Thurmuhre angebracht haben. Ihre blendend-weiße Hauptkuppel und vier kleinen Nebenkuppeln bilden, vom Hauptplatze aus gesehen, einen überraschend schönen Anblick und verleihen diesem Theile des Platzes einen orientalischen Character, der ihm in seinen andern Umgrenzungen durch den modernen Vandalismus bereits gänzlich geraubt wurde. Der Bau der Dchema el Dschedid soll von einem christlichen Baumeister, einem genuesischen Sklaven, geleitet worden sein, welcher deswegen, weil er die Kreuzesform für die Anlage der Schiffe nach dem Muster der ihm gewohnten Kirchen beibehielt, den Tod erlitten hätte. Sie ist jetzt die einzige Moschee Algiers, welche noch dem Ritus der Hanefi angehört.

Zur Zeit der türkischen Herrschaft stand da, wo jetzt der Gouvernementsplatz ist, noch die schöne Moschee Saïda, dem Palaste der Pascha's und Dey's von Algier gerade gegenüber. Sie gehörte ebenfalls zum Ritus der Hanefi, welcher jene der vier orthodoxen muselmännischen Secten ist, zu der die meisten Türken und der Großsultan selbst sich bekennen. Da die Beherrscher Algiers von 1514 — 1830 ausschließlich Türken waren, so hatte der Ritus der Hanefi natürlich den Rang der Bornehmtheit. Er war gleichsam die Hofreligion und seine Moschee die schönste und reichste.

Der Ritus Maleki, welcher von den Omejaden Spaniens, den Kalifen von Cordoba, zur Hofreligion im Kalifat des Westens erhoben worden war, ist heute noch die Secte der großen Mehrzahl der Araber und Mauren. Als das geistliche Oberhaupt derselben wird der marokkanische Sultan angesehen. Jetzt gehören alle Moscheen Algiers, mit einziger Ausnahme der eben erwähnten Dschema el Dschedid, zu dem letzteren Ritus. Uebrigens giebt es in der Stadt nur noch vier eigentliche Moscheen, solche, in welchen das feierliche Freitagsgebet regelmäßig abgehalten wird und auf deren Minarets das Aufziehen der weißen Fahne, die täglich fünf Mal sich wiederholenden Gebetsstunden anzeigt.

Außer den eigentlichen Moscheen giebt es in Algier noch eine Anzahl Kubbas oder Marabuts, kleiner muselmännischer Kapellen. Sie sind dem Andenken irgend eines Heiligen oder Marabuts gewidmet. Einige dieser Kapellen beherbergen die sterblichen Ueberreste solcher Heiligen, welche in Algier das Ende ihrer irdischen Laufbahn gefunden haben, andere sind bloße Votivkapellen.

Jetzt sind alle Häuser, die den Hauptplatz Algiers, die erwähnte Place du Gouvernement, umgeben, modernen Ursprungs und französischer Bauart. Das erste Mal, als ich Algier besuchte, stand jedoch noch die alte Dschenina, der Palast der Dey's von Algier: ein echt maurisches Gebäude. Sie war zwar außen verwittert und trug Spuren eines kürzlich erfolgten Brandes. Im Innern hatte sie jedoch noch reizende Säulenarcaden, Stalaktitennischen, Marmorbäder, Fontänen und andere alhambraartige Zierden aufzuweisen.

Die Dschenina war bis zum Jahre 1817 die Hauptresidenz, ja nach Einigen die ausschließliche Residenz der Dey's von Algier gewesen. In besagtem Jahre verlegte der ebenerwählte Dey Ali Rhodscha Pascha seinen officiellen Wohnsitz nach der Kassabah (der Citadelle) und ließ zugleich zum großen Unwillen der Janitscharen den Staatsschatz dorthin bringen. Auf diese Weise gelang es dem Dey, sich von der Tyrannei des Dschaks, jener türkischen Miliz, zu befreien, welche, nicht damit zufrieden, daß sie die Pascha's einsetzte, sie auch gewöhnlich wieder absetzen wollte, wobei denn der seiner Würde Beraubte immer sein Leben einbüßte. Eine Revolution der Janitscharen war die Antwort auf den Staatsstreich des Dey's. Sie versuchten die Kassabah zu stürmen, wurden aber von Ali Rhodscha mit Kanonenschüssen empfangen und zogen sich ohnmächtig zurück.

In der Mitte des Gouvernementsplatzes steht die Reiterstatue des Herzogs von Orleans, eine lichte Erinnerung aus dem bereits vergessenen Sultkönigthum.

Auf der Westseite des Platzes öffnet sich eine Straße, welche direct nach der neuen französischen Kathedrale führt. Diese ist

ein ziemlich geschmackloses Gebäude, in einem Styl erbaut, welcher den arabischen nachahmen soll, aber nur überladen und barock erscheint. Ihr Bau hat mehr gekostet als alle Moscheen Algiers zusammengenommen, und doch, welch' ein Abstand gegen die wahrhaft künstlerische Einfachheit dieser letzteren!

Nördlich und südlich von dem Hauptplatz strecken sich die beiden Straßen Bab-Asun und Bab-el-Méd, jene Hauptarterien des algierischen Verkehrs, beide zu den entgegengesetzten Stadtthoren führend und nach den Thoren benannt. Bab-el-Méd heißt das Thor des Flusses, nach einem meist wasserlosen Bächlein, dessen sandiges Bett man antrifft, wenn man dem Dorfe St. Eugène sich zuwendet. Bab-Asun führt seinen Namen von einer Fontäne, welche vor etlichen Jahrhunderten hier von dem Stamme der Beni-Asun gestiftet wurde. Die Fontäne existirt nicht mehr, die Wenigsten wissen, wer die Beni-Asun waren, aber die Straße hat den Namen des Brunnens geerbt und wird wohl noch lange die obskuren Stifter verewigen.

Von den beiden Stadtthoren existirt jetzt ebenfalls nur noch der Name, denn die engen maurischen Pforten waren bald dem vergrößerten Verkehr des französischen Algiers hinderlich geworden.

Als die Franzosen im Jahre 1830 in die eben eroberte Stadt einzogen, begrüßte sie eine entseßliche Trophäe von den Zinnen des Thores Bab-Asun herab. Es waren die halbverwesten Häupter vieler ihrer Landsleute, der Offiziere und Matrosen der beiden Kriegsschiffe *Silène* und *l'Aventure*, welche an der Küste Schiffbruch gelitten hatten und deren Mannschaft auf den Befehl Hussein Dey's hingerichtet worden war. Dieses Thor

Bab-Afun, war auch noch durch den Dolchstoß Ponce Balagner's, eines französischen Helden, der mit Carl V. vor Algier focht, berühmt gewesen. Dieser kühne Ritter, schon zum Rückzug gerufen, sprengte noch einmal bis an das von Feinden umragte Thor und stieß im Angesicht derselben seine Waffe in das Holzgetäfel der Pforte, ungestört durch den ihn umgebenden Kugelregen. Manche Franzosen gefallen sich, in diesem Dolchstoße ihres Landsmannes eine prophetische Bedeutung zu erkennen.

Die beiden Hauptstraßen sind jetzt durchweg europäisch, wie überhaupt der ganze in der Ebene gelegene Theil der Stadt. Der maurische Theil erhebt sich auf dem Hügel unmittelbar darüber. Unzählige enge Gäßchen führen bergan, und münden alle in der Nähe der Kaffbah aus, dieser Citadelle Algiers, diesem einstigen Palaste Hussein Dey's, welcher die höchste Spitze des Hügel's krönt.

Seltfame, enge, winklige Gäßchen, von zwei- bis dreistöckigen Häusern überragt, welche derartig gebaut sind, daß jedes höhere Stockwerk nach Art der altdeutschen Erker über das niedere in die Breite der Straße hinausragt, so daß sich die obersten Stockwerke fast berühren. Ueberfluß an Licht ist natürlich in diesen Winkelstraßen nicht vorhanden. Nur spärliche, winzig kleine Fenster befinden sich an den Häusern auf der Straßenseite und fast immer trennt sie ein Eisengitter noch abschließender von der Außenwelt.

So unscheinbar, ja oft unschön auch das Außere der maurischen Häuser erscheint, desto reizender bietet sich das Innere dem für architectonische Schönheit empfänglichen Auge dar. Jeder Mensch, der nur einen Funken künstlerischen Geschmacks

besitzt, muß erkennen, wie unendlich viel schöner und harmonischer diese leichten, zierlichen, architectonischen Formen sind, als jene plumpen europäischen Häusermassen, um deren Willen man jetzt alle diese niedlichen Bonbonidren, welche man maurische Häuser nennt, niederreißt.

Das Erdgeschosß dieser kleinen Paläste besteht gewöhnlich: aus einer länglichen, mit Marmor reich verzierten Vorhalle, dem Aufenthaltsorte der Diener; und einer gewölbten geräumigen Säulenhalle, dazu bestimmt, als Empfangssaal für die männlichen Besucher zu dienen, denn in den obern Theil des Hauses dringt nie ein profaner männlicher Schritt. Eine gewöhnlich mit Porcellantafeln (Azulejos) ausgeschmückte Treppe führt in das erste Stockwerk des Hauses. In diesem befindet sich der von Säulencarcaden umgebene innere Hof, welchen die Araber Us-ud-Dar, und die Spanier, welche ihn vielfach den Mauren nachgeahmt haben, Patio nennen, und der nichts Anderes ist, als das altrömische Atrium. In den größeren Häusern befindet sich selbst das Peristylum der Römer, eine zweite vergrößerte Auflage des Atrium oder Us-ud-Dar. Die Säulen sind in den Häusern der Wohlhabenden immer von Marmor, gewunden oder cannellirt. Die Bogen, deren sich auf jeder der vier Seiten drei, selten vier und in den Häusern der Armen nur zwei befinden, sind meist hufeisenförmig, zuweilen rund, selten spitzbödig. Fast alle maurischen Häuser haben ein höheres Stockwerk, in welchem sich die Säulencarcaden des ersten getreu wiederholen; dieses bildet so einen lustigen Balcon, Verbus genannt, von welchem man auf den mit Marmor gepflasterten innern Hof herabblickt. Von dem oberen Stockwerke führt dann eine Treppe auf das terrassenförmig

abgeplattete Dach, dessen eine Seite gewöhnlich eine halboffene Halle, ebenfalls von Säulenarcaden gestützt, trägt und so von unten gesehen wie ein unvollendetes drittes Stockwerk erscheint. Die Wände nach dem innern Hofe zu sind fast überall mit den bei den Mauren so beliebten buntbemalten Porcellantafeln verziert. Was die Zimmer betrifft, so hat jede der vier Seiten eines Stockwerkes gewöhnlich eine einzige längliche Kammer. Im Zimmer, der Thüre gegenüber, befindet sich oft eine Nische, mit kunstvollem Holzschnitzwerk ausgelegt; in den beiden Enden sieht man alcovenartige Vertiefungen zu Lagerstätten bestimmt.

Die am besten erhaltenen maurischen Häuser in Algier sind jetzt (1862): das des Gouverneurs, die öffentliche Bibliothek, das Haus Ibrahim Pascha's, das der Brüder Ben-el-Marabut und einige wenige andere. Das erstgenannte war einst von Hassan Pascha, dem fünftletzten Dey von Algier, bewohnt gewesen. Dieses Gebäude ist reich mit Marmor decorirt; der maurische Hof und der Speisesaal sind ächte Denkmäler inländischer Kunst; nur die Fagade ist neu und von den Franzosen in einem pseudo-venetianischen Styl aufgeführt.

Auch das reizende Bibliotheksgebäude ist eines der schönsten Beispiele maurischer Architectur und wäre der Blüthezeit des Maurenthums in Sevilla oder Granada gewiß nicht unwürdig gewesen. Das Erdgeschoß, an und für sich schon wegen seiner reichen Marmorverzierung sehenswerth, bietet dem Wißbegierigen doppelten Genuß in dem hier befindlichen archäologischen Museum — einer Sammlung von der höchsten Wichtigkeit für die Geschichte dieses Landes. Der erste Stock, mit bunten Nacheln gepflastert, dient jetzt den Vorlesungen, welche der verdiente

Orientalist Bresnier hier über arabische Sprache hält. Im oberen Geschosse befindet sich in mehreren reich mit Schnitzwerk, Marmor und Porcellan decorirten echt maurischen Zimmern die vorzüglich geordnete Bibliothek, welche, was ihre Specialität, nämlich die Litteratur über Afrika betrifft, wohl die meisten, wenn nicht alle Bibliotheken Europas an Reichthum übertrifft. Ehe man zu ihrem Eingange gelangt, läßt man rechts einen kleinen mit Porcellan übertäfelten Kiosk liegen, welcher das Cabinet des Bibliothekars Herrn Verbruggers bildet. In der stillen Zurückgezogenheit dieses niedlichen Zimmerchens ist schon manches Buch über Afrika aus der fruchtbaren Feder Verbruggers geflossen. Herr Verbrugger ist selbst eine der Hauptmerkwürdigkeiten Algiers; schon seit 30 Jahren in diesem Lande wohnhaft, das er in allen Richtungen durchstreift hat, in Kenntniß seiner Alterthümer mehr als irgend Jemand bewandert, und im Arabischen ein vollendeter Meister, kann man wohl mit Recht von ihm sagen, daß Niemand unter den Lebenden Algerien so gut kennt, wie er. Er ist zugleich Präsident der historischen Gesellschaft von Algier, welche alle zwei Monate die interessante Revue africaine erscheinen läßt, von welcher schon so viel Lichtstrahlen über die Enthüllung der Vorzeit Algeriens ausgegangen sind.

Als ich diesen Gelehrten das legtemal sah, hatte er einen großen Kummer. Die französischen Ingenieure, diese modernen Vandalen, hatten ihm angekündigt, daß das Bibliotheksgebäude verurtheilt sei, niedergerissen zu werden. Ich versuchte es, ihm Muth einzusprechen, aber: „Es ist umsonst,“ sagte er, „die Bibliothek ist gerichtet; der niedliche Tempel maurischer Kunst mit

feinen Marmorsäulen und Porcellanverzierungen muß fallen. Die Herren Ingenieure wollen hier eine Batterie errichten.“ Da es ein Gesetz der Nothwendigkeit in Algier zu sein scheint, daß alles Schöne so schnell wie möglich verschwinden müsse, so möchte wohl kaum ein Jahr vergehen, ehe auch dieser kleine Tempel der Wissenschaft zerstört sein wird. Denselben Weg werden wohl bald die wenigen andern noch übrigen maurischen Kunstschöpfungen auch wandern und an ihrer Stelle wird man nichts als jene bei den modernen Franzosen so beliebten kasernenartigen Monstrebauten auftragen sehen, bis vielleicht einmal ein Erdbeben den Beweis liefert, daß die neufranzösische Art zu bauen nicht nur unschön, sondern hier zu Lande auch unpractisch war.

Algier besitzt eine Menge größerer oder kleinerer Aneinanderreihungen von Kaufläden oder Buden, die der Araber Suk und der Europäer Bazar nennt. Einer der größten und bekanntesten derselben ist nah am Hauptplatz gelegen und für Luxusartikel bestimmt. In ihm kauft man alle nur wünschenswerthen Schmucksachen und Putzwaaren des Orients. Dort findet man jene niedlichen algierischen Frauenschuhe, Belrah genannt, welche in eine nach oben gekehrte Spitze auslaufen und deren rother Sammt reich mit Gold gestickt ist; daneben die abgerundeten Damenpantoffeln (Schibrilla) und die berühmten gelben marokkanischen Babuschen; auch die mannichfaltigsten Arten von Armbändern, zusammengesetzt aus bunten Glasperlen, oder aus unzähligen kleinen Muscheln, den Kauris des Sudan, wo sie als Münze gelten, oder aus feinen arabeckenartig verschlungenen Goldfäden, oder auch aus aneinandergelötheten arabischen Goldstü-

den. Hier sieht man die perlverzierten Bernsteinspitzen der maurischen Pfeifen; daneben jene kleinen orientalischen Kaffeetäßchen ohne Hebe, die man mittelst eines einem Eierbecher nicht unähnlichen Untergestelles von Filigran halten muß. Die Bournusse, oder eigentlich Bernusse, und die Haïks, jene algierischen Shawls, welche jetzt in Europa Mode geworden sind, sieht man ebenfalls in den Buden dieses Bazar's in Haufen aufgespeichert. Was inländische Möbel betrifft, so sind freilich für die Auswahl des Käufers so gut wie gar keine oder nur die allereinfachsten vorhanden. Was für Möbel soll auch ein Mensch brauchen, der wie der Maure nie sitzt, wenigstens was der Europäer sitzen nennt, sondern nur auf der Erde liegt, kauert oder hockt? Stühle, Sophas und Tische, Schränke, Kommoden und Sekretäre sind dem Eingebornen unbekannte Dinge, deren Gegenwart in seiner Wohnung ihn nur geniren würde. Ein einziges schemelhohes Tischchen, seiner Niedrigkeit nach offenbar berechnet für Leute, die ihr Leben auf dem Fußboden zubringen, fiel mir in die Augen. Es war achteckig, von Sandelholz, mit Perlmutter und Elfenbein kunstvoll ausgelegt, und hatte vier zierlich geschnitzte Brettchen zu Stützen. Dieses Tischchen war offenbar für Mauren und Araber ein Artikel von so übertriebenem Luxus, daß kein Mensch an's Kaufen desselben dachte.

Die Stelle von Kommoden vertreten sonderbare kofferartige Bretterladen, roth angestrichen und mit vergoldeten Arabesken bemalt. Jenes bei uns für arabisch geltende Möbel, der Divan, existirt in Algier nur in französischen Häusern. Der Araber sitzt, wie schon gesagt, nur am Fußboden, auf welchem er höchstens einen Teppich, oft nur eine Strohmatten sich unterlegt.

Teppiche, mit denen man in Europa sich jedes arabische Haus so wohl versehen denkt, sind bei den Mauren verhältnißmäßig selten. Die Meisten besitzen nur ein kleines Stück Teppich, auf welchem sie sich zur Gebeteszeit in anbetender Stellung hin- strecken und das sie dann sorgfältig wieder zusammenrollen. Der Fußboden der Gemächer ist selbst bei den Reicheren nur mit Strohmatten bedeckt.

Sonderbar waren die Ideen, welche die Budenbesitzer dieses Bazars über Handelstransactionen zu haben schienen.

„Wie viel,“ so fragte ich einen derselben, „dieses arabische Portemonnaie?“

„Vier Francs,“ war die Antwort.

„Ich finde das übertrieben,“ sagte ich, zum Weggehen bereit.

„Wie viel haben Sie Lust zu geben?“

„Anderthalb Francs.“

„Nehmen Sie.“ Wie ich den Artikel einsteckte, flüsterte mir ein Jude zu:

„Sie hätten einen Franc bieten sollen, er hätte es auch gelassen.“

Der Tourist, der für den Orient schwärmt und gern in all den bunten und phantastischen Producten der Kunst und Industrie, welche hier feil geboten werden, etwas echt Orientalisches erblicken möchte, erfährt, wenn er sich genau nach dem Ursprung dieser algierischen Kunstwaaren erkundigt, eine neue Enttäuschung. Die meisten dieser Artikel sind nämlich in Paris gemacht.

Jene schönen weißen silberglänzenden Bernusse und jene von Silber und Goldfäden durchzogenen Haïks, welche unsere

eleganten Damen kaufen und damit sich im Besitz eines echt orientalischen Putzes wähnen, stammen aus der Seinstadt, oder aus den Fabriken von Lyon. Die goldgestickten, sammtüberzogenen Portemonnaies haben keinen andern Ursprung. Die Täschchen und Pfeifenköpfe kommen aus der Vaterstadt der Kinderpielzeuge, unserm lieben deutschen Nürnberg. Selbst die rothen Fesse, jene charakteristischen Kopfbedeckungen der Muselmänner, sind französischer Fabrik. Es giebt freilich auch tunisische und diese werden vom Kenner unendlich mehr geschätzt, aber sie sind zu theuer für die geringen Mittel der meisten Araber, was jedoch die Juden gar nicht hindert, ihren reicheren eingeborenen Kunden französische Fesse als tunisische um den doppelten Preis aufzuschwätzen.

Im Laden eines Israeliten sah ich ein arabisches Spielzeug, das mir so recht den Stempel des Maurenthums zu tragen schien. Es war ein mit rothem Saffian überzogenes Schächtelchen zum Aufschieben, welches einen dreifachen Boden hatte und bestimmt war, Kunststückchen damit auszuüben. Es war über und über mit Arabesken und Halbmonden verziert.

„Wie viel dies Schächtelchen?“ fragte ich.

„Zehn Francs,“ war die lächerliche Antwort.

„Ich würde keine drei dafür geben,“ sagte ich entrüstet.

„Für diesen Preis kann ich es nicht lassen,“ antwortete Freund Schmuhl, „denn es kostet mich selbst in der Fabrik zu Offenbach fünf Francs.“

Das arabische Spielzeug war in Offenbach gemacht!

„Schämen Sie sich nicht,“ sagte ich zum Juden, „als arabische Artikel Dinge aus Offenbach zu verkaufen?“

„Was wollen Sie, mein Herr?“ erwiderte Israel, „die „Bédouins“ kaufen uns doch nichts ab, und die Touristen, unsere einzigen Kunden, sind meist so dumm, daß sie Alles für arabisch halten, worauf ein Halbmond angebracht ist.“

Die Schuh- und Pantoffelarbeiten sind, so viel ich erfahren konnte, die einzigen von den sogenannten algierischen Artikeln, die noch ausschließlich in Algier fabricirt werden. Alle anderen Industrieen, als deren Sitz der harmlose Fremde noch Afrika wähnt, sind nach Paris, nach Lyon, nach Nürnberg oder nach Offenbach ausgewandert.

„Der Orient,“ so hörte ich neulich den etwas hyperbolischen Ausruf eines enttäuschten Touristen: „der Orient ist nicht mehr im Orient. Der Orient ist in Paris, in dem Winkel einer Curiositätenbude oder eines Modemagazins, und wenn man heutzutage noch vom Orient redet, so geschieht es oft nur als Aushängeschild des commerciellen Charlatanismus.“

Drittes Capitel.

Die Vizekönige von Algier.

Marschall R. — Das Diner. — Die Beamtensgattin. — C'est très facile. — C'est tout à fait impossible. — Der Feldzug in der Sünste. — Der schalkhafte Adjutant. — Das Bureau arabe. — Die Gesellschaft der Colonie. — Die militärisch abgerichtete Marschallin. — Moderne Romanhelden. — Mangel an präsentablen Damen. — Eine geschminkte Touristin. — Der neue Gouverneur. — Dessen sarcastische Aneben. — Der Schmerzbauch. — Die Glaze. — Die rothe Nase. — Derbe Scherze. — Die Kanonen von Malakoff.

In der Absicht, das Innere der Algerie zu bereisen und wohlwissend, daß dies ohne Erlaubniß der Militärautoritäten unmöglich sei, hatte ich mich in Paris mit einem Empfehlungsschreiben von officieller Hand an den Gouverneur Algeriens versehen. Diese Würde belleidete bei meiner ersten Anwesenheit in Algier Marschall R. Französische Gesellschaften mitzumachen war ich nicht hierhergekommen; aber der Gouverneur, so dachte ich in meiner Einfalt, könne mir am besten für meine Reisen im Innern Auskunft und Erleichterung verschaffen. Ich gab also mein Empfehlungsschreiben ab und wurde gnädigst zur Tafel geladen.

Ich war so dumm gewesen zu hoffen, in den Salons des Gouverneurs einer afrikanischen Provinz recht viel von Afrika zu hören. Aber diesen Irrthum mußte ich schwer bereuen.

Denn jetzt wurde ich dazu verurtheilt, anderthalb Stunden lang das Gespräch einer französischen Beamtensgattin, die man mir zur Tischnachbarin gegeben hatte, anzuhören. Diese gute Dame war aus wer weiß welchem Departement frisch eingeführt, und besaß die kleinstädtischsten Ideen von der Welt. Ihren Bildungsstand mag es bezeichnen, daß sie keine Idee davon hatte, daß arabisch eine Sprache sei. Sie hielt das Gespräch der Beduinen für nichts Anderes als für eine Art von Patois! „C'est un patois du Midi,“ wie sie sich naiv ausdrückte. Uebrigens schien ich auf sie keinen bessern Eindruck, als sie auf mich, gemacht zu haben, denn als sie entdeckt hatte, daß ich den obskuren Cheflien ihres Departements nicht kannte, würdigte sie mich kaum mehr eines Wortes und beschränkte sich auf Nahrungsstudien.

Nach Tisch kam der kleine alte Marschall auf mich zu und fragte mit schmunzelnder Herablassendheit, was meine Reisepläne seien, welche ich nun, schon lange einer solchen Gelegenheit gewärtig, auch schleunigst auseinandersetze. Auf alle meine Fragen, ob diesen oder jenen Reiseplänen kein Hinderniß im Wege stehe, antwortete der alte Krieger unfehlbar: „c'est très facile.“ Aber die französischen Offiziere, Adjutanten und Ordonnanzen des Allmächtigen waren ganz anderer Ansicht, und erwiederten als ich ihnen dasselbe auseinandersetzte, in höchst positivem Tone gerade das Gegentheil, nämlich: „c'est tout à fait impossible.“ Wem nun glauben? Keiner von all' diesen Herren war freilich weit im Innern gewesen. Die brillanten jungen Offiziere lebten in Algier ein lustiges Gesellschaftsleben gerade so, wie wenn sie sich in Paris befunden hätten, und kümmernten sich durchaus nicht um dieses Beduinenland „ce pays de Bédouins,“ wie sie

Afrika verächtlich nannten. Der etwas hinfällige Marschall war zu sehr mit Pflege seiner 60 oder 70 Jahre, seines schönen weißen Katzen Schnurbartes und seiner vielen Rheumatismen beschäftigt, als daß er über die von ihm verwaltete Provinz sich Aufklärung zu verschaffen Mühe gehabt hätte. Der große Held hatte freilich einen sogenannten Feldzug nach der Kabylie gemacht, war aber auf demselben, wie mir einer seiner Adjutanten erzählte, der Hitze wegen bei Nacht und dann meist in einer Sänfte gereist. Was hatte er also vom Lande sehen können? Der schallhafte Adjutant behauptete, sein Vorgesetzter wäre im Stande, mich an Orte zu schicken, welche in der Wirklichkeit gar nicht existirten.

Später lernte ich zufällig einen Offizier vom sogenannten Bureau arabe kennen und da machte ich die Erfahrung, daß von allen Offizieren in der Algerie nur diejenigen etwas von den Eingebornen und vom innern Lande überhaupt wissen, welche im Dienst des besagten Bureau stehen, welches allein alle einheimischen Geschäfte verwaltet und regelt. Durch diese allein wurde mir es denn auch später möglich, das Innere mit guten Empfehlungen und einigem Nutzen zu bereisen und in die Kreuz und Quere zu durchstreifen.

So hatte ich für meinen eigentlichen Zweck allerdings nicht viel in dem Palaste des Gouverneurs gewonnen. Gezwungenerweise mußte ich mich begnügen, Studien über die Gesellschaft dieser Colonie anzustellen.

Algier ist durchaus Militär-Colonie; das bürgerliche Element, von der Regierung stiefmütterlich behandelt, tritt hier zurück. Obgleich ein Präfect und ein Heer von Civilbeamten

existiren, so spielen sie doch durchaus eine gedemüthigte Nebenrolle. Was endlich diejenigen Civilpersonen betrifft, die nicht einmal das Glück haben, Beamte zu sein, so können sie froh sein, daß man ihnen überhaupt das Recht der Existenz einräumt. Von einer Theilnahme an gesellschaftlichen Vergnügungen der hier bevorzugten Stände ist für sie nicht die Rede.

So kam es auch, daß ich im Palast des Gouverneurs fast nur Uniformen zu sehen bekam. Die militärisch abgerichtete Frau Marschallin hatte für jede doppelte Epaulette mit dicken Bouillons ein schmunzelndes Lächeln, für die einfachen Bouillons eine graziös herablassende Kopfbewegung, und für die mageren Epaulette der Subalternoffiziere ein kaum merkliches Nicken. Die Civilbeamten, welche in besonders häßlichen Uniformen sich spärlich in diesem Heiligthum eingefunden hatten, waren von einer dem Bewußtsein ihrer untergeordneten Stellung entsprechenden Demüthigkeit.

Desto weniger theilten diese letztere Eigenschaft die Offiziere und am allerwenigsten diejenigen, welche das Glück hatten, Adjutanten des Allmächtigen zu sein. Einige dieser Herren schienen von einem aus Lächerliche grenzenden Selbstbewußtsein durchdrungen. Die Heldenthaten, welche sie vollbracht haben wollten, hätten manchem Romanschreiber zur Ausschmückung seiner Hauptperson mehr als hinreichen können.

Was die schönere Hälfte der Gesellschaft betraf, so war eine solche nur in spärlichen Exemplaren vorhanden. Es ist nämlich äußerst schwer, in Algier eine gewisse Anzahl anständiger Weiblichkeiten, welche würdig wären, im Salon des Gouverneurs zu figuriren, zu vereinigen.

Von den Offiziersgattinnen sind die meisten keineswegs präsentabel. Höchstens einige alte Generäle, ein paar hochgestellte Civilbeamte haben standesgemäße Ehehälften. Unter den letzteren war meine schon beschriebene Tischnachbarin.

Sie und da verliert sich wohl auch irgend eine vornehme Fremde, welche als Touristin diese Gestade besucht, in den Salon des Gouverneurs. So sah ich daselbst eine russische Fürstin mit einem entsetzlich langen Namen, welcher mit dem obligaten off endigte. Diese edle Dame hatte es für gut befunden, ihre fünfzig Frühlinge hinter einer vierfachen Schicht von Schminke verbergen zu wollen, was ihr freilich ebenso wenig gelang, als ihre wallenden Locken und ihre wunderschönen pariser Perlzähne die Welt täuschten. Diese Dame war hier nicht an ihrem Orte, d. h. sie wurde nicht blos nicht bewundert, sondern auch nicht gewürdigt, ja nicht einmal verstanden. Eine Touristin ist für die Franzosen ein unbegriffenes Wesen; die Französinen namentlich können nicht verstehen, wie man wo anders hin reisen könne, als im Winter nach Paris, und im Sommer nach einem fashionablen Badeorte; alle anderen Reisen sind Monstruositäten. So war auch die Fürstin . . . off hier eine unverständene Größe, ein unbegriffenes Genie, und sie blieb auch nicht lange in einem barbarischen Lande, in welchem die fashionable Touristin für nicht viel besser als eine Aventuriere angesehen wurde.

Eine einzige Einrichtung in französischen Gesellschaften ist übrigens vortrefflich, nämlich die, daß man, ohne sich bei der Dame des Hauses zu verabschieden, verschwinden darf, was man bei uns „adieu à la française“ nennt. Diese Erlaubniß benutzte

ich denn auch bald und suchte mit Wonne mein einsames Zimmer im Hôtel de la Regence wieder auf.

Als ich in vergangenem Winter (1861—1862) die Gestade von Algier abermals begrüßte, fand ich einen andern Helden im Besitz des sammtgepolsterten Gouverneursessels, nämlich den durch den Krimkrieg berühmten Herzog von Malakoff. Die Meinungen der Algierer über ihren neuen Gouverneur waren getheilt, die Wenigsten waren durchweg von allem Dem erbaut was die neue Excellenz zu thun für gut fand.

Pelissier ist eine derbe gemüthliche Haudegenatur, kein Salonmensch; was er denkt, das sagt er und oft denkt er Dinge, die man nach den Gesetzen der Höflichkeit allerdings nicht sagen darf. Die wenigsten Franzosen wissen seine derbe Aufrichtigkeit, die freilich manchmal in Grobheit ausartet, zu schätzen. Auf einer Rundreise, die er jüngst in den Provinzen der Algerie machte, scandalisirte besagte Aufrichtigkeit die an mehr gesellschaftliche Heuchelei gewohnten Beamten und Offiziere nicht wenig. Die aller Höflichkeit entkleideten Bemerkungen des alten Haudegens, womit er die verschiedenen Schwächen der ihm Vorgestellten ihnen in's Gesicht hinein geißelte, hätten bei einem unparteiischen Zuschauer ohne Zweifel große Heiterkeit erregt; da aber Niemand unparteiisch bleiben konnte, sondern Jedermann in dem, was ein Franzose als sein liebstes kennt, nämlich in seiner äußeren Erscheinung, von dem schonungslosen alten Krieger lächerlich gemacht wurde, so folgte daraus nur eine allgemeine Verstimmung. „Sie haben,“ so sagte der unerbittliche Spötter zu einem corpulenten Stabsoffizier, „einen Schmerbauch, dem die Uniform durchaus nicht steht. Könnten Sie sich nicht eine Blouse anschaffen?“

Ein Unterpräfect mußte eine grausame Anspielung auf seinen kahlen Scheitel hören :

„Wenn ich eine so umfangreiche Glase hätte, wie Sie, so würde ich mir doch eine Perücke machen lassen; die von Hundshaaren sind die billigsten; sie werden diese Ausgabe leicht bestreiten können.“

Solcher Gestalt waren die Bemerkungen, durch welche der Held von Sebastopol die Cercele machenden Honoratioren in Erstaunen zu setzen pflegte. Ein anderer Beamter erhielt einen gehörigen Verweis dafür, daß ihn die Natur mit einer rothen Nase begabt hatte und mußte sich Branntweinsäuser nennen hören.

Aber nicht immer waren die Verstöße des Krimhelden gegen die einst von den Franzosen so hochgeachteten Vorschriften der Höflichkeit, von so direct an den Mann gehender Natur. Zuweilen waren seine etwas allzuderben Scherze auch gemüthlich, oder sollten es wenigstens sein, wo man dann die Absicht für die Wirklichkeit gelten lassen mußte. So ist noch ganz Algier voll von der auffallenden Anekdote der Kanonen von Malakoff, die ich versuchen will in conventionelle Sprache einzuzwängen.

Bei einer jener Sonntagsparaden, wie sie auf dem Hauptplatz von Algier abgehalten zu werden pflegen, hatte sich der Sieger von Sebastopol gegen die Generale und höheren Stabs-offiziere, welche während der Truppschau sein Gefolge ausmachten, besonders gnädig und herablassend gezeigt. Alles war gut gegangen, die Parade war zu seiner vollkommenen Zufriedenheit ausgefallen, so daß er in überströmender guter Laune beschloß, seinem officiellen Gefolge einen kleinen Soldatenscherz zum besten zu geben.

Als sie eben um ihn herum Cercle machten, und die Rede zufälliger Weise auf den Krimkrieg gefallen war, fragte er plötzlich den ältesten der anwesenden Generäle, ob er auch die Kanonen von Malakoff mit eigenen Ohren gehört habe? Da besagter Herr gerade nicht in der Krim gedient hatte, so war die Antwort natürlich eine verneinende. „Nun,“ so rief der gemüthliche alte Haubegen, „so will ich Ihnen die Gelegenheit verschaffen, das Versäumte nachzuholen.“

Einen Augenblick darauf vernahmen die Umstehenden allerdings ein Geräusch, über dessen Ursprung sie nicht im Zweifel sein konnten.

„Voilà les canons de Malakoff!“ rief der siegreiche Feldherr zu seiner zwischen Heiterkeit und Schamröthe getheilten Umgebung.

Viertes Capitel.

Algiers nächste Umgebung.

Die Kubba Sidi Abd-er-Rhamans. — Jardin Marengo. — Zoologischer Garten. — Denkmal Napoleon des Ersten. — Il avait rêvé cette conquête. — Das Gesundheitsquartier. — Das Fort de vingt quatre heures. — Ein neuer katholischer Heiliger. — Das Fort des Kaisers. — Carl V. vor Algier. — Mustapha supérieur. — Der Paschasenkel als Kleideroriginal. — Jardin d'Essaix. — Maison Carrée. — Die mystische Stadt. — Die Städteverschleppung.

Vor dem Thor Bab-el-Ued auf dem westlichen Hügel überrascht unsern Anblick das überaus malerische Mausoleum eines muselmännischen Heiligen, des Sidi Abd-er-Rhaman el Tsaalebi. Diese Grabheiligthümer, welche der Araber Kubba und der Franzose Marabut nennt, sind meist in Form von Moscheen gebaut, mit einem kuppelbedachten Beetsaal, dem zur Seite nicht selten, wie hier, ein zierlicher Minaret in die Lüfte ragt. Diese Kuppel, dieser Minaret, und dicht neben ihnen eine herrliche Palme, machen zusammen ein liebliches Bild von so echt orientalischem Gepräge aus, wie man es heute in Algerien nur noch selten findet.

Ein paar steinalte maurische Bettelweiber, welche trotz ihrer verwitterten Reize dennoch verschleiert sind, fehlen selten an der Pforte des Heiligthums. Man hüte sich, ihnen etwas

zu geben, wenn man nicht wenigstens hundertmal mit Gewalt die Hände geküßt haben will. Dem profanen Schritt eines Rumih (Christ) ist die Kubba eigentlich durchaus unzugänglich. Dennoch gelang es mir, auf Schleichwegen einzudringen und trotz der Anwesenheit einiger betenden Tolba (Schriftgelehrten), welche mir jedoch bei ihrer Andacht glücklicherweise den Rücken zuwendeten, das Innere zu besehen. Es war dies ein achteckiger Saal mit absidenartigen Nischen auf jeder Seite, und von Marmorsäulen gestützt. Rechts vom Eintretenden befand sich das Ruhebett des Heiligen, einem großen europäischen Staatsbett nicht unähnlich. Kostbare Brokatdecken verhüllten das Lager. Die sterblichen Reste des Marabut liegen unter diesem Bette begraben, aber eine fromme Phantasie vergegenwärtigt sich wohl im Lager selbst die ewige Schlafstätte des Heiligen. Am Grabe Sidi Abd-er-Rhamans geben die Muselmänner sich mit besonderer Gebetsfreudigkeit der Andacht hin.

Als mein ungeweihter Schritt die Halle betrat, konnte ich nicht umhin, tief angeregt zu werden durch die hehre Einfachheit und patriarchalische Würde eines Gottesdienstes, der jeden Sinneszauber verschmährt und doch nicht in das Extrem des Unpoetischen verfällt. Da stand vor mir eine kleine Schaar ehrwürdiger Greise, welche mit nach Osten gebeugtem Antlitz mit majestätischer Langsamkeit die poetischen Verse des Korans lispelten. Hie und da brach sich ein Seufzer aus einem dieser Busen los, zuweilen sank eine dieser weißumhüllten Gestalten mit dem Angesicht jählings auf die Erde; ein mystisches Halbdunkel herrschte in der Grabeshalle und der Geist des Heiligen schien um die gebleichten Scheitel seiner Verehrer zu schweben.

Sidi Abd-er-Rhaman el Tsaalebi war ein echter Sohn Algiers gewesen, ja, er stammte sogar von der einheimischen Herrscherfamilie ab, welche vor den Türken die königliche Würde in Algier bekleidet hatte, und deren letzter Fürst Eutemi el-Tsaalebi, der von Arudsch Barbarossa entthront wurde, der leibliche Vetter des Heiligen war. Der Marabut starb in Algier im Jahre 1469. Er war es, der dem Tyrannen Arudsch den sonderbaren Rath gab, stets nur mit Türken zu regieren und nie einen Mauren zu einem Staatsamte zu befördern. Wie die Ruchlein um die Henne, schaaren sich um das Grab des Heiligen die Gräber vieler Gläubigen, von denen man annimmt, daß sie so auf mystische Weise der Heiligkeit des Marabuts theilhaftig werden.

Unterhalb der eben geschilderten Kubba liegt der an Südpflanzen reiche Jardin de Marengo. Hier windet die schlanke Fächerpalme ihre zierlichen Blätter, die Jucca hebt majestätisch ihr palmenartiges Haupt, ein Meer mannichfaltigster Cactusarten schmiegt sich in seltsamen Formen und Verschlingungen am Boden hin. Im Schatten der Bellasombra's hat man in neuester Zeit einen kleinen Thiergarten angelegt, ausschließlich der Fauna Afrika's gewidmet. Zwei muthwillige junge Löwen trieben dort ihr kindisch-nedisches Spiel; der Panther des Tells, arabisch Nemer, und der der Sahara, arabisch Fehed genannt, ließen ihr goldgesprenkeltes Fell im Sonnenblicke erglänzen; der Affe der Schiffa machte vor einem arabischen Publikum seine menschenähnlichen Kunststücke, und die Hyäne muselmännischer Grabstätten schleppte ihren langsamen hinkenden Schritt dem Eisengitter entlang.

In diesem Garten befindet sich auch im Schatten der Platanen ein Denkmal Napoleon's I. Der große Mann hat zwar eigentlich mit Algier nicht das Geringste zu thun, aber er findet hier seinen Platz, weil, wie uns die Inschrift belehrt, „er die Eroberung Algier's durch die Franzosen geträumt habe:“ „il avait rêvé cette conquête.“ In fast allen Ländern, die Napoleon wirklich eroberte, sucht man umsonst nach seinem Denkmal, aber in Algier, dessen Eroberung er nur geträumt hat, erhebt sich seine siegesgekrönte Marmorbüste. Gewiß ein echt französischer Zug!

Das villenreiche Dorf von St. Eugène, welches unweit des Jardin Marengo beginnt, und sich bis zur Pointe Pescade erstreckt, bildet das Gesundheitsquartier von Algier. Nie hat Cholera oder Fieber diesen glücklichen Punkt heimgesucht.

Das jetzt zerstörte Fort de vingt quatre heures, lag unmittelbar vor dem Thore Bab-el-Med. In seinen massenhaft dicken Wänden fanden die erstaunten Arbeiter beim Niederreißen ein ingemauertes Skelett, welches der Bischof von Algier ungesäumt für das eines in Oran gebornen und zum Christenthum belehrten Arabers erklärte, der unter dem Namen Hieronymus in Spanien Dominicanermönch geworden war. Dieser Mönch soll im vorigen Jahrhundert hier den Märtyrertod erlitten haben, und zwar ließ der Pascha von Algier den abtrünnigen Muselman, der sich standhaft weigerte, zu seinem früheren Glauben zurückzukehren, lebendig einmauern, ob aber gerade im Fort de vingt quatre heures, das ist durchaus nicht bewiesen. Aber der Bischof ließ sich eine so schöne Gelegenheit nicht nehmen, seine Kirche mit einem neuen Heiligen zu beschenken.

Das dieser Seite der Stadt schnurstracks entgegengesetzte

Thor Bab-Afun führt zunächst nach der Vorstadt Isly, einem neuen ganz französischen Stadttheile, in welchem das Theater, das Denkmal des Marschall Bugeaud von Isly, das moderne Karawanenreit, der Kornmarkt und mehrere Kasernen sich befinden.

Dieser Stadttheil wird von dem majestätisch auf der Hügelkrone thronenden Fort de l'Empereur beherrscht, dessen Name jedoch nicht modernen Ursprungs ist, wie das neue französische Kaiserreich vielleicht Manchen möchte glauben machen. Nein! das Fort des Kaisers ist nach einem deutschen Kaiser benannt. Denn von hier aus, wo im 16. Jahrhundert noch kein Fort, sondern nur ein kleiner Marabut Namens Sidi Jakub stand, erfolgte der Hauptangriff Carl des V. auf das Seeräuberneft. Bekanntlich sollte dieser Angriff durch die Ungunst der Elemente so elendiglich vereitelt werden. Es scheint beinahe unbegreiflich, wenn man in den alten Chroniken liest, wie das spanische Heer beim Rückzuge von dieser Stelle bis zum Einschiffungsplatze am Ende der Rhede von Algier (eine Entfernung, die man in 3—4 Stunden zu Fuß zurücklegen kann) volle 3 Tage brauchte. Die Türken von Algier, welche jedesmal erst von ihrem Feinde über die Schwäche einzelner Punkte ihrer Festungsstadt belehrt wurden, beeilten sich, nach dem Abzug der Spanier hier ein Fort zu erbauen, jenes Fort des Kaisers, welches die Franzosen am 4. Juni 1830 nach fünfständiger Beschießung einnehmen sollten. Das heutige Fort de l'Empereur ist jedoch durchaus neu.

Das große romantisch gelegene Dorf Mustapha, welches an die obengenannte Vorstadt Isly stößt, verdient eine Stadt der Willen genannt zu werden. Es führt seinen Namen von dem

viertletzten Dey von Algier, Mustapha Pascha, jenem einstigen Wohlthäter des damals noch obskuren Hussein welcher diesen, der bestimmt war, sein letzter Nachfolger zu werden, aus der Gefangenschaft und Sklaverei der Neapolitaner los kaufte und den Grund zu dessen baldiger Erhöhung legte. Mustapha ließ auf den nach ihm benannten Hügeln eine reizende Villa mit lieblichen Gärten anlegen, welche jetzt den Landaufenthalt des Gouverneurs bildet. Directe Nachkommen dieses Pascha's existiren noch in Algier. Ich selbst kannte einen Enkel desselben, dem die französische Regierung für seine eingezogenen Güter und Häuser jetzt eine monatliche Rente von 600 Fr. verleiht. Diese seltsame Persönlichkeit suchte für ihre gefallene Größe darin einen sonderbaren Ersatz, daß sie sich höchst auffallend im äußersten Superlativ-Styl arabischer Moden kleidete und so wenigstens der Beachtung der Neugierigen nicht ganz entging. Ein Turban von Kaschmir von einer so monströsen Größe, daß man daraus bequem 2 Schlafröcke hätte machen können, umwickelte das alte Janitscharenhaupt mit der langen Habichtsnase und dem rabenschwarz gefärbten Bart. Die Beinkleider dieses Originals waren von einem so lächerlichen Umfang, von einer so bauschigen Weitschweifigkeit, daß, wie mich mein Freund, der arabische Schneider Sidi Hamud, versicherte, man eine ganze Familie mit mehreren Kindern in das zu ihnen verwendete Tuch hätte kleiden können.

Mustapha inferieur, am Fuße der einstigen Paschagärten gelegen, ist eine Stadt der Obstanlagen, der Blumen und Orangenhaine. Jeder dieser Gärten wird durch eine Noria bewässert; so nennt man nämlich hier die von einem Maulthier getriebene Bewässerungsmaschine.

Etwas weiter entfernt am Meere gelegen befindet sich der reizende, an tropischen und subtropischen Pflanzen überreiche Jardin d'Essai, halb botanischer Garten, halb Baumschule für die Gewächse des Südens. Dort sieht man von der Baumwolle, dem Bambusrohr Indiens, der Cochenille=Cactus, der saftigen Banane bis zur Ceder des Libanon und des Atlas fast alle Bäume des Südens vereinigt. Wenig Städte besitzen in ihrer Nähe einen solchen Schatz, wie Algier in diesem Garten.

Vom Jardin d'Essai führt die Straße dem Meere entlang nach Hussein Dey, einst ein Landgut des letzten Souveräns von Algier, jetzt ein Dorf europäischer Colonisten.

Noch weiter der Küste folgend, gelangt man nach dem von den Türken erbauten Fort Maison Carrée, arabisch El Haratsch genannt. Die Brücke, welche über den Fluß von El Haratsch führt, ist eine der wenigen maurischen Ursprungs, welche man in Afrika antrifft. Eine Inschrift in arabischen Versen, im Mittelpfeiler der Brücke eingemeißelt, nennt Ibrahim Ben Ramadan Pascha im Jahre der Hedschra 1149 (1736) als den Erbauer.

Hierher an die Mündung des Ued Haratsch wollen Einige eine mystische Stadt des arabischen Alterthums, Saffah genannt, verlegen. Die Araber glauben und auch einige europäische Archäologen behaupten, sie sei die Vorgängerin Algiers gewesen und ihre Steine wären im 12. Jahrhundert nach der Stelle des jetzigen Algiers hinübergelührt worden, um daraus die heutige Stadt erstehen zu lassen.

Nach diesen seltsamen Berichten müßte das alte Icosium ebenfalls nicht an der Stelle des heutigen Algiers, sondern hier an der Mündung des Haratsch gesucht werden. Jene römischen

Baureste und Inschriften, welche man in Algier fand, wären also auch von Maison Carrée zugleich mit den Steinen des arabischen Saffah hinübergeschleppt worden. Man muß gestehen, es gehört ein eigenthümlicher archäologischer Standpunkt dazu, um an eine solche Städteverschleppung zu glauben.

Fünftes Capitel.

Der Hafen von Algier.

Die 4 Inseln. — Seeräuberthum. — Errichtung des Pegnon. — Arudsch Barbarossa und der letzte arabische König von Algier. — Verlassenheit des Pegnon. — Einnahme desselben. — Der Damm des Rheir-ed-Din. — Das Hasenbassin. — Der Heilige des Hafens. — Ein Ghut. — 285000 Uebel. — Heilung der Unfruchtbaren. — Die mystische Verdoppelung eines Leichnams. —

Wer den heutigen Hafen des einstigen Icosiums ansieht, der ahnt wohl kaum, wie viel Jahrhunderte der Erfahrung, welchen Aufwand menschlicher Kraft und welche Summen es gekostet hat, um dieses Werk, welches uns so einfach vorkommt, in's Dasein zu rufen. Denn von Natur war Algier mit gar keinem Hafen gesegnet. Vier sehr kleine Inseln oder vielleicht richtiger Klippen, einige Hundert Fuß vom Lande entfernt, gewährten den Schiffen zwischen ihren zackigen Felsen und dem Festlande einen höchst precären Schutz. Deshalb war auch die Schifffahrt Algiers

bis zur Zeit Rheir-ed-Din Barbarossa's, des ersten Gründers der Hafengebauten, höchst unbedeutend geblieben.

Die vortürkischen Herren des einstigen antiken Icosiums, die Beni Mesranna, ein Stamm der Metidscha, denen Algier seinen mittelalterlichen Namen verdankte, hatten so gut wie keinen Handel getrieben, aber sie widmeten sich mit desto mehr Energie dem Seeräuberthum. Gleich einer blutdürstigen Hydra streckte dieses seine Häupter nach den Nachbarländern des Mittelmeeres aus. Alle waren gezwungen, ihm Tribut zu zahlen. Wenn ein Staat diese demüthigende Steuer verweigerte, so konnte er bald sich gefaßt machen, viele seiner Söhne in die Sklaverei, manche seiner Töchter in die Harems der Muselmänner abgeführt werden zu sehen. Besonders war es Spanien, welches von der Raubsucht der Algierer zu leiden hatte.

Cardinal Ximenes, der allmächtige Minister Spaniens unter Ferdinand und Isabella, faßte den kühnen Plan, das Seeräuberthum in seiner Wurzel zu ersticken. Die damals bedeutendsten Küstenstädte Algeriens, Bougie und Oran, waren bereits in seinen Händen, als er im Jahre 1510 auch von den Inseln der Beni-Mesranna Besitz ergreifen und auf der größten derselben eine Festung erbauen ließ, welche bestimmt war, die Bevölkerung Algiers im Zaume zu halten. Der Pegnon oder Pennon, so hieß diese Inselfestung, beherrschte die ganze Rhede, und so lange er bestand, d. h. während 19 Jahren, war das algerische Piratenthum, wenn auch nicht vollkommen vernichtet, doch gelähmt. Cardinal Ximenes brachte es sogar so weit, daß die Fürsten von Algier die Oberhoheit Castiliens anerkannten.

Ja, das castilianische Wappen war als Zeichen der Suprematie Spaniens auf den Thoren der Stadt angebracht worden.

Aber so eingeleischte Seeräuber, wie die Algierer waren, konnten einen solchen Zustand nicht lange ertragen. Darum rief Selim Ben Cutemi el Tsaalebi, der letzte einheimische König von Algier, den berühmten Corsaren Arudsch Barbarossa zu seiner Hülfe herbei, ein Schritt, den er bald bitter bereuen sollte. — Denn kaum war Arudsch in Mesranna angekommen, so verdrängte er seinen Schützling Selim, nahm für sich selbst von der Stadt Besitz und begann seine Regierung damit, den rechtmäßigen Herrscher, der ihn herbeigerufen hatte, hinrichten zu lassen.

Diesem größten aller Seeräuber mußte natürlich die Anwesenheit der Spanier auf dem Pegnon ein Dorn im Auge sein. Deshalb sehen wir ihn fast ununterbrochen im Kampf gegen die kleine Besatzung dieser Inselfestung und die ihr zu Hülfe eilenden Spanier. 1516 schlägt er den spanischen Admiral Diego de Vera, welcher der Besatzung mit einer Flotte zu Hülfe gekommen war und Truppen beim Thore Bab el Ued ausgeschifft hatte. Zu gleicher Zeit vereitelt er einen Ausfall des Gouverneurs des Pegnon, Nicolao de Quint. Castilien sollte freilich bald Rache an Arudsch nehmen. Zwischen Oran und Tlemsen kam es zu einem Gefecht zwischen Spaniern und Türken. Arudsch wurde geschlagen und nahm die Flucht. Auf der Flucht erreichte ihn ein spanischer Ritter, der sein Haupt abschlug und es an Carl V. schickte. Die Urkunde, wodurch dieser Kaiser dem Ritter als Lohn für seine Waffenthat das Saracenenhaupt zum Wap-
pen verlieh, existirt noch in Madrid.

Dem Pegnon sollte freilich dieses Waffenglück der Castilianer wenig Vortheil bringen.

Nach Arudsch' Tode setzte sein Bruder Rheir-ed-Din die von diesem begonnene Bekriegung der Inselfestung fort. 1519 schlug er eine neue spanische Expedition, welche Hugo de Moncada dem Pegnon zuführte, siegreich zurück.

Dem Pegnon war keine lange Dauer bestimmt. Carl V., zu sehr durch anderweitige Kriege in Anspruch genommen, vernachlässigte diese spanische Niederlassung dergestalt, daß die Besatzung des Pegnon zehn Jahre lang unverstärkt blieb und oft an dem Nothwendigsten Mangel litt.

Vom Lande konnten die Spanier nicht das Geringste beziehen. Alle Lebensmittel mußten aus Majorika oder aus Spanien geschickt werden, und nicht selten lesen wir von einem Gouverneur des Pegnon, der selbst auf Eintreibung von Lebensmitteln nach den nächsten spanischen Besitzungen ausfegelte.

Im Jahre 1529 war die Lage der castilianischen Besatzung des Pegnon trostloser denn je geworden. Da kein spanisches Schiff zu ihrer Hilfe herbeikam, konnte Rheir-ed-Din ungestört das kleine Felseneiland bloquieren. Der letzte Gouverneur, Martin de Vargas, widerstand ritterlich allen Zumuthungen von Seiten des Pascha's, ihm den Pegnon ohne Schwertstreich auszuliefern. Darauf erfolgte die Bestürmung der Inselfestung, welche denn auch endlich unterliegen mußte.

Von 150 Spaniern waren bei der Einnahme nur noch 25 übrig geblieben.

Der Pegnon wurde dem Boden gleich gemacht. Mit den Steinen ließ Rheir-ed-Din durch die Hände von 20,000 Christen-

ffklaven den noch heute nach ihm benannten 630' langen Damm bauen, welcher die Stadt mit den Inseln und diese unter einander verbindet.

Von nun an bildete das Festland mit den Inseln eins, und Algier, bisher Beni Mesranna genannt, nahm von diesen seinen neuen Namen El Dschesair d. h. die Inseln, an.

Dieser Damm legte den ersten Grund zum Hafen von Algier. Hassan und Salah Reïs, die Nachfolger Rheir-ed-Dins ließen ihn ausbauen, und im Jahr 1573 errichtete der Dey Arab Ahmed auf der Hauptinsel jenes schöne Belvedere und den zierlichen minaretartigen Leuchtturm, welche noch existiren.

Aber der Damm Rheir-ed-Din's war weit entfernt, dem Hafen der Inselstadt hinreichenden Schutz zu gewähren. Der Landungsplatz blieb den meisten Winden noch offen. Zudem war der Damm selbst ein höchst unsicheres, der Wirkung stürmischer Wellenstöße zu sehr ausgesetztes Gebäude. Wie oft gesielen sich die zerstörenden Elemente, ihn aus den Fugen zu rütteln!

Im Jahr 1592 unter Dschebenn Pascha zertrümmerte ein Nordsturm beinahe den ganzen Inseldamm. 1670 wurde der durch die Hände vieler Tausenden von Christensklaven wieder errichtete Damm von Neuem durch die Gewalt der Elemente niedergerissen.

Die Türken begnügten sich nach jeder Zerstörung damit, endlose Steinmassen herbeiführen und ohne weitere Berechnung an der beschädigten Stelle in die See werfen zu lassen: ein gefährliches Mittel; denn diese Steinmassen, ohne Halt unter einander, drohten bei jedem heftigen Sturm hin und her geschleudert zu werden.

Erst dem französischen Ingenieur Poirel gelang es 1835, dem Inselfamm des Rheir-ed-Din durch Einsenkung von künstlich zusammengesetzten massenhaften Blöcken die gehörige Consistenz zu verleihen.

Die französische Regierung dachte dann daran, den Hafen auch auf den andern noch offenen Seiten zu schützen. Unter Louis Philippe wurde der nördliche Damm, welchen bereits die Türken angefangen hatten, weiter gebaut; aber erst seit dem Kaiserreich wurden jene drei Stein-Dämme (jetées), welche den Hafen jetzt gegen Nordost, Ost und Süd schützen, aufgeführt.

Der von diesen Dämmen eingeschlossene Hafen, welcher, wie man sieht, durchaus ein Kunstproduct ist, besitzt einen Flächeninhalt von 95 Hektaren. In seiner Mitte, auf einem Inselfelsen, erhebt sich ein kleines Fort, El Dschefna genannt.

Der moderne Hafen von Algier ist für seinen verhältnißmäßig unbedeutenden Handel mehr als hinreichend. Die größeren Schiffe, welche darin ruhen, sind zum großen Theile im Dienste der Regierung. Der Küstenhandel der Algerie hat freilich seit der französischen Herrschaft etwas zugenommen, aber er steht noch weit hinter dem zurück, was er einst war. *)

Nicht als ob er zur Türkenzeit geblüht hätte. Nein! aber vor den Türken, unter der toleranteren arabischen Herrschaft wurde diese ganze Küste von zahlreichen europäischen Schiffen regelmäßig besucht und war der Schauplatz eines blühenden

*) Elie de la Primaudaie, le Commerce et la Navigation de l'Algérie. Paris 1860.

Handels. Die fanatische Türkenherrschaft machte dem Allen mit einem Schlage ein Ende.

Das Fort, welches auf der Insel des Leuchtthurmes sich erhebt ist eins der stärksten der modernen Befestigungswerke Algiers. Schon zur Zeit der türkischen Herrschaft befand sich hier eine Batterie, welche den Hafen jedoch nur höchst unvollkommen vertheidigte. Auf ihr war es, wo die Franzosen 1830 jene Kanone von trauriger Berühmtheit vorfanden, welcher die Türken in grausamer Ironie den Namen der Consulskanone gegeben hatten, und zwar weil sie als Marterinstrument für zwei französische Consuln benutzt worden war. Als nämlich im J. 1683 der französische Admiral Duquesne auf Befehl Ludwig's XIV. Algier beschoß, da ließ Mezzo Morte, der damalige Dey, den französischen Consul Père Bachert, der auch zugleich apostolischer Vicar war, an die Mündung besagter Kanone binden und in der Richtung auf das französische Admiralschiff hin in Stücke schießen.

Fünf Jahre später als der Chef einer neuen Expedition, der Marechal d'Estries, Algier beschoß, wurde ein anderer französischer Consul, Namens Piolle, in die entsetzliche Kanone geladen und kam ebenfalls in Gestalt eines Projectils auf der Flotte an.

Man sieht, um jene Zeit war ein Consulat in Algier keine Sinecure. Diese barbarisch benannte Consulskanone befindet sich nun auf einem öffentlichen Platze in Brest als Trophäe aufgestellt.

Der Hafen von Algier würde in den Augen der gläubigen Muselmänner trotz all' seiner modernen Verbesserungen dennoch sehr wenig Vertrauen genießen, wenn derselbe sich nicht irgend

eines orthodoxen Schutzpatrons erfreute. Einen solchen besitzt er denn auch in der Person des Marabuts Sidi Abd-el-Kader el Dschelali, dessen Kubba oder Grabkapelle sich am Meer unterhalb des Forts Bab-Asun erhebt.

Dieser Marabut ist vielleicht derjenige muselmännische Heilige, welcher sich in der Algerie der größten Verehrung erfreut. Von all' den zahlreichen Marabuts oder Kubbas, von denen Nordafrika wimmelt, sind gewiß drei Viertel seinem Andenken gewidmet. Er war der Stifter eines der berühmtesten Rhuan's oder religiösen Ordens, welcher in Algerien zahlreiche Anhänger besitzt.

In seinem Namen flehen noch jetzt die arabischen Bettler um Almosen wenn sie die Vorbeigehenden mit den Worten anrufen: Tathini ala Wödsch Sidi Abd-el-Kader, gieb mir um unseres Herrn Abd-el-Kaders Willen. Die um Alles, was nicht ihre eigne „Gloire“ angeht, so unbekümmerten Franzosen, von denen die meisten nie von einem andern Abd-el-Kader gehört haben, als von ihrem berühmten Feinde, dem Emir Hadsch-Abd-el-Kader, werden nicht selten unwillig über diese stete vermeintliche Anrufung ihres früheren Widersachers. Oft müssen die Bettelverwische für ihre Berufung auf den Namen des Heiligen französische Ohrfeigen einstecken.

Die Algerie wimmelt übrigens von Abd-el-Kaders. Es ist einer der verbreitetsten Vornamen. Alle, welche ihn führen, erkennen diesen Heiligen als ihren Schutzpatron an, und er war es auch; der der Sage nach dem Emir vor seiner Erhebung mehrmals erschien und ihm verkündete, daß er von Allah zum Sultan der Araber erkoren sei.

Abd-el-Kader-el-Dschelali hatte ein so heiliges Leben geführt, daß, wie die Tradition der Muselmänner uns versichert, ihn Allah würdig fand, die Pflichten, Lasten und die himmlische Würde eines sogenannten Ghuts zu tragen. Ein Ghut ist aber nach der Theologie des Islams eine Persönlichkeit, deren Rolle die eines Erlösers ist, welcher die von Allah jährlich der Welt zugemessenen Uebel zum großen Theile selbst trägt. Von den 380,000 Uebeln, welche im Monat Safer auf die Erde ausgegossen worden, übernimmt der Ghut allein drei Viertel. Die Hälfte des vierten Viertels übernehmen zwanzig fromme Männer des Islams, Aktab geheißten, und das letzte Achtel wird über die ganze Schöpfung vertheilt. Der Ghut überlebt niemals länger als vierzig Tage seine Berufung zu dieser heiligen Würde. Darüber wird Niemand staunen, eher wird man sich wundern, daß der Ghut nach Uebnahme all dieser Leiden überhaupt noch etwas Lebenskraft in sich behält und nicht sogleich todt hinsinkt. Man muß in der That ein Wundermann sein, um mit einer Kleinigkeit von 285,000 Uebeln aller Art behaftet noch vierzig Tage leben zu können.

Sidi-Abd-el-Kader el-Dschelali ist übrigens nie gestorben. Von Engeln getragen entschwebte er der Erde und wallt seitdem, von Wolkenschleiern umgeben, auf und ab in den Regionen zwischen dem dritten und vierten Himmel. Oft erscheint er einem seiner zahlreichen Anhänger auf der Erde. An der Stelle, wo er erschien wird dann jedesmal eine Kubba gebaut.

Dieser Heilige hat nebenbei noch die liebenswürdige Eigenschaft, den Schoß der Unfruchtbaren zu segnen, weshalb zahlreiche Wallfahrten maurischer Schönen nach seiner Kapelle stattfinden.

Außer Sidi Abd-el-Kader-el-Dschelali und dem im vorigen Capitel erwähnten Sidi Abd-er-Rhaman-el-Tsaalebi werden in Algier noch eine Menge anderer Marabuts verehrt. Einer der vorzüglichsten derselben ist ein zweiter Abd-er-Rhaman, der um ihn von el Tsaalebi zu unterscheiden, den Beinamen Bu Kubberin führt. Seine Grabkapelle befindet sich bei dem Dorfe Mustapha superieur. Diesem wunderlichen Heiligen war es vorbehalten gewesen, nach seinem Tode noch sein größtes Wunder zu wirken, indem er nämlich seinen eignen Leichnam auf mystische Weise verdoppelte. In einem Dorfe der Kabylien gestorben, wurde er auch daselbst begraben. Aber die eifersüchtigen Algierer stahlen des Nachts seinen Leichnam. Die Kabylen erfuhren den Raub und eilten zum Grabe, welches sie leer zu finden glaubten. Aber o Wunder! Der Heilige war dennoch da! Seitdem hat er nie aufgehört, in zwei Exemplaren vorhanden zu sein. Darum nennt man ihn auch Bu Kubberin, das heißt der Mann mit den zwei Gräbern.

Sechstes Capitel.

Mauren und Morecken.

Bekanntschaft mit Eingebornen. — Mauren. — Ursprung. — Physiognomien. — Kleidung. — Morecken. — Ihre Geispenstertracht. — Ihr Hauscostüm. — Die für Geld gezeigten Morecken. — 3 maurische unverschleierte Schönheiten. — Die fette Haremschönheit. — Die Nbitsa. — Maurische Handwerker. — Geüligsamkeit der Mauren. — Armuth derselben.

Ich war kaum einige Tage in Algier, als in mir der Wunsch entstand, doch nicht wie die meisten andern Touristen ausschließlich mit Franzosen, derentwegen ich nicht hiehergekommen war, zu verkehren, sondern womöglich auch einige Eingeborne kennen zu lernen. Aber mein Verlangen war gar nicht so leicht zu erfüllen, als ich Anfangs dachte. Suchen doch auch die meisten Reisenden im Anfange dasselbe was ich suchte, kehren aber fast immer von Algier zurück ohne einen andern Eingebornen kennen gelernt zu haben, als etwa einen arabischen Lohnbedienten. Die bessern Eingebornen sind entschieden schwer zugänglich, die Meisten von ihnen leben dem Europäer gegenüber in mißtrauischer Zurückgezogenheit.

Dieß ist nicht schwer zu erklären: Sitte, Sprache, Religion, Geschichte, Traditionen und Gesetze, Alles trennt den Muselmann von dem verhaßten Rumih. Man schütte, so sagt ein arabischer Heiliger, in ein und dasselbe Gefäß das Blut eines Rumih und das eines Muselmanns, und sie werden sich nie vermischen.

Dennoch möchten vielleicht die im Grunde gutmüthigen Mauren Algiers sich den Söhnen Europa's gegenüber nicht so hermetisch abschließend verhalten, wenn nicht die cavalière Art der Franzosen diese gravitätischen Menschen zu behandeln und die Gewohnheit derselben, keines der muselmännischen Vorurtheile auch nur im Geringsten zu berücksichtigen, das Zartgefühl und die Empfindlichkeit der Eingebornen bei jeder Gelegenheit beleidigten.

Auf gesellschaftlichem Wege mit den Mauren bekannt zu werden, das sah ich bald ein, war nicht möglich ohne einen Umweg. Ich mußte unter irgend einem Vorwand, z. B. dem, arabische Stunden zu nehmen, zuerst mit einem derselben in Berührung zu treten suchen. Auf diesem Wege allein gelang es mir denn auch später, mit einem oder dem andern Mauren freundschaftliche Verhältnisse anzubahnen. Durch Deren Vermittlung fand ich dann Gelegenheit, den Kreis meiner einheimischen Bekannten zu erweitern und die guten und schlechten Seiten dieses Volkes mit Muße zu studiren.

Die Mauren bilden den Kern der inländischen Bevölkerung der Stadt Algier, welche sich jetzt noch auf etwa 17000 Seelen beläuft. Sie sind ein Mischlingsvolk. Sie verdanken jedoch ihren Ursprung vorzüglich zwei Hauptelementen. Ein Theil ist echt arabischer Herkunft, der andere stammt von den alten Mauritanern, ist also kabyllischer Race, aber schon längst arabisirt. Unter ihnen findet man auch Nachkommen von europäischen Renegaten, Italienern und Griechen, Franzosen, ja selbst von Engländern. Natürlich bilden diese nur eine kleine Zahl. Ein anderer, jedoch jetzt sehr zusammengeschmolzener Theil

der Algierer stammt von den in Andalusien ansässigen Muselmännern ab, welche übrigens ebenfalls zum Theil berberischen Ursprungs waren.

Was die Physiognomien betrifft, so haben die heutigen Mauren regelmäßige feingeschnittene Züge, manchmal eine etwas zu lange und zu habichtartige Nase, einen spärlichen Bart und eine meist ganz weiße Gesichtsfarbe. Ihre Haare sind gewöhnlich dunkel, doch findet man ebenfalls rothes, blondes, ja goldglänzendes Haar, freilich selten. Aehnlich ist es mit den Augen, welche fast immer braun sind. Aber die blauen Augen, diese Gefährten des blonden Haars, sind ebenfalls nicht ohne Beispiel unter ihnen.

Ihre Tracht besteht aus der engen schnürbesetzten Jacke von Tuch oder Leinwand, *Mulila* geheißen, aus zwei ähnlichen Westen (*Bedaja*), dann den kurzen Kniehosen von hauchziger Weite, *Sarual* (das *Sarabella* der Römer), ferner einer Schärpe (*Hosäm*), welche oft den größten Luxusartikel ihrer Kleidung ausmacht, und endlich aus weiten, an den Zehen abgerundeten pantoffelartigen Schuhen. Die Beine vom Knie abwärts bleiben bei den echten Mauren immer nackt, ebenso der Hals. Das Haupt wird geschoren, mit einziger Ausnahme eines kleinen Büschels auf dem Scheitel, welcher einer kindlichen Sage nach dazu bestimmt ist, dem Propheten als Handhabe zu dienen, wenn er dereinst seine Jünger zu sich ins Paradies ziehen will. Die jungen Männer tragen den Kopf fast nackt, nur auf den Haarbüschel ihres Scheitels setzen sie ein winzig kleines rothes Fes.

Die Sitte des Tragens dieses kleinen rothen Mützchens der maurischen Knaben ist offenbar antiken Ursprungs. Dasselbe

ist nichts Anderes, als der Pileolus der Römer, welcher ganz auf ähnliche Weise unter den späteren Kaisern von der reifern Jugend getragen wurde und sich noch heute in dem Berettino oder Tonsurkappchen der italienischen Priester erhalten hat.

Die älteren Mauren verdecken den rasirten Theil ihres Hauptes durch ein um das Gesichts geschlungenes Tuch von der Dimension eines großen Shawls und nicht selten von kostbarem Stoffe, welches drei- bis viermal den Kreis um den Kopf beschreibt und so den Turban bildet.

Was die Maurinnen oder Moresken betrifft, so sieht man auf der Straße außerordentlich wenig von diesen umhüllten Schönen, welche von Kopf bis zu Fuß in große weiße Baumwollaken, Grab- oder Betttüchern nicht unähnlich, eingewickelt sind. Um ihr Gesicht den Blicken der Neugierigen gänzlich zu entziehen, wird dasselbe durch 2 Lappen von Baumwolle überdeckt, welche glatt darüber ausgespannt sind. Der untere, Edschar genannt, verhüllt das Antlitz vom Kinne an bis unter die Augen und bedeckt so die Nase. Der obere Lappen, Futha-enta-Snanig, ist über die Stirn gespannt und reicht bis zu den Brauen.

Edschar und Futha-enta-Snanig theilen das Gesicht in zwei ungleiche Hälften und lassen nur eine schmale Linie frei, zwischen welcher die schwarzen Augen der Moresken hervorblitzen. Der Fremde wird anfangs oft über das Alter dieser hermetisch verhüllten Schönen getäuscht und die Mauren machen sich nicht wenig lustig über die Franzosen, welche oft einer verwiterten Alten nachsteigen, in der Meinung, sie folgten den Pfaden einer Huri.

Die Umgebung ihrer Gesichtswerkzeuge wird bei dem Mo-

resten einer Reihe künstlicher Verschönerungsproceffe unterworfen, welche man in Europa vielleicht für anstößig halten möchte, die aber hier für anständig, ja vornehm gelten. Die Augenbrauen mit dem Saft der Gallusäpfel (Affah) so dunkel als möglich gefärbt, bilden zwei tiefschwarze Arcaden, unter welchen des Auges Feuer gleich der Flamme eines Liebesaltars hervorblitzet. Die Augenlider werden auf ihrer innern Seite mit Antimonium schwarz gefärbt und zeigen so ober- und unterhalb des Auges zwei dünne schwarze Linien, welche das Weiße desto glänzender hervorheben.

Von dem wirklichen Costüm der Maurinnen bekömmt man auf der Straße nicht die geringste Idee, denn es ist durch die Gespenstertoilette völlig verhüllt. Moresken jedoch in ihren Häusern zu sehen, das ist nach der Sitte des Islams streng untersagt und war früher für den Europäer so gut wie unmöglich. Zum Glück für den Touristen giebt es jedoch jetzt einige wenige maurische Schönheiten, welche in neuerer Zeit angefangen haben, sich in ihren Behausungen, natürlich mit dem echt maurischen Hauscostüm bekleidet, für Geld sehen zu lassen. Man kann sich denken, daß ich diese Gelegenheit, ein Stück unverhüllten Maurenthums zu sehen, nicht vernachlässigte.

So ging ich denn eines Abends, von einem alten buckligen Lohndiener geführt, welchem die Franzosen den poetischen Namen „Mercur galant“ beigelegt hatten, zu den besagten für Geld gezeigten Maurinnen.

Der Eintritt in das Haus dieser Damen war mit dem Hersagen mystischer Formeln von Seiten des „Mercur galant“ verbunden. Dieser Biedermann wechselte in einem unverständlichen Rauder-

welsch einige Worte mit einer alten Negerin am Fenster. Dies geschah in einer der schmutzigsten, winkligsten Gassen von Algier bei später nächtlicher Stunde, und als die Negerin jetzt mit einem großmächtigen Schlüssel und einer Fackel erschien, die ihre schreckenerregenden Züge in scharfen Umrissen beleuchtete, da kam sie mir nicht gerade vor wie jener blonde Engel, der die Pforten des Paradieses des Mohamed erschließt. Und dennoch sollte sie uns die für Geld gezeigten Schönheiten offenbaren.

Wir folgten der leuchtenden schwarzen Botin eine enge Treppe hinan in einen allerliebsten maurischen inneren Hof, wo, auf dem Fußteppich sitzend, die Herrinnen des Ortes sich unsern Blicken darboten.

Die jüngste, ein etwa 13jähriges Mädchen mit dunkelbraunen Augen, krausem, wolligem Haar, tiefbrünnnettem Teint, einem schelmischen Stumpfnäschen und kurzer Stirn war von einer wahrhaft kindischen Lebhaftigkeit. Spielen schien ihr ein Bedürfniß, denn sie warf sich wie ein tolles Käzchen in allerhand komischen Stellungen auf den Teppichen des Fußbodens herum.

Sie trug, wie auch die beiden Anderen, streng das maurische Hauscostüm. Dieses ist nach Ablegung der weißen Umhüllung für die Straße, beinahe dasselbe, welches auch die Männer tragen, nur gewöhnlich von etwas bunteren und feineren Stoffen, bei deren Verzierungen Seide und Goldfäden vorherrschen. Gold- und Silberfäden in Schärpen, Tüchern und Kleidern dürfen überhaupt nur Frauen tragen. Sollte ein Mann das wagen, er würde als Weichling Beschimpfung erleiden. Auch trägt die Frau ihr kleines rothes Fes (Konibat genannt) auf dem vollen aufgelöbsten Haar, es coquett balanci-

rend und so schief und abschüssig auf eine Seite gehangen, als müsse es jeden Augenblick herabfallen, während der Mann es stets gerade tragen muß.

Das einzige Kleidungsstück des maurischen Hauscostüms, welches die Männer niemals tragen, ist die Frimlah. Daß eine Frimlah ein Kleidungsstück sei, kann man eigentlich nicht behaupten. Sie ist die Illusion eines Kleidungsstücks. Sie ist, wenn man ein Equivalant suchen will, eine Art Weste, aber eine Weste, die nur einen halben Rücken hat, und welcher eine Brust gänzlich abgeht. Vorn besteht sie nur aus 2 Riemchen, welche zusammengeknöpft werden; rückwärts aus einer Art von viereckigem Pflaster, welches durch besagte Riemchen verhindert wird, herunterzufallen. Die für Geld gezeigten Moresken hatten kostbare Frimlahs an, an denen das Rückenpflaster von Goldstoff war.

Das Gesicht der zweiten der Schönheiten, welche in diesem Tempel orientalischer Formenpracht sich meinen Blicken darboten, war die Regelmäßigkeit selbst: Ein paar schwarze, feurige Augen, langes, pechrabenschwarzes, schlicht herabwallendes Haar, ein feiner, selten sich öffnender Mund und eine edel gebildet griechische Nase, ein zarter leicht hin fahler Teint und braune Wangen, auf denen die Rosen sich zu malen verschmäh't hatten. Der Ausdruck ihres Wesens war ernst, würdig, ohne kalt oder abstoßend zu sein. Ihr Körper war schlank, für ein weibliches Wesen vielleicht zu muskelkräftig, ihr ganzes Wesen war durchaus unverweicht. Ein Bild melancholischer Abgeschlossenheit, ein altegyptisches Sphinxgesicht auf einem Pallaskörper, der edel und hehr in seiner sehnigen unverweichtlichen Magerkeit Bewunderung, wenn auch vielleicht kein heißeres Gefühl hervorzurufen geeignet

war. Dies Wesen war eine echte Tochter der Wüste. Sie hatte seit der kurzen Frist, seit welcher sie in Algier war, noch nicht Zeit gehabt, jene Hauptschönheit der Moresken, die Wohlbeleibtheit sich anzueignen. Sie erinnerte mich lebhaft an jene Verse des arabischen Dichters Hariri, in denen er neben einer dicken Haremschönheit Medinas, ein leichtfüßiges Beduinenmädchen, die schlanke Bewohnerin der lustigen Zelte, schildert.

Das Kleeblatt wurde vollendet durch ein Wesen, welches gegen die Vorhergehende den größten Contrast bildete, das jedoch nach orientalischen Begriffen zweifelsohne die Palme der Schönheit davontrug: Eine Wohlbeleibtheit, die zwischen üppig und unbeholfen die Mitte hielt; ein blendend weißer Teint, welchen manche Europäerin ihr hätte beneiden können; starkfroste Wangen, wahrscheinlich ein Product der Kunst, aber von täuschend nachgeahmter Natürlichkeit; dazu beinahe blondes, in Wellen sanft herabgleitendes Haar von außerordentlicher Fülle und Länge; wollüstige, schwachtende Augen, welche stets in einem schmelzenden Thau schwammen; ein gegen ihr volles Antlitz klein erscheinender Mund, immer halbgeöffnet und in dem man ein liebendes Spiel der rothigen Zunge zwischen ihren Perlzähnen erspähen konnte; regelmäßige, nicht unschöne, doch nach unsern Begriffen etwas zu ausgefüllte Züge, bildeten ein Ganzes, welches gewiß würdig gewesen wäre, im Harem des Kaisers von Marokko sein Glück zu machen.

Jede dieser drei Frauen konnte für sich als der Typus einer verschiedenen bestimmten Form morgenländischer Weiblichkeit gelten. War die erste ein halbes Negerkind, von der Civilisation nur oberflächlich beleckt, naiv und noch natürlich,

trotz seiner durch Coquetterie schon etwas gedämpften Halbwildheit, so glich die dritte einer zu exotischer Ueppigkeit aufgeblühten Treibhausblume: das echte Bild des Orients aus jener Epoche seiner Geschichte, da er siegreich über den Trümmern unterjochter Nationen von seinen Triumphen ausruhte und im Vollgenuß eines eroberten Luxus sich dem üppigsten Wohlleben hingab, um bald den Verfall als strafende Frucht zu ernten. Die Erscheinung der zweiten stach gleich auffallend gegen die der ersten und letztgenannten ab: eine echte Tochter Ismaëls, ein Kind der stillen einfachgroßartigen Wüste, schien sie zwischen diesen sinnlichen Genossen mehr wie eine hehre Allegorie, wie ein Symbol: — die Incarnation der islamitischen Idee, die hehre Statue des altsemitischen Monotheismus, jener Religion voll Nüchternheit und melancholischer Poesie zugleich, welche die heitere Kunst des antiken Heidenthums und die verfeinerte Cultur der modernen Civilisation gleicher Weise verdammt und in stolzer Abgesondertheit, nüchtern und ernst, einem einzigen von Ewigkeit voraus bestimmten Ziele zustrebt.

Diese Damen sprachen nicht viel, sondern begnügten sich, uns durch die Negerin in den bekannten fingerhutgroßen Täßchen Kaffee reichen zu lassen. Während wir dies schwarze Wasser tranken, fuhren sie selbst fort, den Rauch aus ihren langen Jasminholzpfaisen zu schlürfen. Zuweilen fiel eine Frage vom Munde der zweiten in gebrochenem Französisch oder in der *Ligua franca*, z. B. „toi Français?“ worauf es dann an mir war, in demselben Jargon zu antworten: „non moi Allemand.“ Die Schöne erwiderte höflich: „bono Allemand.“ Dann entstand wieder Stille. Meine Fortschritte im Arabischen waren

noch zu unbedeutend, um mir zu erlauben, in der Sprache der Moren selbst etwas zu sagen. So hob ich denn auch die Sitzung nach Bezahlung des Schaugeldes bald auf und verließ, vom „*Mercure galant*“ geführt, diesen Tempel der Formenpracht.

Beim Nachhausegehen fragte mich der poetische Führer, ob ich denn auch schon „*Nbitsa*“ gesehen hätte. Ich war noch ganz neu in Algier und hatte keine Ahnung davon, was „*Nbitsa*“ sein könne.

„Es ist ein maurischer Tanz,“ erklärte *Mercure*, bei dem Sie außer den drei eben besuchten für Geld gezeigten Damen noch eine Menge anderer sehen und bewundern können. Wenn es Ihnen Recht ist, hole ich Sie morgen ab, um Sie zur *Nbitsa* zu führen.“

Am folgenden Abend ging ich also mit dem buckligen Götterboten in ein anderes maurisches Haus, in welches wir jedoch nicht ohne Schwierigkeit Einlaß erhielten. Aber der ambrosische Mann hatte ein unfehlbares Mittel, um sich alle Thore bei diesen Damen zu öffnen. Es war dieß ein gewisses Blinzeln mit dem linken Auge, welches ausfah, als enthalte es eine Anweisung auf meinen Geldbeutel, welche Anweisung die für Geld gezeigten Damen und ihre Freundinnen gierig aufzuschnappen schienen. Letztere, die Freundinnen nämlich, machten kein Gewerbe daraus, sich für Geld sehen zu lassen, aber sie tanzten für Geld. Und zwar tanzen diese Damen nicht für wenig. Da ihre Ansprüche gewöhnlich zu hoch für einen einzigen Beschauer sind, so ist es das Geschäft des Götterboten eine Anzahl Schaulustiger zusammenzusuchen, welche alle Willens sind, einen Theil, etwa ein 10tel oder ein 12tel der ganzen Summe zu tragen. Auf diese Weise bekommt man gewöhnlich ungefähr ein Duzend

Zuschauer zusammen, was immer noch eine Art von Privatgesellschaft ausmacht — denn öffentlich würde sich keine Moreske im Hauscostüm zeigen. Auch diesmal hatte Mercure ein Dutzend zusammengetrieben. Jeder sollte die anständige Summe von 25 Francs entrichten, so daß die Nbitsa zusammen 300 Francs kostete. Man sieht, diese Damen tanzten nicht umsonst.

Die übrigen Actionäre der Nbitsa erschienen und waren, mit einer einzigen Ausnahme, Europäer und uninteressante Geschöpfe, die ich natürlich keines Blickes würdigte. Die Ausnahme war ein Araber in einem pomphaften Vernus und goldgestickten rothen Stiefeln. Der Götterbote raunte mir ins Ohr, daß dies ein „großer Spitzbube“ sei. Er sei Scheikh eines Stammes des Inneren und bestehle regelmäßig den ihm untergebenen Stamm um seine ganze jährliche Erndte, welche er jedesmal in Algier zu verkaufen und zu verjubeln pflege. Jetzt war er gerade in seinem Verjubeln begriffen.

Die Nbitsa begann. Es mochten etwa vierzehn Frauen beisammen sein, welche alle in gold- und silbergestickte Seidencostüme gekleidet und mit Perlen und Edelsteinen behängt waren. Alles war echt und ich urtheilte, daß Jede mehrere Tausende von Francs in Schmuck an sich trug. Hierüber hocherstaunt, fragte ich den Götterboten:

„Wie kommt es, daß diese Mädchen, die doch keineswegs reich sein können, so kostspielige Schmuckgegenstände besitzen?“

„Was Sie da sehen,“ antwortete Mercure mit feiner juristischer Unterscheidung, „ist eben nur Besitz und nicht Eigenthum. Heute Abend besitzen sie den Schmuck, morgen wandert er nach

allen Ecken und Enden. Was Sie da an Schmuck vor sich erblicken, ist das Eigenthum der halben Stadt Algier."

"Und wie kommt es, daß man es diesen Tänzerinnen leiht?"

"Die Mauren leihen einander stets ihre Kostbarkeiten für Feste und Tänze. Es ist beispiellos, daß derart anvertrautes Gut abhanden gekommen wäre, obwohl Die, denen man es borgt, oft arm sind."

Die Schönen setzten sich oder legten sich vielmehr nun auf dem Teppich des Fußbodens, in einen Halbkreis herum, der nach unserer Seite zu geöffnet war. Negerinnen erschienen und brachten Kaffee und silberne Ringilehs (Wasserpfeifen), welche sie vor ihre Herrinnen setzten. Einige der Letzteren begannen zu rauchen, andere streckten sich in schmachtenden Posen auf die Polsterkissen des Bodens, noch andere stimmten die Msama oder Frauenmusik der Mauren an.

Diese Msama hatte etwas wunderbar Schwermüthiges, trotz ihrer Monotonie tief in die Seele Greifendes. Es war ein zartes, sanftes Tönen, immer leise, nie von einem lauterem Schall unterbrochen. Es klang wie ein Gesang, der über einen See hintönt und den man am entgegengesetzten Ufer vernimmt. Einen Augenblick schien es, als wollten die Töne schwellen und zu lauterem Accorden anwachsen; aber nein! beim Punkte angekommen, wo sie sich hätten aufschwingen sollen, da sanken sie wieder; Alles glied sich aus und die alte Monotonie war wieder hergestellt. Denn monoton war es. Es waren nur drei oder vier Töne, immer aus einer und derselben Octave, die mit-

einander abwechselten. Dennoch hatte diese seltsame Musik ihren Reiz.

Zu diesen Tönen begannen nun zwei Mädchen den maurischen Tanz. Es war dies ein seltsames Tanzen. Ja konnte man so Etwas Tanzen nennen? Kein Europäer würde ihm diesen Namen gegeben haben. Sie standen aufrecht da, sie bewegten die Füße so gut wie gar nicht, die Bewegung begann erst in der Höhe der Knöchel und pflanzte sich je höher sie stieg, desto lebhafter und immer lebhafter fort bis zu dem Punkte, wo sie ihren Paroxismus erreichte. Dann nahm sie wieder ab, der Kopf war beinahe ruhig, wie die Füße ruhig waren. Die Bewegungen fanden zwischen diesen beiden Polen Statt und waren am weitesten von ihnen am heftigsten. Ja sie wurden bald so heftig, daß die wahnsinnigste Aufregung sich der Tanzenden zu bemächtigen schien. Ihre Augen sprühten Funken, ihrem Mund entflog es wie brennende Seufzer, die Wangen wurden wie vom Fieber geröthet. Eine letzte heftige wilde Bewegung; ein Ringen mit der Gewalt des Taumels, der sich ihrer zu bemächtigen drohte; ein sanftes Hinschmachten; ein nochmaliges Auslodern, ein zweites Hinschmachten und die Tanzende sank, wie von einem süßen Paroxismus der Wollust besiegt, auf die schwellenden Polster am Boden nieder.

Nun fingen auch die Andern alle zu tanzen an. Aber ihr Tanz war die stete Wiederholung des eben Geschilderten. Die Zuschauer schienen sich nach einigen Stunden dieser Wiederholung zu langweilen. Wer jedoch allein sich nicht langweilte, das war „der große Spitzbube“. Dieser schien im Gegentheil einen solchen Geschmack an Tanz und Tänzerinnen zu finden,

daß er plötzlich 2 Goldstücke hervorholte, aufsprang, wie wahn-
sinnig unter die Frauen lief, und jeder von 2 Tänzerinnen
einen Napoleon mit dem Speichel seines Mundes auf die Stirne
klebte. Dieß war eine echt arabische Galanterie, die ich seitdem
noch oft zu sehen bekommen sollte. Freilich klebt man nicht
immer Goldstücke auf die Stirne der Schönen.

„Finden Sie nicht,“ sagte beim Nachhausegehen Mercure, der
natürlich ein Franzose war, „daß die Abitsa große Aehnlichkeit
mit den Tänzen unseres Mabilie und Chateau des Fleurs hat?“

„Das finde ich gar nicht,“ erwiderte ich. „Eure Mabilie
und Chateau des Fleurs sind aller Poësie bar und können keinen
künstlerischen Genuß gewähren; sie sind nur Caricaturen und
zwar gemeine Caricaturen; während die Abitsa trotz ihres ero-
tischen, jedoch ernst und edel gehaltenen Characters unstreitig
einen entschieden künstlerischen Gehalt besitzt.“

Die Zahl der Mauren ist jetzt leider stets im Abnehmen begrif-
fen, wozu das bei ihnen übliche häufige Untereinanderheirathen
zwischen Verwandten wohl viel beitragen mag. Ihren Lebensunter-
halt suchen die Mauren im Kleinhandel, vorzüglich aber als
Handarbeiter.

Es giebt eine Reihe von Handwerken, welche ihnen eigen-
thümlich sind und die bei Europäern im Grunde genommen zwar
auch, jedoch unter anderer Form, vorkommen. Der Harar ist
ein Seidenwirker, welcher jene schönen bunten algerischen Schär-
pen verfertigt. Der Kassas ist ebenfalls ein Seidenwirker,
dessen Thätigkeit sich jedoch auf die Besatzbänder der arabischen
Jacken und Westen beschränkt. Der Halatschi ist ein Gold-
sticker, dessen Arbeit sich hauptsächlich den sammt'nen Frauen-

schuhen widmet, während der Saratsch Goldsticker auf Leder ist. Der Kauffschi verfertigt die fesartigen spitzen Frauenkappchen von dunkelrothem Sammt, mit Goldschnüren besetzt, welche Maurinnen und Jüdinnen, ja selbst Beduininnen und Kabylinnen zu tragen pflegen.

Unter den Feilbietern von Getränken zeichnet sich durch seine echt algierische Specialität der Sölobschi aus. Dieser bereitet und verkauft ein dem Europäer völlig unbekanntes Getränk, Sölob genannt, welches aus wenig gegohrenem Malz gekocht wird und bei den Mauren sehr beliebt ist. Es wird fast nur des Morgens und zwar zu sehr früher Stunde getrunken. Im Winter ist der Sölob sehr beliebt, da man ihm erwärmende Eigenschaften zuschreibt.

Alle diese maurischen Handwerker haben nur schlechtes Verdienst, da sie nur für den Gebrauch der fast durchgängig verarmten Muselmänner arbeiten. Der beste Arbeiter unter ihnen verdient höchstens täglich zwei Franken, die große Mehrzahl jedoch nur einen oder noch weniger. Dennoch will ein echter Algierer stets am liebsten Handwerker sein.

Lederarbeiter, namentlich Schuhmacher und Sattler, giebt es unter ihnen genug, um das ganze Land mit ihren Producten zu versehen.

Alle diese Handwerker arbeiten in offenen nischenartigen Buden. Der Meister sitzt vorne, um ihn herum eine Anzahl Lehrknaben: drollig aussehende schwarzäugige Bürschchen mit kahlasirtem Kopf, dicken Bausbacken und großem, meist offen stehendem Munde.

Die Mauren von ganz Algerien sind jetzt fast alle in

Armuth versunken. Ihr Reichthum war freilich schon unter der türkischen Herrschaft niemals groß gewesen. Schon im 17. Jahrhundert, wie uns der Trinitarier Père Dan erzählt, waren nur sehr wenige Mauren im Stande gewesen, christliche Sklaven zu kaufen. Aber durch die Französisirung Algiers, welche zur Folge hatte, daß alle Lebensmittel bald europäische Preise annahmen und folglich oft um das Zehnfache theurer wurden, sind jetzt selbst die vermögenden Mauren verhältnißmäßig arm geworden, denn dies keiner Speculation fähige Volk versteht nicht von der Vertheuerung für sich selbst Vortheil zu ziehen.

Uebrigens fühlen diese einfachen Menschen ihre Armuth wenig, da sie nur außerordentlich geringe Bedürfnisse haben. Ein kleines Zimmer genügt oft einer ganzen Familie zur Wohnung, und doch fühlt sie sich darin weniger beengt, als eine europäische in einer doppelt so großen Stube es sein würde. Die Abwesenheit aller Möbel erklärt dieß. Zu Bereitung ihrer Mahlzeiten und zu Anrichtung derselben genügen ihnen drei oder vier Gefäße. Manche verzichten sogar Tage lang freiwillig auf alle warmen Speisen und nähren sich nur von Brod und einigen Oliven, etwas Gerstenteig und andern einfachen Dingen.

Außer Obdach und Speise kennt der Maure nur zwei Bedürfnisse, aber sie sind von gebieterischer Nothwendigkeit. Diese sind das Rasiren des Kopfshaares und das maurische Bad. Der Saffas oder Barbier ist denn auch bei ihnen eine wichtige Person und in seiner Bude pflegen sich oft die Honoratioren zu versammeln.

Das Bad ist für den Muselman eine durch die Religion

gebotene Pflicht, denn der Koran läßt sich nicht mit den vor dem Gebete täglich fünfmal zu verrichtenden Abwaschungen genügen. Bei gewissen im Leben sehr oft vorkommenden Gelegenheiten muß der ganze Körper gebadet werden. Das Bad erst macht den Muselman vollkommnen würdig, in den Tempel seines Gottes einzutreten.

Siebentes Capitel.

Die Beduinen.

Der Beduine nennt sich selbst Araber. — Was ist sein wahrer Ursprung? — Der Einfluß Karthagos auf die Berberstämme. — Die Arabisirung der Kabylen. — Es giebt 3 Klassen von Beduinen. — Die Beduinen als Ackerbauer. — Ihre Tracht. — Ihre Frauen sind ihre Lastthiere.

Obgleich die Beduinen in Algier selbst und in größeren Orten überhaupt keine dauernden Niederlassungen haben, so umschließen sie doch von allen Seiten das Gebiet der Städte so enge und man sieht ihrer so viele auf dem Markte und in den Bazars, daß sie hier schon eine genauere Erwähnung verdienen, welche ihnen später bei der Beschreibung des inneren Landes ohnehin hätte werden müssen.

Der eingeborene Zeltbewohner der Algerie kennt den Ausdruck „Beduine“ eigentlich nicht. Wenn ihm dieser Name von den Franzosen gegeben wird, so hält er ihn beinahe für ein Schimpfwort, und doch ist es ein echter orientalischer Ausdruck,

welchen die Wüstenstämme Arabiens und Egyptens sich selbst beilegen, wie ich es oft aus ihrem eigenen Munde gehört habe.

Unter Beduinen (Bedawih) versteht man gewöhnlich Nomaden, d. h. Stämme, welche keinen durch Häuser gebildeten festen Wohnsitz haben. Einige von diesen wandern immer, andere nur zeitweise, andere so gut wie gar nicht, aber Alle bezeichnet die Eigenschaft, daß sie in Zelten oder in Hütten von Reisern, Gurbis genannt, wohnen.

Die bei weitem größere Anzahl der Beduinen der Algerie nennt sich selbst Araber und man theilt im gewöhnlichen Leben die Eingebornen des Landes in zwei ungleiche Hälften, die Kabylen, welche kabylich und die sogenannten Araber, welche arabisch reden. Von jenen giebt es in Algerien ungefähr eine Million, während die Zahl dieser sich wohl auf das Doppelte beläuft. Fast alle die arabisch redenden Stämme sind Beduinen, das heißt, sie führen das Zeltelieben. Deshalb habe ich hier für die, welche man vulgo in Algerien Araber nennt, den Ausdruck Beduinen gebraucht.

Haben diese Stämme wirklich alle ohne Ausnahme ein Recht darauf, sich Araber zu nennen? Man hat behauptet, alle Stämme der Algerie, welche arabisch reden, stammten von jenen drei großen Einwanderungen der Araber her, welche zur Zeit der Eroberung des Landes und Bekehrung seiner Bewohner zum Islam stattfanden. Aber wie sehr man auch die Zahl dieser eingewanderten Araber übertreiben mag, nie wird man in ihnen die Vorfahren aller jetzt arabisch redenden Stämme erblicken können. Nur eine der drei arabischen Einwanderungen und zwar die letzte, im 11. Jahrhundert stattgehabte brachte Fa-

millien, ja ganze Stämme in's Land. Die anderen zwei Einwanderungen waren reine Militärexpeditionen gewesen. Diejenigen arabischen Stämme aber, welche der dritten Einwanderung ihren Ursprung verdanken, sind heute noch deutlich zu erkennen: sie haben ihre Namen und Stammbäume unverfälscht erhalten. Man findet sie jetzt zum Theil im Tell (der Nichtwüste), zum Theil in der Sahara zerstreut. Sie sind Nomaden geblieben, wie ihre Väter Nomaden waren. Ihr arabischer Ursprung ist unverkennbar. Alle andern sogenannten Araber sind kabyllischen Ursprungs und mit der Zeit arabisirt worden. Vielleicht war ein Theil dieser Autochthonen schon in frühester Zeit seiner einheimischen Sitte und Sprache abwendig gemacht worden, und zwar durch die Karthager, welche ihre Civilisation und Sprache den Küstenstämmen aufzwangen. Die phöniciſche Sprache wurde noch lange nach dem Fall Karthago's, wie Appian, Augustinus und Procopius uns belehren, in den Küstengegenden von Afrika vom Landvolke gesprochen, und dieses Landvolk war nicht phöniciſchen Ursprungs wie die Karthager selbst, sondern herberischen, was man jetzt kabyllisch nennen würde. Dieser Theil der Ureinwohner Afrika's hatte es besonders leicht, sich dem arabischen Idiom zu unterwerfen, welches mit dem ihm schon gewohnten phöniciſchen so nahe verwandt war.

Außer diesen autochthonen Stämmen, welche dem Einfluß eines früheren Eroberers unterlegen waren, giebt es jedoch noch eine Anzahl anderer Kabylenstämme, welche im Alterthum dem fremden Einfluß zwar widerstanden hatten, jedoch später, zur Zeit der Islamisirung des Landes mit der Religion auch zugleich der Sprache und dem Volksgeist ihrer Sieger huldigten.

Im Alterthum hatten die Karthager, im Mittelalter die Araber ihr Idiom Theilen kabyliſcher Völkſchaften aufgedrungen. Die lateiniſche Sprache ſcheint zur Zeit der Herrſchaft der Römer und trotz ihrer zahlreichen Colonien in Afrika bei den eingeborenen Stämmen dennoch verhältnißmäßig nur ſehr wenig Einfluß errungen zu haben. Rom hatte Karthago beſiegen, aber ſeine Sprache nicht in Afrika verdrängen können.

Man kann ſagen, daß die Beduinen oder ſogenannten Araber der Algerie, was ihre Abſtammung oder ihren Grad der Arabiſirung betrifft, drei verſchiedenen Klaſſen angehören:

1) Echte Araber, Nachkommen der Theilnehmer der drei großen arabiſchen Einwanderungen, beſonders, ja faſt excluſiv der dritten. Verſtärkt wurde die verhältnißmäßig geringe Zahl dieſer echten Araber durch Nachkömmlinge aus Arabien oder Egypten, welche mit den aus Mekka zurückkehrenden jährlichen Pilgerkarawanen in ſpäteren Jahrhunderten nach dem Maghreb (Weſten) kamen und ſich daſelbſt anſiedelten.

2) Nachkommen jener numido-puniſchen Bevölkerung, welche zwar berberiſchen Urſprungs, aber von den Phönicieſern und Karthagern ſchon frühzeitig entnationaliſirt worden war.

3) Nachkommen ſolcher berberiſcher, d. h. kabyliſcher Stämme, welche erſt ſeit der Eroberung durch die Araber ihrer eigenen Sprache allmählig entſagten, um das Arabiſche anzunehmen. Dieſe letzte Art von Arabiſirung kabyliſcher Stämme geht noch heute vor ſich. So wohnen in der Nachbarschaft von Dellys vier Stämme, welche vor fünfzig Jahren noch unverfälſchte Kabylen waren und bei denen heutzutage nur noch die Greiſe kabyliſch zu reden im Stande ſind.

Den Eingebornen selbst ist gewöhnlich, was Beantwortung der Frage ihres Ursprungs betrifft, nicht das geringste Vertrauen beizumessen. Wenn man sie hört, so wollten sie alle echt arabischen Stammes, das reinste Blut des Hedschas sein. Ja selbst viele offenkundige Kabylen machen lächerliche Prätentionen auf einen arabischen Stammbaum. Dieß bringen die mit dem Islam angenommenen religiösen Vorurtheile mit sich, welche sie in Arabien die Wiege aller edlen Geschlechter erblicken lassen; ähnlich wie im Mittelalter manche Familie in Europa ihren Stammbaum von irgend einer biblischen Persönlichkeit ableiten wollte. Es giebt in der Algerie, in Tunis, namentlich aber in Marokko, eine Unzahl von Personen, welche behaupten, vom Propheten Mohamed selbst abzustammen und zum Zeichen dieser Abstammung den Titel Scheriff (Plural Schörfa) führen. Ja es giebt ganze Stämme von Schörfa.

Die Beduinen der Algerie bewohnen zum großen Theil den Tell, d. h. den nördlich von der Sahara gelegenen Theil des Landes; aber auch in der Sahara sind sie zahlreich vertreten. Im Tell treiben sie Ackerbau und Viehzucht, in der Sahara ausschließlich die letztere. Ihre Zelte sind schwarz, aus Thierhäuten gebildet, niedrig und enge, oft überaus schmutzig und zerfetzt.

Wenn die Beduinen nach Algier kommen, so geschieht es hauptsächlich, um Getreide zu verkaufen. Sie sind fast die einzigen beträchtlichen Ackerbauer der Algerie. Denn ihr moderner Unterjocher, der Franzose, ist nur ein schlechter Colonist. Obgleich seine Regierung sich alle Mühe giebt, Colonien zu gründen, so hat sie doch bis jetzt nur unbefriedigende Resultate erzielt. Kann

doch der Beduine das Getreide stets, seiner eigenen wenigen Bedürfnisse wegen, so wohlfeil liefern, daß kein Franzose im Stande ist, ihm darin Concurrenz zu machen. Zudem erspart sich der Eingeborne sehr viel Arbeit durch seine oberflächliche und leichte Betreibung des Ackerbaues. Da das Land, welches er bebaut, meist einen verhältnißmäßig geringen Werth hat, so lohnt es ihm der Mühe nicht, es gründlich urbar zu machen. Er rottet nur das leichteste Unkraut aus und besät lieber drei Felder mit leichter Arbeit, als eins mit schwerer. Die große Fruchtbarkeit des Landes verspricht ihm dennoch befriedigende Resultate.

Das Hauptkleidungsstück der Beduinen bildet der seit zwanzig Jahren in Europa bekannt gewordene Burnus, richtiger Vernus, welcher Rock, Weste und Mantel, Alles in Allem ersetzt. Selten begnügt sich jedoch ein Araber des Innern mit einem einzigen, oft selbst bei der größten Hitze trägt er zwei, zuweilen sogar drei und noch mehr. Sein Haupt umwindet ein Kopftuch von weißem Baumwollstoff, Haik genannt, welches thurmartig aufgebunden und mit einem Strick weißer Kameelhaare zusammengehalten wird; dieser Schnur legt der Beduine eine abergläubische Bedeutung bei:

Eine heilige Schnur von Haaren
Von den weißen Dromedaren*).

Nur äußerst selten bekommt man Beduinenfrauen in der Stadt selbst zu sehen. Doch vor den Thoren findet man sie

*) Siehe Pilgermuscheln, Gedichte von H. v. Malzan. Leipzig, 1863.

zuweilen vor schmutzigen Gurbi's sitzen. Sie gehen unver-
schleiert und haben meist regelmäßige Züge, oft jedoch durch
blaue Tätowirungen auf Stirn und Wangen entstellt. Sie sind
die Sklavinnen, die Arbeitsdrohnen und Lastthiere ihrer Män-
ner. Nicht selten sieht man vor den Thoren Algiers einen Hau-
fen schmutziger, fauler Araber sorgenlos und leicht dahinschlen-
dern, denen ihre schwerbeladenen, feuchenden Frauen mit Mühe
nachhinken.

Fast jeder Beduine nimmt mehrere Frauen, weil sie, statt
ihm etwas zu kosten, im Gegentheil noch einträglich sind, denn
es sind eben so viel arbeitende Mägde, welche er ohne Lohn in
seinem Dienste hat und, die für ihn das Feld bestellen müssen.
Der Maure, der Städtebewohner, dagegen begnügt sich fast im-
mer mit einer einzigen Gattin.

Achtes Capitel.

Die Kabylen.

Der autochthone Berber. — Seine Sprache und Sprachverwandtschaften. — Die Kabylen in Algier. — Schmutz und ihre Liebe zum Del. — Furchterlicher Geiz der Kabylen. — Warum es keine Lumpensammler in der Kabylien giebt. — Die Biskribs. — Stiefelputzer. — Der schöne Hassan. — Die M'zabiten. — Badefnechte. — Die Protestanten des Islams. — Die Neger. — Freiheitsrünsche. — Negerinnen. — Cultus der Dschin. — Opferfest. — Die Juden. — Schmutz aus Paris und Schmutz aus Algier. — Die falschen „moorish ladies“ in London. — Der Hauptschwindler als Rabob.

Dieser echt und unstreitig berberische Volksstamm, der etwa noch 850,000 Seelen in der Algerie zählt, bewohnt zum größten Theile die Provinz Constantine, jenes alte Numidien, in welchem seine Vorfahren so viele Zähigkeit im Kampfe mit Römern und Karthagern entwickelten. Er hat seine eigene kabyllische Sprache bewahrt, welche zur berberischen Sprachfamilie gehört: eine Klasse von Idiomen, über welche man bis jetzt die wenigste Aufklärung besitzt. Ob das Aegyptische der Hieroglyphen, die Mutter des Koptischen, zu diesem Sprachstamme gehörte und er so vielleicht vom Nil bis zum Ocean in ganz Nordafrika vorherrschte? das ist eine Frage, welche noch ungelöst geblieben ist. Jedenfalls scheint das alte Libysche, die Sprache jener kleinen Zahl von Inschriften, welche man in Afrika fand und welche weder phöniciisch noch numidisch sind, die Mutter des Kabyllischen zu sein. Die Sprachen der Tuareggs, eines Volkes der großen

Wüste, der Amazirghen von Marokko, der Schellaks von Fez und der berberischen Stämme der Sahara, scheinen Schwester-sprachen des Kabyllischen zu sein. Von all diesen Sprachen hat die der Tuareggs, welches Idiom man Temaschel nennt, allein ihre eigenthümliche Schriftsprache bewahrt, und in neuester Zeit hat uns Hanoteau, der Verfasser einer kabyllischen Grammatik, auch eine Grammatik und Chrestomathie des Temaschel mit seinen eigenthümlichen seltsamen Schriftzeichen gegeben. Die Kabylen müssen ihre eigene Schriftsprache, wenn sie überhaupt jemals eine besaßen, schon sehr früh verloren haben. Seit sie Muselmänner sind, bedienen sie sich der arabischen Schriftzeichen.

In Algier sieht man oft Söhne der Kabyllie, welche der Handel, manchmal auch die Neugierde dorthin getrieben haben. Sie sehen fast aus wie Beduinen, sind nur gewöhnlich noch schmutziger und noch zerlumpter als diese. Was sie besonders widerwärtig macht, ist außer dem Schmutz das Delige ihrer Erscheinung; sie reiben sich nämlich nicht nur die Haut, sondern tranken auch ihre Kleider mit Del.

Ein kabyllischer Vernus erreicht stets den äußersten Grad von Zerlumptheit, Zerfetztheit, von Schmutz und Ekelhaftigkeit, dessen ein Kleidungsstück fähig ist, auf den Schultern seines ersten Herrn. Man kann mit Recht von den Gewanden dieser Bergbewohner sagen, daß bei ihrer äußersten Zerrissenheit oft nur der Schmutz ihnen Consistenz verleiht. In der Kabyllie giebt es keine Lumpensammler, denn alle Lumpen werden als Kleidungsstücke getragen.

Was jedoch den einzigen Gedanken des Kabylen ausmacht,

das ist: Geld zusammenscharren und wieder Geld zusammenscharren. Keine Bequemlichkeit, kein Luxus verlockt ihn, einen Einkauf zu machen. Sein Geld wird eingegraben, wie man sagt; was aber schließlich aus allem Gelde der Kabylen wird, das hat noch Niemand ergründet.

Der Kabylen ist arbeitsam, ausdauernd, zäh, von großer Mäßigkeit; aber abergläubisch, fanatisch und barbarisch.

Sein Hauptfehler ist jedoch unstreitig sein fürchterlicher Geiz, der wirklich an's Unglaubliche grenzt. Er gönnt sich nur das Allernöthigste an Lebensmitteln. Wenn er ein Stück Brod hat und eine Tasse Del dazu, welches letztere er trinkt, so ist er zufrieden.

Trotz all seiner Fehler scheint aber doch der Kabylen vielleicht um ein Geringses mehr als der Beduine geeignet, die französische Civilisation anzunehmen, denn ihm fehlt nicht eine gewisse Wißbegierde und ein Interesse an europäischer Cultur, während der Araber in die stumpfste Gleichgiltigkeit für jede Verbesserung versunken ist. Der Islam freilich wird jeder Europäisirung auch dieser Stämme eine unübersteigbare Scheidewand entgegensetzen.

Die Biskrihs.

Einer der arabischen Stämme der Sahara, welcher in Algier die zahlreichsten Repräsentanten hat, sind die Biskrihs. Sie stammen und führen ihren Namen von der Oase Biskarah, welche eine der nördlichsten jenes Theils der Sahara ist, der zur Provinz Constantine gehört.

Die Biskrihs, die in Algier leben, sind ein überaus thätiges,

aber zugleich höchst schmutziges Völkchen. Sie dienen als Last- und Packträger, Hausknechte; am meisten aber lernt sie der Fremde in ihrer Eigenschaft als Stiefelpuzer kennen, in welcher sie ihn wohl hundert Mal täglich auffordern, seine Fußbekleidung einem Reinigungsproceß zu unterwerfen.

Diese Kerle sind meist junge Männer, welche, wenn sie sich etwas verdient haben, nach ihrer Heimath zurückkehren werden, um dort zu heirathen und sich für immer niederzulassen. Sie verdienen übrigens gewöhnlich blutwenig, aber ihre fabelhafte Bedürfnislosigkeit macht, daß sie dennoch etwas zusammensparen. In der Straße Bab-el-Neß hatte eine Colonie schuhputzender Biskrihs ihr Lager aufgeschlagen. Sie waren über die Maßen zerlumpt; aber unter diesen Lumpen birgt sich nicht selten eine wahre Adonisgestalt. Einer war darunter, der durch sein tiefbraunes, aber vollendet schönes Gesicht und durch seine harmonische Gestalt die Blicke aller Vorübergehenden fesselte. So sah ihn auch einmal eine reisende alte russische Fürstin, die den Entschluß faßte, ihn seiner Umhüllung von Lumpen und Schmutz zu entziehen. Sie machte ihn zu ihrem Pagen und kleidete ihn in das schönste maurische Costüm. Ich sah den schönen Haffan am Tage nach seiner Metamorphose und eine edlere Figur hätte man selten finden können.

Dieser Zufall brachte eine Art Revolution unter den übrigen Biskrihs hervor. Jeder Fremde galt ihnen nun für einen möglichen Standeserhöher und stets boten sie sich ohne Weiteres an, in den Dienst desjenigen Reisenden zu treten, welchem sie nun gerade die Stiefel putzten. — Aber die armen Teufel kamen weder an Gestalt noch an Glück ihrem Stammbruder Haffan gleich.

Die M'zabiten.

Jenes in den maurischen Bädern so thätige, rüstige und flinke Völkchen von Badeknechten gehört bis auf den letzten Mann zum Stamme der Beni M'zab oder M'zabiten. Sie kommen aus einer Reihe von Oasen, welche an der Grenze der algierischen Sahara liegen. Ihre Sprache ist desselben berberischen Ursprungs, wie die der Kabylen.

Wie die Biskrihs, so wandern viele dieser M'zabiten Arbeit suchend nach Algier und finden sie meist beim Dienste der Bäder. Außerdem treiben sie Handel für ihre Heimath, indem sie deren Hauptproduct, die Datteln, hier verhandeln und dafür das, woran es ihnen fehlt, nämlich Getreide, einkaufen. Auch sie bleiben gewöhnlich nur einige Jahre in Algier und kehren dann, nach ihren eigenen Begriffen mit einer gewissen Wohlhabenheit, in die Oasen der Beni M'zab zurück.

Die M'zabiten sind, was ihre religiöse Specialität betrifft, jedem orthodoxen Muselman ein Horror. Sie gehören nämlich zu keiner der vier sunnitischen Secten, sondern huldigen demselben Glauben, wie die arabischen Wahabi, welche man die Protestanten des Islams genannt hat. Die Wahabiteu verwerfen die Sunna (Tradition). Sie mißbilligen höchlichst die abergläubische Verehrung der Marabuts (Heiligen). Ja! sie sind selbst nicht mit dem Cultus einverstanden, welcher dem Grabe des Propheten gewidmet wird. Wahabi, ihr Stifter, hat bekanntlich in seinem heiligen Kriege Med ina erobert und allen Schmuck, den er auf Mohameds Sarkophage aufgehäuft, sowie alle prächtigen Teppiche, womit er denselben überdeckt fand, der Plün-

derung seiner Soldaten preisgegeben. Er war der Zisca oder Johann von Leiden des Islams. In Algier nennt man die Religion der Mazabiten Khamfiab oder „die fünfte“, und da es nur vier orthodoxe Bekenntnisse giebt, so ist dieser Name „die fünfte“ die ärgste Verdammung, die ein Muselman aussprechen kann, denn dogmatische Sünden sind in seinen Augen ärger als die schändlichsten Verbrechen.

Die Neger.

Die Zahl dieser dunkeln Individuen nimmt in der Algerie immer mehr und mehr ab. Die Sklavenkarawanen, welche sie früher von Tombuktu jährlich in Menge einführten, sind unter französischer Herrschaft schon längst eingegangen und so rekrutiren sie sich nicht mehr an der echten Quelle. Sonderbarerweise sind die Negerehen in Algerien auch wenig mit Sprößlingen gesegnet.

Die Neger sind seit dem Jahre 1848 nicht mehr Sklaven. In jenem Jahre, als die französische Republik sie frei erklärte, da kannten sie anfangs des Jubels keine Grenzen. Aber er war nicht von langer Dauer. Viele Derer, die im ersten Freiheitsmuth anfangs ihre Herren, bei denen sie es gut gehabt und wenig gearbeitet, verlassen hatten, kehrten bald zurück und flehten um Wiederaufnahme. Sie hatten in der Arbeit, zu der Noth sie zwang, eine größere Tyrannin kennen gelernt, als in ihren alten Eigenthümern, bei denen sie meist ihrem geliebten Nichtsthun ungestört sich hingeben konnten; denn in muselmännischen Haushaltungen giebt es fast immer nur wenig zu thun.

Regeninnen sieht man in der Stadt bei weitem mehr als männliche Repräsentanten der Race Chams. Auf den Märkten hecken sie in langen Schaaren am Boden, jede mit einem Stof des arabischen, in seiner Form psannnkuchenartigen Brodes auf dem Schooße, das sie den Eingebornen feilbieten. Sie versehen außerdem noch in den maurischen Bädern beim schönen Geschlecht dasselbe Geschäft, welches die Mozabiten bei den Männern ausüben.

Die Reges, obgleich alle Muselmänner, haben doch außerdem noch eine Art von Privatcultus, ein Gewebe von abergläubischen Ceremonien, Traditionen und Vorschriften, welche aus ihrem ursprünglichen Heidenthume herkommen müssen. Sie opfern den Dschins, jenen Geistern, welche über Krankheit und Gesundheit des Menschen gebieten sollen. Viele Mauren Algiers, besonders aber die Moresken, glauben an die Heilsamkeit dieses Regercultus. In der Nähe Algiers liegt eine Quelle, an welcher jeden Mittwoch Morgen ein Regerpriester das Opfer darbringt. Er schlachtet ein Huhn oder eine Taube zur Verfühnung der Dschins und zur Heilung des Kranken, welcher das Opferthier bezahlt hat. Schaaren maurischer und selbst jüdischer Frauen folgen dem Haruspex, der vielleicht selbst mehr betrogen als Betrüger ist.

Die Reges haben auch ihre eignen nationalen und religiösen Feste, Derdebah genannt, bei denen Thiere in Menge als Opfer für die Dschin geschlachtet werden. Ich wohnte einer Derdebah bei, in welcher 2 Stiere, ein Ochse und 25 Schafe fielen.

Ehe das Opfer begann, tanzte die Priesterin, eine alte häß-

liche, aber reichgeputzte Negerin, den heiligen Tanz in gemessenen langsamen Schritten.

Jedes Negerhaus besitzt seinen Priester und seine Priesterin. Ein Negerhaus wird jedesmal von allen in Algier anwesenden Angehörigen eines und desselben Negerstammes gebildet. Es giebt in Algier jetzt noch sieben solcher Negerhäuser, welche ihre Namen nach Ortschaften in ihrem heimathlichen Sudan führen.

Die Juden.

Unter den inländischen Völkerschaften Algiers darf man auch nicht jene zahlreichen jüdischen Familien vergessen, welche die Franzosen bei ihrer Besitznahme hier vorfanden. Diese eingebornen Juden stehen jetzt noch mit den eigentlichen französischen Juden durchaus nicht auf gleichem Fuße. Sie werden von ihnen nicht als Brüder angesehen und die Schmuhs und Levis von Algier werden von den Schmuhs und Levis aus Paris als Halbbarbaren gründlich verachtet. Sie haben übrigens von der französischen Herrschaft den größten Vortheil gezogen. Unter den Dey's lebten sie unterdrückt, mißhandelt und auf jede Weise gedemüthigt, waren genöthigt ihren Wohlstand stets zu verbergen, durften nur dunkle, unscheinbare Kleider tragen; von einem Muselmanne beschimpft, durften sie die angethane Beleidigung niemals erwidern; kurz sie führten ein jeder Menschenwürde widersprechendes Leben. Jetzt ist dies Alles anders geworden.

Der algierische Jude ist heutzutage wohlhabend und oft reich. Er allein unter allen Eingebornen hat es verstanden, die französische Herrschaft zu seinem Vortheil auszubeuten. Er ist

Häuserbesitzer, Fabrikeigenthümer, Gutsinhaber geworden, ja man kann sagen, die halbe Stadt Algier gehört jetzt ihm. Jetzt verbirgt er auch seinen Reichthum nicht mehr. In seiner Kleidung spiegelt sich die Eitelkeit seiner Race. Viele haben die französische Tracht angenommen und sind mißlungene Pariser Stutzer geworden. Aber die maurische Tracht trägt der einheimische Jude mit einer gewissen Grazie und jedenfalls mit vielem Pomp. Am Sabbath besonders erscheint er oft mit kostspieligen grellbunten Stoffen bekleidet. Das Costüm des eingebornen Israeliten gleicht dem der Mauren; nur verhunzt er es oft durch Tragen von Vaternördern, einer Mütze und französischer Schuhe, Alles Dinge, vor welchen ein Muselman eine Art von fanatischem Horror hegt.

Die Jüdinnen Algiers sind meist häßlich. Schönheit findet man nur bei denen, welche spanischen Ursprungs sind, welche aber in Algier bei weitem die Minderheit bilden, während sie in Dran und Marokko vorherrschen. Die Töchter Israels kleiden sich nur sehr selten in dem reizenden kleidsamen Costüm der Moresken. Sie thun es nur zuweilen aus Speculation. So sah ich z. B. in London in Haymarket jene drei berühmten „moorish ladies“, welche sich als Moresken für Geld sehen ließen und nichts Anderes waren als Jüdinnen aus Algier. Diese falschen „moorish ladies“ wurden von einem ihrer Religionsgenossen, Namens Pinhas, der sich selbst für einen Türken ausgab, in allen Hauptstädten Europas herumgezeigt. Dieser Pinhas, der sich auf diese Weise ein hübsches Vermögen erworben hat und jetzt als reicher Mann nach Algier zurückgekehrt ist, bildet eines der lächerlichsten Beispiele der Eitelkeit und Renommisterei reich-

gewordener Juden. In einer reich geschmückten Equipage mit Bedienten in den lächerlichsten Livreen pflegt er durch die Stadt zu fahren. Sein Kutscher ist ein Neger in rothem goldgestickten Costüm. Seine Gattin muß, wenn sie mit ihm ausfährt, stets goldgestickte Kleider tragen und sich mit Perlen und Diamanten behängen. Seine Kinder tragen Mützen, worauf Sultanis, türkische Goldstücke, in Menge aufgeheftet sind. Er selbst kleidet sich zwar jetzt gewöhnlich europäisch, zeigt sich jedoch zuweilen auch in den Straßen Algiers mit einem langen Schleppgewande vom kostbarsten Goldbrokat behangen. Auf die Decoration seines Hauses hat er große Summen gewandt; aber da es ihm an gebildetem Geschmaack fehlte, so hat er dasselbe in dem plumphen markttschreierischen Styl eines reichen Pariser Café chantant ausschmücken lassen.

Das unterscheidende Costüm der Töchter Abrahams in Algier ist ein langes Schleppkleid meist von dunkler Farbe, nur auf der Brust reich mit Gold gestickt. Auf dem Haupte tragen sie einen zuckerhutförmigen hohen Kopfpuz, von Draht und Pappendeckel aufgebaut und mit Seide überzogen. So laufen diese Rebekkas unbeholfen durch die Straßen der Stadt. Sie verschleiern sich nicht wie die Moresken und thun Unrecht, denn man würde sie gewiß für schöner halten, wenn man ihr Gesicht nicht sähe.

Neuntes Capitel.

Ein maurisches Bad.

Das Hammam Sidna. — Gespenstertracht. — Schwitzproceß. — Kneten und Reiben. — Heißerer Saal. — Seifenschaum. — Erstickender Turban. — Siesta nach dem Bade. — Wohlbehagen. — Beliebtheit der maurischen Bäder.

Der Merkwürdigkeit wegen macht wohl jeder Tourist einmal während seiner Anwesenheit in Algier ein maurisches Bad mit. Zudem soll sein Gebrauch ein vortreffliches Mittel gegen Husten, Schnupfen und Rheumatismus sein. So ließ denn auch ich mich eines Abends, denn bei Tage sind die Bäder für Frauen reservirt, nach dem Hammam Sidna, dem größten Bad Algiers, welches, wie sein arabischer Name sagt, einst das Bad des Pascha's war, verlocken.

Das Hammam Sidna bestand aus drei mit durchlöchernten Kuppeln gewölbten Sälen, in deren erstem man sich entkleidete.

Bei meinem Eintritt in diesen lagen auf einer divanartigen gemauerten Erhöhung zwanzig bis dreißig Gestalten, ganz in Weiß eingewickelt da. Diese hatten bereits den Badeproceß durchgemacht und ruhten nun pflichtgemäß von ihren Strapazen aus.

Raum entkleidet, wurde mir ein Leintuch umgehängt, und ich bekam ein paar Kabkab (hölzerne Sandalen) zum Anziehen; die Kabkab waren durch einen mehrere Zoll hohen Absatz und Bordersatz stelzenartig erhöht, und man mußte mit solcher Fußbekleidung sehr vorsichtig sein, um nicht auf dem glatten, nassen

Marmorboden auszugleiten. Ein junger Badeknecht vom Stamme der Beni M'zab nahm mich bei der Hand und erleichterte so das schwere Gehmanöver.

Der zweite innere Saal, in welchen er mich führte, war von unten stark geheizt; eine heiße Dampfatmosphäre quoll dem Nahenden daraus entgegen und raubte mir anfangs den Athem. Der M'zabite brachte mich hier zuerst zu einer mit Marmor getäfelten ofenartigen Erhöhung mitten im Saale, auf welcher man sich ausgebreitet hinlegen muß, um sich dem ersten Einfluß der Hitze recht gründlich hinzugeben.

Darauf mußte ich mich auf dem Fußboden auf eine frischbegoffene Marmorplatte niederstrecken. Dem Haupte diente ein Holzsockel zum Kissen. Das Reiben und Kneten begann nun. Es wurde von zwei m'zabitischen Jünglingen im Tact ausgeführt, wozu dieselben ein ohrzerreißendes Lied in ihrer eigenen berberischen Sprache sangen.

Nach dem Massiren (massor), wie das Kneten des Körpers genannt wird, ging es an das Reiben mit den Roßhaarhandschuhen. Letzteres geschah so gründlich, daß ganze Streifen der äußersten dünnen Hautumhüllung mit abgerieben wurden, welche spolia opima, in dem Kampf mit meiner Haut errungen, mir die Burschen triumphirend vorhielten.

Nachdem dieser letzte Proceß die Poren gründlich geöffnet und so den Körper für alle weiteren thermischen Eindrücke noch empfänglicher gemacht hatte, führte man mich in den dritten, kuppelgewölbten Saal, in welchem eine weit größere, eine wahrhaft überwältigende Hitze herrschte. Dort fand von neuem das Kneten und Reiben wie vorher statt. Hierzu kam noch

das Ausrecken der Glieder und das Krachen der Gelenke. Ein besonders kräftiger Bursche versuchte sogar mein Rückgrat zum Krachen zu bringen, indem er meinem Oberkörper eine so kühne Wendung gab, daß das Gesicht nach den Fersen blickte.

Erst nach Vollendung dieser Ceremonien begann das eigentliche Waschen, zuerst das des Kopfes. Ich mußte die Augen schließen, und nun wurden mir die Haare mehrmals eingeseift und gründlich das Haupt mit Seife abgerieben. Dann übergieß der M'zabi auch meinen übrigen Körper mit einem wahren Meer von Seifenschaum, welches weich und wollüstig den Körper umspülte. Eine Fluth heißen Wassers entfernte wieder die weiße Umschäumung.

Endlich hatten sich die M'zabiten hinlänglich mit mir angestrengt, und ich ging gestriegelt, gebürstet, gewaschen, abgerieben und geknetet aus ihren Händen hervor. Jetzt kleidete man mich in die bekannte Gespenstertoilette, aus weißen Leintüchern bestehend, setzte mir einen Turban von wahrhaft erstickenden Proportionen auf und führte mich zur obligaten Siesta in den vorderen Saal zurück.

Dort war das Lager bereitet, auf dem sich ausstreckend der müde Körper ein höchst angenehmes Stündchen der Ruhe genoß. Man brachte mir den Tschibuk und Kaffee und überließ den Vielgemarterten dem erwünschten Halbschlummer.

Aber nicht lange Zeit verging, so kam wieder ein M'zabite, um mich von neuem zu kneten, was während der zweistündigen Siesta noch mehrmals wiederholt wurde.

Vielen Europäern gefällt dies Baden nicht, und ich kann es ihnen nicht verdenken, denn wir sind nicht gewöhnt, ein

willenloses Werkzeug in der Hand einiger rohen Badeknechte zu bilden, die mit unserm ehrwürdigen Körper so durchaus respectlos umgehen. Ich muß aber gestehen, daß ich für die ausgestandenen Strapazen durch ein ganz außerordentliches Wohlbehagen und Gestärktsein entschädigt wurde, so daß ich in Zukunft noch mehrmals zu den M'zabiten zurückzukehren verleitet ward.

Die maurischen Bäder Algier's, deren es jetzt noch neun giebt, sind ausschließlich in den Händen der genannten Beni-Mzab, deren Stamm seinen Sitz 12 — 15 Tagereisen von Algier in den Oasen der Sahara hat. Jeder Badeknecht bleibt gewöhnlich nur wenige Jahre in Algier, bis er sich ein kleines Sümmlen durch seine Arbeit zusammengespart hat. Dann kehrt er nach seiner heimathlichen Oase zurück, um in seinem Leben nie wieder ein maurisches Bad zu betreten; denn in der Heimath dieses Volkes von Badeknechten gibt es sonderbarerweise gar keine Bäder.

Mit ein Paar hundert Franken kauft er in Beni Mzab sich einen Palmengarten, heirathet mehrere Frauen, die für ihn arbeiten müssen, und widmet sich von nun an ausschließlich jener Lieblingsbeschäftigung aller Eingebornen, dem süßen Nichtsthun.

Zehntes Capitel.

Arabische Stunde.

Hadsch Mohamed. — Lingua franca. — Kauderwelsch. — Conversation in der Lingua franca. — Alterthum dieser Sprache. — Ihre Geschichte. — Schon Molière kannte sie. — „La langue sabir.“ — Arabische Lehrmethode. — Seltsame Gewohnheiten des Hadsch. — Er wandert aus und kommt enttäuscht wieder. — Mein zweiter arabischer Lehrer. — Ein Greis mit vielen Frauen. — Arabische Musik.

Ich habe oben gesagt, daß es mein kühnes Bestreben gewesen sei, wo möglich einige der Eingebornen kennen zu lernen, um dieselben mit mehr Recht beurtheilen zu können. Ein einziges unfehlbares Mittel, wenigstens eine oder einige Bekanntschaften zu machen, bot sich mir durch meine Absicht, die arabische Sprache zu erlernen. Ich sah mich also nach einem eingebornen Lehrer um, und fand ihn in der Person eines gewissen Hadsch Mohamed Ben Abu Bonahr.

Dieser lange Name läßt sich, wenn man ihn analysirt, auf ein sehr einfaches Minimum zurückführen. Hadsch ist bekanntlich der Titel jedes Muselmannes, welcher die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hat. Ben und Abu sind Worte, die sich gegenseitig aufheben, das erste heißt der Sohn, das zweite der Vater; also heißt Ben Abu Bonahr: der Sohn des Vaters des Bonahr, welcher natürlich Niemand als besagter Bonahr selber ist. Die Araber lieben sehr solche Umschreibungen. So bleibt von dieser ganzen pomphaften Nomenclatur nichts übrig, als: Mohamed der Pilger.

Der Hadsch war ein alter graubärtiger, überaus magerer,

aber ziemlich würdevoll aussehender Maure, der zwar etwas französisch sprach, aber die sogenannte Lingua franca viel besser inne hatte, wozu freilich wenig genug gehört. Denn dieses Kauderwelsch von einer Sprache besteht fast aus nichts Anderem, als aus schlecht ausgesprochenen, nach Willkühr verstümmelten französischen, italienischen oder spanischen Wörtern, worunter sich einige Arabismen gemischt haben. Kein Mensch braucht sich Mühe zu geben, wenn er diese Sprache erlernen will, da sie weder Grammatik besitzt, noch aus andern, als den allergeringsten Worten gebildet ist. Ihr höchst einfaches Vocabularium besteht erstens aus einer Anzahl von polyglotten Infinitiven, welche für alle Zeiten und Personen des Verbums gleich angewandt werden. Ferner aus einem Gemisch spanischer, italienischer und französischer Hauptwörter und Adjective, stets im Nominativ gebraucht, und endlich einer kleinen Zahl von Präpositionen, Pronomina und Interjectionen, welche letztere in diesem Dialecte jedoch eher als ein menschliches Gebell bezeichnet werden könnten, denn als Theile einer Sprache.

Da es mit dem Französischen bei Hadsch Mohamed nicht recht vorwärts wollte, so schritt ich anfangs zur besagten Lingua franca, die so einfach ist, daß man keine Lectionen in ihr braucht, um sich ein wenig ausdrücken zu können. Folgende kurze Conversation mit meinem Lehrer möge den Charakter dieser Sprache bezeichnen:

Zuerst mußte mußte ich natürlich demselben auseinandersetzen, ich wollte Arabisch lernen. Dieß ließ sich in der Lingua franca etwa folgendermaßen geben:

Mi vouloir apprendre arabe (wörtlich: ich wollen lernen Arabisch), worauf der Lehrer antwortete:

Mi donar leçon à toi (ich gebe Stunde Dir).

Darauf regelten wir den Preis der Stunde.

Kaddasch leçon? (wieviel Stunde?)

Mezzo douro (halb Thaler), antwortete der Lehrer in derselben Sprache.

Man bewundere den Eclecticismus dieses Idioms. Im ersten Satze befinden sich zwei französische, ein italienisches und ein spanisches Wort. Im zweiten ist die Proportion etwa dieselbe. Im dritten dagegen sehen wir ein arabisches und ein französisches, und im vierten ein italienisches und ein spanisches Wort nebeneinander. Mezzo ist nämlich italienisch und bedeutet halb. Douro das spanische Wort für Thaler.

Die Stunde begann darauf mit der Aufforderung von Seiten des Hadsch:

Ti scribir alphabet, welches wörtlich übersetzt heißt: Du schreiben das Alphabet.

Scribir, bibir, chapar, andar, marchar und hundert ähnliche halb italienische, halb französische Infinitive bilden so recht die Seele der Lingua franca und selten wird man am Hafenplage oder auf den Märkten von Algier vorbeigehen, ohne eines dieser vielausdrückenden Worte zu vernehmen.

So lächerlich dieses Kauderwelsch auch ist, so besitzt es doch seine Geschichte. Die Brüder vom Orden der Trinitarier, welche vor Jahrhunderten diese Küsten besuchten, trafen die Lingua franca bereits im vollen Gebrauch und wahrscheinlich war sie schon im frühesten Mittelalter das Verkehrsmittel zwischen den

italienischen, spanischen und französischen Kaufleuten und den Eingebornen gewesen.

Pater Dan, ein Vorsteher des eben genannten Ordens, welcher im siebzehnten Jahrhundert eine Beschreibung der von ihm bereisten Barbarenstaaten veröffentlichte, sagt über die Lingua franca: „La langue franque est un parler facile et plaisant composé de mots français, italiens et espagnols.“

Also schon der fromme Pater fand die Lingua franca „plaisant.“

In der That giebt es wohl nicht leicht ein Kauderwelsch, welches geeigneter wäre, bei dem Sprachkundigen Gelächter hervorzurufen. Namentlich wenn man die drei oder vier Idiome kennt, aus deren Verhuzung es sich gebildet hat, muß einem diese Caricatur von einer Sprache höchst komisch vorkommen. Ich habe nie begreifen können, wie Leute sich der Lingua franca bedienen und dabei ernst zu bleiben vermögen: man könnte sie mit Recht eine philologische Possie nennen.

Schon der große Komiker Frankreichs hat die lächerliche Seite der Lingua franca erkannt.

Molière hat in seinem Lustspiele „le Bourgeois gentilhomme“ seine Kenntniß in diesem Kauderwelsch der Nachwelt überliefert und jene bequemen, volltönenden Infinitive besonders in folgenden Versen, die er dem Musti in den Mund legt, verewigt:

Si ti sabir
Ti respondir,
Si non sabir
Tacir tacir.

Was man in unser Deutsch etwa so übersetzen könnte, ohne dabei der obligaten Infinitive verlustig zu werden:

Wenn wissen Du,
 Antworten Du,
 Nichts wissen Du,
 So schweigen Du.

Welch ein Schatz von Weisheit liegt nicht zu gleicher Zeit in dem Sinne dieser anspruchslosen grammatischen Formen?

Lange glaubten die Franzosen, Molière habe seinem Musti nichts als einen hirnlosen, pomphast tönenden Unsinn, eine Aneinanderreihung von nichts bedeutenden, keinem Idiom angehörenden Sylben in den Mund gelegt. Und da mußten diese Kinder der Putetia im Jahre 1830 in Algier die Erfahrung machen, daß die Gassenjungen der eben eroberten Stadt die Sprache des Musti im „Bourgeois gentilhomme“ verstanden!

Wegen des Hauptverbuns jener unsterblichen Verse haben die Franzosen die Lingua franca auch wahrscheinlich „la langue sabir“ genannt.

Die Lingua franca, nur mit deutschen Worten, wird übrigens auch in unserem gesegneten Vaterlande zuweilen gesprochen. Ein Beispiel davon war jener Monarch, der sich aus lauter Infinitiven eine Art von eigener Sprache geschaffen hatte. „Ich das nicht leiden können.“ „Er ein Esel sein.“ Ich essen wollen.“ „Er zum Teufel gehen“ und zahlreiche ähnliche Ausdrücke dieses allerhöchsten Idioms klingen noch in den Ohren mancher unserer Zeitgenossen nach.

Hadsch Mohamed hatte eine überaus einfache Methode, dem Schüler die Elemente beizubringen. Zuerst ließ er ihn

nämlich das Alphabet mit großmächtigen Buchstaben mittels des Binsenrohrs, welches bei den Arabern die Feder vertritt, aufschreiben und so oft wiederholen, bis der ABC-Schüler endlich buchstabiren konnte. Dann geschah dasselbe mit den am häufigsten vorkommenden Hauptwörtern und Verben und später mit einigen kleinen vielgebrauchten Sätzen aus dem Alltagsleben.

So weit ging Alles gut. Aber bald stockte die Gelehrsamkeit des Hadsch. Er besaß nämlich durchaus keine Kenntniß von der Grammatik, welche leider von so vielen Arabern als überflüssig betrachtet wird. Bei ihnen ist nur der ein Gelehrter, ein Taleb, welcher den ganzen Koran auswendig kann. So wird denn die ganze Erziehung nur auf diesen einen Punkt hingelenkt: papageimäßiges Auswendiglernen. Hat Einer den ganzen Koran im Kopf, was ihm gewöhnlich zehn Jahre seines Lebens kostet, so ist er in den meisten Fällen schon so verdummt, daß er keinen Wunsch mehr hegt, noch etwas Anderes lernen zu wollen. Das Auswendiggelernte wird den Schülern nie erklärt, und so lange sie noch beim Memoriren sind, lernt keiner die Bedeutung auch nur eines Satzes aus dem himmlischen Buche. Erst den Erwachsenen wird in spärlichen Dosen der Koran ausgelegt.

Es gehörte einige Geduld dazu, es mit dem Hadsch, seinen wunderlichen Manieren, namentlich aber mit seiner etwas allzu belebten Umgebung auszuhalten. Letztere bestand nämlich, wie ich zu meinem großen Schrecken bald bemerkte, aus einer Menge jener bekannten grünlichen, schnellfüßigen Thierchen von großer Lebhaftigkeit, die kein reinlicher Europäer an sich duldet, die aber den Araber nicht stören, welcher, wenn er eines derselben fängt, es sorgfältig beseitigt, jedoch nie tödtet. Meinem

vortrefflichen Lehrer ließen diese niedlichen Insecten während der Stunde oft über Nase, Bart, Weste und Turban auf und ab, unfähig den Biedermann aus seiner philosophischen Ruhe zu stören. Anfangs glaubte ich ihn darauf aufmerksam machen zu müssen, worauf er denn einmal eins der besagten Wesen zierlich erfaßte, es ohne Weiteres auf den Tisch setzte und so in meinem Zimmer freiließ. Tödtung dieser interessanten Thierchen darf man keinem Araber zumuthen.

Ein anderer lächerlicher Umstand machte den Unterricht des Hadsch zwar originell, aber nicht immer angenehm. Jeder Muselman ist im höchsten Grade Gewohnheitsmensch, und die Gewohnheit, zur zweiten Natur geworden, läßt sich oft ebenso wenig bekämpfen als die Natur selbst. Nun war der Hadsch, der sein ganzes Leben lang nur kleine Kinder unterrichtet und erst in seinem Alter das Stundengeben bei Europäern angefangen hatte, gewohnt gewesen, besagten kleinen Arabern beim Unterricht öfters auf die Finger zu klopfen. Diese Gewohnheit konnte der Vortreffliche zu meiner großen Heiterkeit, aber zugleich auch zu dem manchmal empfindlichen Schmerzgefühl meiner gepeinigten Finger nicht los werden. Mohamed pflegte freilich immer um Verzeihung zu bitten, wenn ihm dies begegnete. Aber die Gewohnheit war zu stark, um die Wiederholung zu verhindern.

Jedoch war der Hadsch trotz seiner Fehler immer noch eins der vortheilhaftesten Exemplare des Maurenthums. Er war ein Taleb, d. h. Schriftgelehrter, konnte folglich den ganzen Koran auswendig; er betete und sang den Tag fünf Mal in der Moschee; wusch sich vor jedem Gebete; nahm die Woche zwei Mal ein maurisches Bad; war ein guter Ehemann, welcher seiner Gattin stets

das pflichtschuldige Trockenbrod verabreichte, so daß diese nie, wie die Frauen vieler Andern, beim Kadi klagen ging; er war ein guter Vater, der seinen Sohn zwar in Lumpen gehen ließ, aber ihm die Speise der Seele, den Koran, reichlich spendete.

Seit der Hadsch mit Franzosen besser bekannt geworden war, verdiente er sich durch Stundengeben genug, ja mehr, als seine einfachen Bedürfnisse erheischten. Er befand sich also verhältnißmäßig in einer ganz glücklichen Stellung. Aber sein Schicksal wollte, daß er eine fixe Idee hatte, welche freilich viele, ja fast alle Muselmänner mit ihm theilen: Er fühlte sich unglücklich, in einem von Ungläubigen beherrschten Lande zu wohnen. Er klagte viel über die Uebel der französischen Civilisation, welche ihm durchaus nicht gefiel, über die große Vertheuerung der Lebensmittel und den einreißenden Luxus; besonders war ihm das Reichwerden der einheimischen Juden, die er sich noch erinnerte, in sflavischer Unterwürfigkeit gesehen zu haben, ihr feckes Auftreten, ihre prächtigen Sabbathanzüge ein Dorn im Auge. Um all diesen Gräueln der Europäisirung zu entgehen, hatte der Hadsch denn auch den Entschluß gefaßt, demnächst mit den Seinen nach einer rein muselmännischen Stadt überzusiedeln, und zwar keine geringere hatte der alte Mann in seinem Wahn gewählt, als Constantinopel selbst, wo es ihm jedoch noch recht schlecht gehen sollte.

Armer alter Hadsch! Wie hast du diesen Entschluß später noch bereuen müssen! Wie verwitert und abgezehrt, zerlumpt und abgebrannt sahst du nicht aus, als ich dir im folgenden Jahre in den Straßen von Tunis zufälliger Weise begegnete!

Ja, in Stambul hattest du keine Europäer gefunden, die

für mezzo douró die Stunde algierisches Arabisch lernten, dem Insectenkampf auf deinem Barte geduldig zuschauten und sich gar noch mit dem Vinea! auf die Finger klopfen ließen!

Als der Hadsch seine lang projectirte Reise endlich angetreten hatte, wurde mir ein anderer Lehrer, ein gewisser Abder-Rhassaf empfohlen. Dieß war ein altes, weißbärtiges, spindehdürres Männchen von großer Reinlichkeit und angenehmen Manieren, leider jedoch geldgierig und bettelsüchtig. Jedoch es war leicht erklärlich, daß dieser Biedermann stets in Geldnoth sein mußte; denn ich erfuhr, daß er außer den vier legitimen Gattinnen, welche jeder Muselmanu heirathen darf, noch eine Zahl schöner Dienerinnen hielt, deren Ernährung ihn zum Stundengeben und Betteln nöthigte.

Dieser alte Mann hatte eine für seine Jahre komisch erscheinende Lieblingsbeschäftigung; er spielte nämlich leidenschaftlich gern und nach arabischen Begriffen auch gut die maurische Guitarre, Quitzra genannt. Gewöhnlich waren freilich seine musikalischen Musestunden lediglich den Schönen seines Harems gewidmet, aber einmal ließ er sich doch bewegen, bei einer maurischen Beschneidung, welcher auch ich bewohnte, den versammelten Festgästen eine Ranna oder arabische Melodie vorzutragen.

Anfangs wird kein Europäer, der arabische Musik zum erstenmal hört, dieselbe zu würdigen im Stande sein. Es gehört gewissermaßen eine Erziehung des Gehörsorganes dazu, um diese Aneinanderreihung von Tönen, die von der gewohnten so sehr abweicht, für etwas Anderes, als ein unharmonisches Geräusch zu halten. Dennoch fehlt es der arabischen Musik nicht an Harmonie, und wer sein Ohr an ihre Weisen gewöhnt, der gewinnt

mit der Zeit die Fähigkeit, einen musikalischen Genuß aus ihr zu ziehen.

Die arabische Musik ist übrigens nichts Anderes, als die uns durch das Mittel dieses seit mehr als einem Jahrtausend unverändert gebliebenen Volkes überlieferte antike Musik, wie in neuester Zeit (März 1862) ein verdienstvoller Artikel in der in Algier erscheinenden Revue africaine siegreich bewiesen hat.

Elftes Capitel.

Eine algierische Familie.

Weitere Bekanntschaft mit Mauren. — Hamed. — Eitelkeit. — Plan, einen Harem zu sehen. — List. — Die rothbemalte Katze. — Sie muß als Werkzeug im Stratagem dienen. — Eindringen in den Harem. — Enttäuschung. — Schminkstudien der Moresken. — Das Hennah.

Außer dem Hadsch und dem alten Abd-er-Rhaffak, jenem Inhaber eines so zahlreichen Harems, gehörte zu meinen algierischen Bekanntschaften im ersten Jahre auch ein junger Maure, Namens Hamed ben Abd-er-Rhaman. Dieser kam täglich auf eine Stunde zu mir, um zu meiner Uebung arabisch zu plaudern.

Mein neuer Bekannte war ein echter Typus der meisten jungen Mauren, jener lustigen, leichtblütigen Leutchen, welche, ob im Glück oder Unglück, immer gleich zufrieden sind, welche in ihrem Leichtsinn keinen Heller Geldes behalten können, welche zwar alle Verweichlichungen der Franzosen sowohl wie der Ein-

geborenen kennen, lieben und erschöpft haben, und dennoch im Stande sind, wenn es sein muß, beinahe ohne Bedürfnisse zu leben.

Hamed war noch unverheirathet. Seine einzige Beschäftigung machte, obgleich er keineswegs wohlhabend war, dennoch nichts als das vielgeliebte *dolce farniente* aus. Seine einzige Passion schienen schöne Kleider. An diesen besaß er denn auch für einen Mauren einen gewissen Reichthum; je kostbarer, desto lieber. Er wollte es den verhaßten Juden darin zuworthun; denn von allen Eingeborenen sind sie fast die Einzigen, denen ein gewisser Wohlstand noch erlaubt, das orientalische Costüm unzerlumpt zu tragen. Die Muselmänner Algiers sind meist so arm, daß Zerfetztheit, Abgerissenheit und Schmutz ihre Livree bilden. So konnte ich meinem jungen Freunde denn auch keine größere Freude machen, als durch das Geschenk eines vollständigen Tuchanzuges, mit Arabesken aus Goldstickerei reichlich verziert, mit dem er von nun an triumphirend täglich auf dem Gouvernementsplatz auf- und abspazierte. Namentlich liebte er es, dann sich in seinem neuen strahlenden Anzuge lustwandelnd zu zeigen, wann grade einige von den verhaßten jungen jüdischen Stutzern sich daselbst ergingen; dann stach sie Hamed vollkommen aus und weidete sich an dem Neid, den jene semitischen Stammesgenossen seiner Meinung nach empfinden mußten.

Durch Hameds Hilfe wurde mir etwas ermöglicht, was sonst überaus schwer für Europäer ist, nämlich das Innere einer echt maurischen Haushaltung zu sehen. Er wohnte bei seiner Mutter, welche Wittwe war und einem zahlreichen Harem junger weiblicher Anverwandten als Älteste des Hauses vorstand. Denn

die algierische Sitte bringt es mit sich, daß oft drei Generationen von Anverwandten in einem Hause beisammen wohnen, und in diesem Falle schließt ein und derselbe Harem alle weiblichen Mitglieder der Familie ein.

Freilich mußte mir als Europäer und — männlichem Wesen der Eintritt in das Heiligthum eines Harems doppelt untersagt sein. Aber eine List, ein geschicktes Manöver sollte es dennoch möglich machen, durch Hameds Mitschuld den erwünschten Zweck zu erreichen.

In Begleitung zweier Damen, Touristinnen, deren Neugierde durch das Besehen eines maurischen Familienlebens befriedigt zu werden hoffte, ging ich an dem verabredeten Tage nach dem Hause der Mutter Hameds. Die Damen wurden ohne Weiteres eingelassen, Hamed ging als Sohn des Hauses mit, nur ich blieb der Sitte gemäß ausgeschlossen.

Während ich so trostlos vor der Thüre des Heiligthums stand und schon fürchtete, daß die kleine unschuldige List, vermöge welcher mir Hamed den Eintritt zu verschaffen versprochen hatte, sich vielleicht als unausführbar bewiesen haben würde, da erscholl plötzlich aus dem Innern ein entsetzliches Zetergeschrei: das Geheul eines Thiers und das Wehklagen der Frauen. Ich wußte, was dieß zu bedeuten hatte. Hamed hatte nämlich, unsrer Verabredung gemäß, ohne bemerkt zu werden, die kleine mit Henna rothgefärbte Lieblingskaze seiner Tante von einer Terrasse in den Hof hinabgeschleudert, wo sie übrigens unverfehrt ankam; dies hinderte sie jedoch gar nicht, entsetzlich zu heulen, als ob sie schon dem Tode nahe sei. Dieser Umstand erregte bei den so leicht zu erschreckenden Moresken Angst und Verwirrung. Sie

liefen alle schreiend und wehklagend in der Richtung, in welcher die Kaze gefallen war.

Durch die Unordnung, welche jetzt entstand, begünstigt, konnte ich mich unbeachtet einen Augenblick in's Haus schleichen und meine Neugierde gänzlich befriedigen. Aber welche Enttäuschung wartete meiner! Hier war nichts von dem brillanten Costüm oder der Formenpracht der oben geschilderten, für Geld gezeigten Maurinnen zu sehen. Die Tracht war wohl im Grunde genommen dieselbe, aber so häßlich und zerlumpt, zerissen und beschmutzt, daß selbst Hameds junge Cousinen sich nicht viel anders als wie Vogelscheuchen darin ausnahmen. Die meisten der Haremsbewohnerinnen waren von gedunsener, geschwollener Wohlbeleibtheit, wandelnde Fettmassen mit verschwommenen Augen, hängenden Backen und dreifachem Kinn. So ist aber einmal der Geschmack der Mauren, daß bei ihnen besagte Fettmassen für schöne Mädchen gelten. Der Anblick war unseres Stratagem's, das übrigens der rothbemalten Kaze nicht das Geringste geschadet hatte, wirklich nicht werth gewesen.

Die Moresken scheinen zu glauben, daß die ihnen von der Natur geliehenen Farbentöne einer gründlichen Verschönerung vermittelt der Schminpalette bedürfen. Sie leisten Außergewöhnliches im Gebiet der Maquillirung. Namentlich vom Hennah, einem rothfärbenden Kraute, wird ein allzufreier Gebrauch gemacht. Backen und Nägel, Hände und Füße tragen die Farbe des Zinnober's. Selbst die Kinder werden schon bemalt; den kleinsten färbt man die Haare ganz roth. Oft glaubte ich, die Kinder hätten rothe Socken an, während die Füßchen

roth gefärbt waren. Die Kleider des Harems sogar tragen ebenfalls die Farbe des Henna an sich.

Zwölftes Capitel.

Ein algierischer Typus.

Der alte Hadsch. — Seine Reiselust. — Seine Sympathie für Europäer. — Porträt. — Die Duëra. — Unbequemlichkeiten eines maurischen Junggesellen. — Die Reiseerinnerungen des Hadsch. — Ein Jahr in Mekka. — Der Hadsch in Paris. — Aermliches Leben und pomp-haftes Wohnen. — Der Paschaschwiegerohn. — Der Hadsch und Hussein Dey. — Sein Klagen über das Aussterben der echten Mauren.

Was die echten Mauren Algiers so höchst vortheilhaft vor den dortigen Europäern auszeichnet, ist ihr natürlicher Anstand, ihre Würde, ihre Höflichkeit und ihre Gastfreundschaft. Nie wird der gesittete Europäer in seinem Umgang mit echten Mauren Algiers durch irgend etwas piquirt werden, was man unhöflich nennen könnte. Außerdem wird jeder Europäer selbst der höheren Stände, wenn er anders Vernunft besitzt, sich im Umgang mit ihnen leicht und natürlich, ja gewissermaßen zu Hause fühlen, was nicht der Fall sein würde, wenn er in Europa Leute von gleichem Stande mit diesen Mauren zu seiner Gesellschaft aussuchen wollte. Denn nach europäischen Begriffen stehen die meisten Mauren auf nur niederer Stufe in der Scala des Ranges, da sie fast alle Handwerker oder Krämer sind. Rentiers oder Gutsbesitzer giebt es fast gar nicht. Aber man kann bei ihnen unsern europäischen

Maßstab, was Rang betrifft, nicht anlegen. Ein maurischer Schneider, Schuster oder sonstiger Handwerker ist immer ein Gentleman durch seine Manieren und oft durch seine Race, denn manche von ihnen haben die reinsten, edelsten Stamm-bäume.

Bei meinem letzten Besuche in Algier war es mir vorbehalten gewesen, eine Bekanntschaft zu machen, welche für meinen Zweck, das Leben und Treiben dieses interessanten Volkes recht gründlich kennen zu lernen, weit geeigneter war, als alle früheren. Es war dies ein alter Hadsch (Pilger), welcher einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zugebracht hatte und der für einen algierischen Mauren, die sonst gewöhnlich an Erfahrung vor Kindern wenig voraus haben, eine ungewöhnliche Kenntniß von Menschen und Dingen besaß. Drei Mal hatte er die Pilgerfahrt nach Mekka zurückgelegt und war sogar einmal ein ganzes Jahr in der heiligen Stadt geblieben. Religiöser Eifer hatte ihn ohne Zweifel zu diesen Wallfahrten mit angetrieben; aber der vorherrschende Beweggrund war doch, was er sich vielleicht selbst nicht eingestand, Reiselust gewesen. Reiselust war die einzige Liebe, die einzige Leidenschaft dieses gutmüthigen Alten. Sie hatte ihn gepackt, als er noch jung war, und ihm nicht Ruhe gelassen, bis sie ihn im ganzen Orient und in einem nicht geringen Theil des Occidents mit sich herumgeschleppt hatte. Obgleich er niemals ein Wort Französisch gelernt hatte, so war er doch nach Paris gereist und zwar noch lange vor der Zeit der Eisenbahnen und hatte sich daselbst über ein Jahr aufgehalten. Selbst jetzt hatte ihn die Reiselust noch nicht verlassen und sein Kopf war noch voll von Plänen, neue Länder und Völker zu sehen.

Alle seine Reisen hatte der Hadsch mit nur sehr beschränkten Mitteln ausgeführt, da er keineswegs reich war; aber, wäre er es selbst gewesen, er würde dennoch ebenso einfach und billig gereist sein, da es einmal Grundsatz bei den Mauren ist, sich jede geldkostende Bequemlichkeit auf Reisen zu versagen und sich keine Ausgabe zu erlauben, welche nicht ein Beförderungsmittel oder das tägliche Brod (im engerm Sinne des Worts) zum Zweck hat. Diesem Grundsatz treu, reisen selbst die reichsten Mauren auf den Dampfschiffen stets auf dem Deck, wo sie Wind und Wellen, Regen und Sonne ausgesetzt sind; aber sie ersparen einige Thaler. Uebrigens war der Hadsch, wie gesagt, kein Krösus. Sein Vater war zwar Musti gewesen; aber diese Stelle, wenn sie auch einen hohen Rang verlieh, war doch keineswegs einträglich.

Auf seinen Reisen hatte der alte Pilger viele der Vorurtheile eines eingefleischten Mauren abgestreift. Zwar blieb er ein guter Muselman und befolgte pünktlich die Vorschriften seines Glaubens; aber seine erweiterten Ideen gestatteten ihm nicht, den Europäern gegenüber in jener mißtrauischen Zurückgezogenheit, in welcher die meisten Mauren verharren, zu leben. Im Gegentheil liebte er die Europäer, besonders hegte er Sympathie für Touristen, die, wie er selbst, in der Welt herumstreifend, ihr Dasein zugebracht hatten. Da er jedoch keiner europäischen Sprache mächtig war, so konnte er nur mit Solchen in nähere Berührung treten, welche sich in seiner Muttersprache auszudrücken vermochten, und daher kam es wohl auch, daß er einen nur kleinen Kreis europäischer Bekannten, unter denen kein einziger Franzose war, besaß.

Der Name dieses gutmüthigen alten Mannes war El Hadsch

Hamed El Gadiri. Seines Handwerks war er ursprünglich ein Schneider gewesen. Jetzt übte er jedoch dieses edle Handwerk nicht mehr aus.

Ich lernte den Hadsch zuerst durch einen seiner Neffen, Namens Mahmud Ben Scheikh Ali, der mir Stunden im Koranlesen gab, kennen. Mahmud war Mueddin oder Stundenaufrufer bei der großen Moschee und mußte die Nächte immer in der Nähe derselben zubringen, um schon um 2 Uhr Morgens die erste Gebetsstunde den Gläubigen zu verkündigen. Da kam es ihm denn sehr erwünscht, daß die Wohnung seines Oheims in nächster Nähe des Tempels lag. Mahmud pflegte seine Abende von 7 Uhr an bei dem Hadsch zuzubringen. Einmal schlug er mir vor, ihn dorthin zu begleiten. Er konnte mir keine größere Freude machen.

Gleich beim ersten Anblick errieth ich die Superiorität des alten Pilgers über alle Mauren, die ich bis jetzt kennen gelernt hatte. Ja! ein geheimer Instinkt sagte mir, daß ich bald mächtige Sympathie für den Vielgereisten empfinden würde und daß es mir vielleicht gelingen möchte, aus ihm einen Freund zu machen.

Hamed el Gadiri war ein Mann von etwa 60 Jahren; aber noch war das Weiß nicht seine vorherrschende Haarfarbe, da die Natur ihm — eine große Seltenheit in Algier — rothe Locken und Bart verliehen hatte. Sein Körperbau war wie aus Erz gegossen, seine Gesundheit eine unerschütterliche. Eine lange Habichtsnase, ein hoher, aber schmaler Kopf, ein zahnloser Mund, ein Paar neugierig funkelnder Augen, eingefallene, aber dennoch kräftig und gesund aussehende Wangen, ein voller Bart aus

Roth und Weiß gemischt, bildeten die Ergänzungspunkte seines Konterfeis.

Jede Verweichlichung war dem Hadsch fremd, ja unbegreiflich. Er konnte z. B. gar nicht verstehen, warum man auf dem Dampfschiff auf dem ersten oder zweiten Platz fahre, da doch die Bequemlichkeit der dort gebotenen Betten wahrhaftig nicht so viel werth sei, als sie koste. Er selbst fuhr stets auf dem Deck oder dritten Platz. Als er das letzte Mal von Alexandrien gekommen war, hatte er einen Juden aus Algier auf dem Dampfboot getroffen. Der Jude fuhr erste Classe und zahlte 500 Francs, der Hadsch dritte und zahlte 80. Als sie in Algier angekommen waren, rief der Hadsch dem Juden zu:

„Nun, was hast Du jetzt davon, so viel mehr bezahlt zu haben, als ich? Angekommen sind wir Beide, und wenn man fragt, wem von uns die Fahrt am besten bekommen sei, so bin doch am Ende noch ich es gewesen.“

Das Zimmer, welches el Gadiri bewohnte, war eine sogenannte *Duëra*. *Duëra*, dieses Verkleinerungswort von *Dar* (Haus), bedeutet zwar wörtlich: Häuschen, es ist aber stets nur ein Zimmer. Weil es jedoch einen Eingang für sich, getrennt von dem Eingange der übrigen Hausbewohner, hat, so giebt es dem Besitzer in einer Beziehung den Vortheil eines eignen Hauses. Dieser Vortheil des abgesonderten Eingangs ist für den Mauren ein unberechenbarer. Denn wenn ein Muselman Algiers in einem Hause lebt, in welchem außer ihm auch noch andere Miethsleute wohnen, — und heutzutage sind nur die allerreichsten Algierer im Stande, ein ganzes Haus für sich allein zu miethen, — so ist er gezwungen, um niemals den Frauen seines Nachbarn zu

begegnen, die unbequemsten Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen. Ein unglücklicher Junggeselle, der sein Stübchen in einem von Familien bewohnten Hause hat, ist sogar genöthigt, den ganzen Tag außerhalb zuzubringen; seine Wohnung dient ihm nur zur Schlafstätte, und zwar muß er stets noch vor Anbruch des Tages das Haus verlassen und darf erst Abends in der Dunkelheit sein Zimmerchen wieder auffuchen; — sonst könnte ihm das Entsetzliche widerfahren, daß er einer maurischen Frau, etwa gar einer unverschleierten, begegnete, und dann wehe ihm! der sociale Fluch ist über ihn ausgesprochen; von nun an gilt er für einen unmoralischen Menschen; kein guter Muselmannt giebt ihm seine Tochter zur Ehe; kein anständiger Mensch spricht mit ihm, er gilt für einen Kasir (Ungläubigen) oder, was noch schlimmer ist, für einen Kumih (Christ).

Da Hadsch Hamed niemals die zarten Bande der Ehe geknüpft hatte, so hätte auch er sich dem unbequemen Verbanntsein bei Tage aus seiner eignen Wohnung unterwerfen müssen, wäre er nicht im Besitz seiner geliebten Duëra gewesen. Diese Duëra war ihm denn auch theuer wie sein eigen Kind. Er schmückte sie aus, er pflasterte sie mit Fragmenten von Marmor, die er auf der Straße auflos, er wusch sie, fegte sie, putzte sie täglich mit väterlicher Liebe. Wo er ein Stückchen glänzender Tapete fand, so zierte er damit die Wände seiner Duëra. Konnte er einige bunte Kacheln wohlfeil kaufen, so verschönerte er damit seine Duëra. Möbel waren freilich in der Duëra nicht vorhanden. Statt dessen lag eine reinliche Strohmatten auf dem Marmorboden, ein Teppich breitete sich darüber aus und an drei Seiten des Zimmers lagen gute bequeme Matratzen, welche

durch Teppiche verdeckt waren und so divanartige Ruhebetten bildeten. Es waren dieß die einzigen Luxusgegenstände, welche er besaß. Eine Matratze gilt nämlich in der Stadt Algier für Luxus, auf dem Lande aber kennt sie der Eingeborne nicht einmal, und wenn er eine zu sehen bekommt, zerbricht er sich den Kopf, was sie denn wohl sein könne.

Auf diesen Polstern saßen der Hadsch und seine Gäste allabendlich und hielten Divan von sieben Uhr an oft bis Mitternacht und noch später. Meine Studien im Arabischen gestatteten mir, an ihrem Gespräch theilzunehmen, und bald war ich ein Mitglied ihres kleinen Circels geworden, an welches sich Alle schnell gewöhnt hatten.

El Gadiri war für einen Mauren, dieses Volk des Schweigens, ganz besonders gesprächig; vorzüglich liebte er es, von seinen Reisen zu erzählen. Diese waren denn auch für mich von vielfachem Interesse. Besonders seine Reisen nach Mekka und sein einjähriger Aufenthalt in der heiligen Stadt hatten wegen der Unnahbarkeit dieser Orte für Europäer den Reiz von Enthüllungen aus einem verbotenen Wunderlande. Um in Mekka unter einem plausiblem Vorwande sich so lange aufhalten zu können, hatte el Gadiri daselbst einen Laden eröffnet, der zugleich seine Wohnung bildete. Er machte keine Geschäfte und wollte auch keine machen, aber er hatte so Gelegenheit, die Araber, sowohl der Stadt, als auch der Umgegend, kennen zu lernen. Er liebte zu beobachten, und es fehlte ihm nicht an Beobachtungsgeist; er war neugierig und wißbegierig zugleich — zwei Dinge, welche bei Muselmännern äußerst selten gefunden werden; die Meisten haben haben das Nil admirari auf die höchste Spitze getrieben.

Der Hadsch war keineswegs erbaut von den Eigenschaften der Bewohner von Mekka. Obgleich die größte Zahl derselben von den Almosen der ganzen übrigen muselmännischen Welt lebt und die Vermögenderen ihre Wohlhabenheit dem Verkehr der Pilger verdanken, so lieben sie dennoch die Fremden keineswegs. Zur Zeit der Pilgerfahrt müssen sie dieselben freilich dulden, aber kaum ist der Strom dieser frommen Wanderer verrauscht, so bricht ihre Antipathie wieder mit neuer Macht hervor. Wehe den Wenigen, die in der todten Jahreszeit in Mekka verbleiben. Zahlreichen Beschimpfungen, mitunter sogar Mißhandlungen von Seiten der Stadtbewohner, ja! der Raubsucht der Beduinen der Umgegend sind sie ausgesetzt. Der Hadsch selbst hatte die unangenehmsten Erfahrungen gemacht. Er war den Verunglimpfungen noch deswegen mehr als andere fremde Muselmänner ausgesetzt gewesen, weil er, als Algierer, mit einem französischen Paß reiste und unter französischem Schutz stand. Deßhalb galt er für einen Abtrünnigen, einen halben Kasir (Ungläubigen), mußte es sich oft sogar ins Gesicht sagen lassen, daß man ihn nicht als einen guten Muselman ansehen könne. Aber Alles dieß machte ihn in seinem Plan nicht irre, ein Jahr lang die heilige Stadt zu bewohnen. Endlich, durch seine Gutmüthigkeit, die Dienstfertigkeit, mit welcher er oft den ihm am wenigsten Geneigten Geschäfte besorgte und sie so zwang, ihn wenigstens als nützlich zu betrachten, durch seine Langmuth und stete gute Laune gelang es ihm allmählig, die Vorurtheile gegen ihn zu entwaffnen, und er fing an gerne gesehen zu werden. Als er abzog, wollte man ihn sogar zurückhalten, aber dießmal war er es, der den Reservirten spielte.

Ebenfalls sehr interessant, aber vorzüglich Heiterkeit erregend war es, ihn von seinem Aufenthalt in Paris erzählen zu hören. Dorthin war er in Gesellschaft dreier seiner Landsleute gereist. Der Vornehmste dieser vier war ein Schwiegersohn des letzten Pascha's von Algier, Hussein Dey, gewesen. Diese einfachen Menschen lebten in Paris ganz so, wie sie es in Algier gewohnt gewesen waren. Sie kochten sich ihr Essen selbst, holten ihr eignes Trinkwasser am Brunnen, gingen, mit dem Küchenskorb unter den Arm auf den Markt, kurz, sie richteten ihr Leben so einfach und wohlfeil ein, daß, wie der Alte mich versicherte, ihre Ausgaben für Speise und Trank sich in der Weltstadt auf nicht mehr als auf die bescheidene Summe von vier Francs täglich, d. h. ein Franc per Kopf, belaufen hätten. Um so komischer war es, daß bei solchem anspruchslosen Leben diese guten Leute eine Wohnung gemiethet hatten, welche mit ihren einfachen Bedürfnissen im grellsten Widerspruche stand. Sie hatten nämlich die ganze erste Etage eines eleganten möblirten Hauses in der Rue Rivoli inne, für welches exorbitante Logis sie die für sie sehr bedeutende Summe von fünfhundert Francs monatlich zahlten. Man hatte nämlich den Schwiegersohn des Pascha's glauben gemacht, daß in Paris sein hoher Rang eine solche pomphafte Wohnung erheische, und dieser, ein Greis an Jahren, aber ein Kind an Erfahrung, hatte in den sauren Apfel gebissen, eine solche, für seine geringen Mittel ruinöse Summe monatlich auszugeben. In diesem Logis hatten sie der Zimmer viel zu viel, sie brauchten nur eins. Betten hatten sie auch nicht nöthig. So machten sie denn von den Schlafzimmern und andern Stuben gar keinen Gebrauch und schlugen ihr Lager

Tag und Nacht lediglich im Salon auf, wo sie auch ihre Speisen auf einem mitgebrachten Kohlenbecken kochten, denn der Gebrauch der französischen Kochapparate war ihnen natürlich ein ungelöstes Räthsel. Es muß sich sonderbar ausgenommen haben, auf den eleganten Sophas und Consolen eines Pariser Salons die irdenen Kochgeschirre dieser Naturkinder herumstehen zu sehen. Kochen war übrigens nächst dem Reisen eine Hauptbeschäftigung des alten Hadsch. In seiner Duëra war der Kohlennapf stets angezündet. Kaffee und Thee mußte man bei ihm trinken und Kuchen essen und wieder Kuchen essen, und dann zur Abwechslung arabische Bonbons, und wenn man sich nicht wenigstens den Magen verdarb, dann war der gutmüthige alte Mann nicht zufrieden.

Als Hadsch Hamed mit seinen drei Freunden, worunter der Pascha'schwiegersohn, in Paris pomphast wohnte und bettelärmlich speiste, da war es wohl zuweilen vorgekommen, daß irgend ein Franzose, von officiellm Range, dem Tochtermann Hussein Dey's eine Staatsvisite machte. In diesen Fällen trat ein völliger Decorationswechsel ein. Das Kohlenbecken wurde aus dem Salon verbannt, die Kochgeschirre entfernt, Alles wurde gefäubert und die Möbel staatsmäßig geordnet. Ja, mit den Leuten selbst ging eine Verwandlung vor. Waren sie früher, auf völlig gleichem Fuße lebend, *pêle mêle* auf dem Boden umhergelegen und hatten keinen Rangunterschied gekannt, so traten nun plötzlich sociale Abstufungen ein. Der Schwiegersohn des Pascha's wurde als Respectsperson pomphast auf einem Sopha installiert und die drei Andern umstanden ihn mit demuthsvoller Miene und stellten dienstbare Geister vor.

Einer machte den Kaffeebringer, der Andere den Pfeifenträger, der Dritte stellte jene stumme Persönlichkeit vor, welche muselmännischen Großen selbst zur Seite zu stehen pflegt und deren Hauptbeschäftigung Nichtsthun, Gähnen und Dummaussehen zu sein scheint.

Jetzt durfte der Franzose kommen, er wurde mit Selam-maleks höchst würdevoll empfangen, und als er wieder ging, trug er gewiß den Eindruck mit sich davon, wie streng vornehm geordnet und regelmäßig eingetheilt ein muselmännisches Hauspersonal sei. Kaum hatte er jedoch den Rücken gedreht, so war ein abermaliger Decorationswechsel eingetreten! Der Pascha's-schwiegersohn war wieder ein gewöhnlicher Maure geworden, lag mitten unter seinen Dienern des Augenblicks auf dem Fußboden ausgestreckt und die Andern rächten sich durch Scherze über ihn an dem Zwang, den sie sich seinetwegen hatten auferlegen müssen. Nicht, als ob der Tochtermann des Dey nicht wirklich einst einen hohen Rang eingenommen hätte! Aber damals, als er Paris besuchte, da war es bereits mit seiner Herrlichkeit vorbei, Algier war schon gefallen, und bei den Mauren gilt eben nur der officielle active Rang. Ein abgesetzter Pascha ist wenig, selbst wenn er viel Geld in Sicherheit gebracht, und gar nichts, wenn er dieß nicht gethan hat.

Der Hadsch hatte den Dey Hussein ebenfalls sehr gut gekannt, aber nicht als regierenden Herrn, sondern erst später, in der Verbannung.

„Als Hussein noch Pascha war,“ so erzählte er oft, „da sah ich ihn nur unter Furcht und Bittern, denn das Kopfschneiden ging ihm leicht von der Hand. Aber später in Alexan-

dien lernte ich ihn kennen und wurde bald ein täglicher Gast in seinem Hause. Er war gutmüthig und heiter von Natur; den Verlust seiner Pascha'swürde ließ er sich wenig zu Herzen gehen. Uebrigens lügen die Franzosen, wenn sie sagen, der Pascha habe 7 Millionen Francs in Sicherheit gebracht. Kein Mensch in ganz Algier besaß eine solche Summe. Wir Mauren wußten gar nicht, was eine Million sei. Der Reichste, reicher noch als der Pascha, das war mein Freund, der Khasnadschi (Schatzmeister) und dessen Geld habe ich selbst gezählt. Es betrug aber nicht mehr als sechzigtausend spanische Thaler."

Der Hadsch kannte alle echten Mauren von Algier, eine Race, welche sich durch Feinheit und würdevolle Manieren sehr vortheilhaft vor den Arabern des Innern auszeichnet. Er klagte jedoch sehr darüber, wie wenig echte Mauren es jetzt nur mehr gäbe. Viele Familien seien ausgewandert, andere ausgestorben, und die noch übrigen seien meist verarmt. An ihrer Stelle hätten sich in Algier eine Menge Kabylen und Araber niedergelassen, und angefangen, sich maurisch zu tragen und diese würden nun von den Franzosen für echte Mauren gehalten.

Manchmal saß ich mit dem Hadsch im Bazar und wir musterten die Vorübergehenden. Da gefiel er sich dann, mir sie Alle zu nennen und mir zu sagen, wer ein echter Maure sei und wer nicht: die echten machten nicht den zehnten Theil aus. Betrübt wandte er sich dann zu mir und sprach: „Sehen Sie was aus Algier geworden ist!“

So sah der römische Senator vom alten patricischen Blute zur Zeit des Verfalles des Weltreichs mit Wehmuth und Zorn

die Söhne der Freigelassenen im Senat, in welchem er sonst nur seines Gleichen erblickt hatte, Platz nehmen.

Dreizehntes Capitel.

Eine Schneiderbude in Algier.

Algierische Schneider. — Kaffeehaus. — Barbierstube. — Das Hannts.
 — Läden zum Darinnsitzen. — Die Schneiderbude des Mäallem.
 — Der Methusalah der Schneiderbude. — Der Pilger ohne eignes
 Zuthun. — Die Kluans oder religiösen Orden. — Der wichtige
 Unwissende und der alberne Gelehrte. — Ein starkköpfiger alter
 Muselmann. — Der junge Verschwender. — Der plötzlich reichge-
 wordene alte Schulmeister.

Wie schon bemerkt, so war mein alter Freund Hadjch Hamed seines Handwerks ursprünglich ein Schneider gewesen. Aber die Ausübung dieses poetischen Gewerbes hatte er schon seit einiger Zeit aufgegeben. Das Verfertigen maurischer Kleidungsstücke ist nämlich so unvortheilhaft geworden, daß es jetzt nur noch mit Noth seinen Mann ernähren kann. Die maurischen Schneider Algiers finden nur bei den Mauren selbst Absatz für ihre Machwerke; die Araber, Beduinen, Kabylen tragen weder Hosen, Weste noch Jacke, sondern blos Hemd und Venus, welche ihre eignen Gattinnen verfertigen; die Juden haben ihre eignen Schneider; die Türken, welche einst die besten Kunden der maurischen Schneider waren, existiren nicht mehr in Algier, und die Mauren sind meist so dürftig, daß sie

sich mit jener Pivree des Orients, den Lumpen, als Bekleidung genügen lassen müssen.

So giebt es denn auch in der ganzen Stadt jetzt nur mehr noch drei eigentliche Maa'llem oder maurische Schneidermeister.

Der Hadsch hatte jetzt nichts mehr zu thun; er widmete sich ausschließlich dem Studium seiner Ringileh oder Wasserpfeife, welche denn auch beständig angezündet war und jenen gurgelnden, springbrunnenartigen Ton von sich gab, dessen Monotonie auf harmlose Gemüther einen so angenehmen einflussenden Einfluß ausübt. Aber diese Ringileh einsam zu rauchen, das war dem geselligen Manne unmöglich, und bei Tage kam Niemand in seine Duëra; der Divan wurde nur des Abends gehalten. Wo aber sollte er sich seinem Lieblingsvergnügen hingeben? Da war das Kaffeehaus, nicht das französische, denn das ist jedem Muselmanne antipathisch, sondern das arabische; aber die Kaffeehäuser der Eingebornen sind leider von einem solchen unberechenbaren Lumpengefindel fast ausschließlich besucht, daß kein anständiger Maure oder Araber jemals ihre Schwelle zu übertreten Lust bekommt. Hie und da sieht man freilich unter diesem grenzenlosen Zanhagel irgend einen Touristen in Gestalt eines verrückten Engländers sitzen, welcher sich einbildet, maurische Sitten und Gebräuche an einem Orte kennen lernen zu können, welcher nur vom Auswurf, vom untersten Gemisch der algierischen Völkerschaften aufgesucht wird.

Mit dem Kaffeehause war es also nichts. Da blieb aber noch die Barbierstube. Die Barbierstube! jenes Stelldichein aller vornehmen Mauren und Araber, welche ihr ehrwürdiges

Haupt unter dem Scheermesser des triumphirenden Baders allwöchentlich wenigstens einmal beugen müssen. Aber auch die Barbierstube sagte dem Hadsch nicht zu. Der Haffas oder maurische Barbier nämlich ist der ärgste Parasit, den man sich denken kann. Dem Reichen, der für das Rasiren seines Haupthaares einen Franken ausgiebt, dem thut er schön, für den hat er die allerneuesten Anekdötchen, dem singt er ein arabisches Lied vor, oder recitirt ihm die Verse eines großen Dichters; den lädt er denn auch stets ein, sein Verdauungsstündchen im traulichen Gespräch im Barbierladen zuzubringen; und nicht selten hat er ein halbes Duzend von Honoratioren in seiner kleinen Bude sitzen, welche durch das Gewicht ihrer Persönlichkeit viel zu seinem Rufe beitragen. Aber der Hadsch war nicht reich; er ließ seinen ehrwürdigen Scheitel nur selten, und zwar für die bescheidene Summe von fünf Sous rasiren, und da schmeichelte ihm der Haffas nicht. Zwar hätte er immerhin sich in der Barbierstube installiren können, denn der Maure verweigert Niemandem, selbst dem Fremden nicht, einen unentgeltlichen Platz in seiner Bude, — aber der Hadsch hatte sein Ehrgefühl: Aufdringen war nicht seine Sache und er wußte, daß es sonst der Buden in Algier viele gäbe, in welchen er ein gern-gesehener Gast war. Hatte er doch nicht weniger als fünf Brüder, welche alle ihre Läden besaßen; da hätte er sitzen können, da hätte er sich seiner Ringileh nach Herzenslust hingeben und nebenbei ein Plauderstündchen feiern können, so oft es ihm beliebt haben würde. Aber die Brüder standen Geschäften oder Industrien vor, mit denen el Gadiri wenig Sympathie hatte. Er war einmal ein Schneider gewesen, und mit

der unwiderstehlichen magnetischen Kraft des Bügeleisens zog es ihn nach der Schneiderbude zurück.

Er kannte alle Schneider und Schneidergesellen Algiers, die meisten hatte er aufwachsen sehen und ihrem ersten Nadelstiche beigewohnt. Alle liebten und verehrten ihn, wozu vielleicht der Umstand nicht wenig beitrug, daß der gute Alte stets für Jedermann eine Tasse Kaffee oder eine Pfeife Tabak, wohl auch ein kleines Gelddarlehn für die Dürftigen bereit hatte. Die drei Mäallems stritten sich förmlich um die Ehre, bei welchem von ihnen dieser einstige Kollege sein Lager aufschlagen sollte. Hamed hatte also nur die Wahl, welchem Schneiderladen er seine Gunst zuwenden wolle. Er entschloß sich für den meines Freundes Sidi Hamud el Mäallem, des jüngsten und tüchtigsten Handhabers der Zuschneidescheere in Algier; denn sonderbarer Weise verstehen nur die Meister das Zuschneiden; einen zuschneidenden Gefellen findet man nicht.

Der Hadsch machte also die Schneiderbude Hamud's zu seinem Hanuts oder Aufenthaltsladen. Das Hanuts spielt in Algier eine zu große Rolle, um nicht seine Erwähnung hier zu finden.

Das Hanuts ist für den Mauren Alles das zu einem Einzigen vereinigt, was der Europäer in seinem Wohnzimmer, seinem Bureau, seinem Klubb, seinem Kaffeehaus, seinem Rauchzimmer und überhaupt in jedwedigem Locale besitzt, wo er zu allen verschiedenen Stunden des Tages seinen Aufenthalt zu erwählen pflegt. Wörtlich heißt Hanuts zwar nur Laden, und es dient auch jedem Händler als Bude, jedem Handwerker als Werkstatt. Aber nicht die Hälfte der Mauren haben einen Laden, oder sind

Arbeiter in einem solchen; jedoch hat Jeder sein Hanuts, d. h. er kann von dem Laden eines Freundes nach Belieben Gebrauch machen, und macht auch Gebrauch davon, in ihm sitzen, so lange es ihm gefällt, dort sich seinen Kaffee aus dem nahen Kaffeehause hinbringen lassen, seine Pfeife rauchen, schlafen, wenn er müde ist und essen, wenn er nicht zur Mahlzeit nach Hause gehen will. Jeder Maure, der nicht ganz ein Bagabund ist, hat denn auch, wenn er selbst keinen eignen Laden besitzt, ein bestimmtes Hanuts, wo er seine Zeit unter Tages zubringt.

Da es Sitte ist, das Haus bei Tage gänzlich den Frauen zu überlassen, so geht der verheirathete Maure nur zur Mahlzeit und zur Nachtruhe in seine Wohnung, der Ledige aber nur zu letzterer. Aus dieser tyrannischen Sitte, die den Mann unter Tages aus seinem Hause ausschließt, entsteht die dringende Nothwendigkeit für Jedermann, ein Hanuts zu haben, das ihm seine gastliche Pforte öffnet. Oft ist dieses Bedürfniß so lebhaft fühlbar, daß ein Privatmann mit irgend einem seiner ladenbesitzenden Freunde ein Uebereinkommen trifft, wodurch er sich verpflichtet, einen Theil von dessen Miethe zu bezahlen, um so das Recht zu haben, stets im Laden zu sitzen und keine Dankesverpflichtung auf sich zu laden. Das Hanuts bildet denn auch jedesmal die Adresse eines Mauren; Niemand empfängt Briefe zu Hause, weil der Brieftträger in die Gefahr kommen könnte, die Gattin oder Tochter des Adressaten zu erblicken, was ein entsetzliches Unglück wäre.

Das Hanuts vertritt bei den Mauren auch noch eine andere Seite des öffentlichen Lebens. Es dient nämlich dazu,

Besuche zu empfangen und zu erwidern; denn Niemand kann, ebenfalls der Frauen wegen, in seinem Hause einen Freund bei sich sehen. Obgleich es nun bei den Mauren durchaus nicht das giebt, was man bei uns Staatsvisiten nennt, so bietet doch jedes, selbst das einfachste Privatleben in gewissen Fällen die Nothwendigkeit einer Besprechung zwischen Bekannten. Eine solche kann nur im Hanuts stattfinden.

Ferner dient das Hanuts auch noch zum Vergnügen, zur Zerstreuung Derer, die sich daselbst aufhalten; denn aus ihm wohnen sie als Zuschauer dem in Algier so bunten und regen Leben in den Straßen bei, sie hören jeden Scherz, jede Anekdote, und vor allen Dingen, was sie unendlich lieben, jede Scandalgeschichte aus erster Hand, und in Algier liefert die Scandalchronik täglich viel Neues, sei es auch noch so Unbedeutendes.

Wie nothwendig und angenehm zugleich das Hanuts sei, das haben in neuester Zeit einige der reichsten Mauren, welche ruhig und zurückgezogen auf ihren Gütern lebten, empfunden. Eine Gesellschaft reicher Privatleute hat sich zusammengethan, um in einem der lebhaftesten Viertel von Algier ein Hanuts zu miethen, blos um in demselben zu sitzen. In diesem Hanuts wird weder gehandelt, noch feilgeboten, keine Waare, ja kaum ein Möbel ist in demselben sichtbar: aber auf dem Fußboden sitzen die Eigenthümer, die sich zu Tode langweilen würden, wenn sie ihr Hanuts nicht hätten.

So hatte denn auch der Hadsch sein Hanuts, und dieses sollte durch seine und des Maaallem Freundlichkeit bald auch das meinige werden.

Die Schneiderbude des Maaallem Hamud war für mich eine

koftbare Entdeckung. Wie reichlich konnte ich hier das maurische Leben an den zahlreichen Charakterköpfen studiren, welche in der Gestalt von Arbeitern oder Besuchern seine Räume ausfüllten. Es war eine Gesellschaft komischer oder wenigstens origineller Käuze, deren Geschichte ich nach drei Tagen bereits an den Fingern herzählen konnte.

Da war zuerst Sidi Habibi, der Methusalah der Schneiderbude, ein siebzjähriger Greis mit den Manieren, dem leichten Blut und der Behendigkeit eines zwölfjährigen Knaben. Arm wie eine Kirchenmaus war Sidi Habibi; verdienen konnte er auch nicht mehr viel, denn seine Augen hatten ihn so ziemlich im Stich gelassen. Aber dienstfertig war er und flink wie ein Page in Besorgung der Aufträge, wofür ihm dann zuweilen von den andern sich besser stehenden Arbeitern ein Sou gespendet wurde. Aber für diese Mildthätigkeit glaubten sich die Hartherzigen auch berechtigt, mit dem originellen Greis ihr neckendes Spiel zu treiben. Sidi Habibi ertrug in geduldiger Gelassenheit alle Scherze, welche über sein ehrwürdiges Haupt ausgeschüttet wurden. Er hatte einen Trost, zu dem er oft seine Zuflucht nahm und der ihm seine Zufriedenheit und gute Laune erhielt. Dieser Trost war sein Sibsi, seine geliebte Pfeife, die ihm Gattin und Kind, Ehre und Reichthum, Alles in Allem war. Der Meister liebte das Sibsi nicht und oft wurde der Greis wegen seines steten Rauchens von dem vierzigjährigen Manne wie ein Schulkind ausgezankt. Sidi Habibi schwieg in stoischer Gelassenheit und legte gehorsam das Sibsi bei Seite. War aber der Maaß allem hinausgegangen, was oft geschah, da holte Sidi Habibi, unter den Ausbrüchen der Heiterkeit seiner Kollegen, das

theure Sibsi wieder hervor, da füllte er es mit dem wohlfeilsten arabischen Tabak, näherte es seinen Lippen und saugte wie in brünstigen Rüssen den holden Rauch aus dem geliebten Rohr ein.

Sidi Habibi war einer jener oben geschilderten unglücklichen Junggesellen, welche nur von Sonnenuntergang an bis vor Tagesanbruch ihr Stübchen bewohnen können. So war er denn ausschließlich auf das Hanuts angewiesen, in dem ich ihn auch zugleich seine einfachen aus Trockenbrod bestehenden Mahlzeiten einnehmen sah. Die Armuth dieses gutmüthigen Alten und die Geduld, womit er die Neckereien der Andern ertrug, hatten meinen Freund, den Hadsch, so gerührt, daß er aus ihm seinen besondern Schützling machte. Täglich wohl sechs Mal ließ er ihm auf seine Kosten Kaffee verabreichen, was freilich nur eine Ausgabe von drei Sous betrug, denn die Tasse ungezuckerten Kaffees kostet in arabischen Kaffeehäusern nur einen halben Sou, und Sidi Habibi verschmähte den Zucker.

Der Nachbar Sidi Habibi's auf den Sitzen der Schneiderbude war ein fünfzigjähriger Mann, Hadsch Hamed Twül, ebenfalls mit jenem leichtblütigen, stets heitern Sinn, der fast allen Mauren eigenthümlich ist, von der Natur begabt. Er hatte sich den Titel eines Hadsch ohne eignes Zuthun verdient, er war in Mekka gewesen, ohne jemals einen Schritt gethan zu haben; denn seine Mutter hatte einige Monate vor seiner Geburt die heilige Wallfahrt gemacht und dieß sicherte nach dem Islam dem damals noch Ungeborenen den Titel eines Hadsch.

Twül gehörte zu einem Ahuan oder religiösen Orden, deren es in Algier viele giebt. Die drei verbreitetsten sind der des Sidi Taieb, der des Sidi Abd-el-Kader und die Issana. Der

rstere ist der geachtetste; der letztere ergänzt sich nur aus den untersten Schichten der Bevölkerung. Die Mitglieder der Orden Sidi Taleb und Sidi Abd-el-Kader versammeln sich nur zum Hersagen gewisser Gebetesformeln und zu geselligen Mahlzeiten. Die Issaua dagegen führen in ihren Versammlungen auch noch eine Anzahl von Gaukelfunststückchen, wie Feuerverschlingen, Skorpion- und Schlangenessen, Nängelzerbeißen und dergleichen auf. Sie behaupten, von ihrem Stifter Sidi Arissa die Gabe bekommen zu haben, ungestraft Gift genießen zu können. Ich wohnte in Algier mehrmals ihren nächtlichen Festen bei und sah bei denselben ihre seltsamen Gaukeleien, aber bei weitem die interessantesten Künste dieser Ordensbrüder habe ich in Marokko zu sehen bekommen. Der Leser wird sie in den der Hauptstadt jenes Kaiserreiches gewidmeten Capiteln finden. Uebrigens gehört kein anständiger Maure zu irgend einem Orden: ein strenger Muselman verschmährt jeden andern religiösen Verband, als den der Kirche des Islams, der Gemeinschaft aller Gläubigen.

Unter den Schneidergesellen des Hanuts war auch ein Issaua. Es war dieß der kugelrunde, fettstrotzende Ben Sakur, ein dreißigjähriger Mann, welcher für den Unwissendsten im ganzen Hanuts galt. Ben Sakur war Issaua lediglich wegen der Mahlzeiten von Aufstuh geworden, welche den Brüdern von abergläubischer Hand oft gespendet werden. Er zankte sich viel und gerne mit einem Taleb (Gelehrten), Sidi Mustapha Ukhei, welcher zugleich Schneidergeselle war, da die Gelehrsamkeit allzuwenig abwarf. Ben Sakur war nicht ohne Mutterwitz, welcher letztere dem Taleb durchaus abging, und der Gelehrte hatte gewöhnlich bei ihren Wortstreiten die Lacher gegen sich.

Der Taleb war ein Kind an Naivität und merkte es nie, wenn man ihn aufzog. Alle Schneidergesellen trieben ihren Scherz mit ihm. Oft pflegte man ihn zu fragen, was er heute zu Mittag gespeist habe, und der gutmüthige Taleb merkte nie die spöttische Absicht dieser Frage; kaum hatte er in naiver Unschuld die Erzählung seiner einfachen Speisen begonnen, als ein allgemeines Gelächter der ganzen Schneiderbude ihn belehrte, wie kindisch er sich wieder einmal benommen habe.

Ein echter Typus von einem starrsinnigen alten Muselman, wie es jetzt nur wenige mehr in Algier giebt, war Baba Hassan. Er war zur Türkenzeit Kanonier gewesen und ersahnte diese holde Herrschaft der Unordnung aus all' seinen Kräften zurück. Die Türken waren ihm das Ideal alles Guten und Edlen. Der Rumih war ihm in den Tod verhaßt, und er mußte geschworen haben, nie einen solchen mit seiner Ansprache zu beglücken. Er war der einzige Insasse des Hanuts, der nie mit mir ein Wort gewechselt hat. War ich doch auch ein Rumih!

Ben Makfulschi, ein anderer Arbeiter, war ein junger Mann von sieben und zwanzig Jahren, von äußerst vortheilhaftem Aeußern. Aber die neidische Natur hatte diesem edel geformten Kopfe das Grüßchen Mutterwitz versagt, welches sie oft den Budligen und Häßlichen so reichlich spendet. Ben Makfulschi war nicht zum Schneidergesellen geboren, er war der Sohn vermögender Eltern und hatte bei ihrem Tode eine hübsche Baarschaft geerbt. Nun besteht ein muselmännisches Gesetz, wonach der Kadi der Vormund aller Minderjährigen ist und selbst dann bleibt, wenn diese nach den französischen Gesetzen schon für volljährig gelten würden. Ihre Großjährigkeit, wenn

man überhaupt von Großjährigkeit in den patriarchalischen Gesetzen des Koran reden kann, hängt allein davon ab, ob sie für vernünftig und erfahren genug gehalten werden, selbst ihr Vermögen verwalten zu können. Aber Ben Makfulschi war mit 21 Jahren noch ein Kind an Vernunft und seine Minderjährigkeit drohte eine ewige zu werden. Uebrigens ging es ihm während derselben recht gut, denn der Kadi zahlte ihm regelmäßig seine Einkünfte aus. Er hatte für einen Mauren nicht nur gut zu leben, sondern auch genug, um die Schmarotzerbande, welche sich um den reichen Jüngling gesammelt hatte, reichlich zu bedenken. Ben Makfulschi war nach maurischen Begriffen überaus glücklich und hatte keine Sorgen. Aber da mußte ihn der Böse plagen, den Worten eines Juden Gehör zu geben, welcher ihm auseinandersetzte, daß er mit dem Kadi einen Proceß anfangen und nach französischem Gesetz die Herausgabe seines Capitals verlangen könne. Letzteres besitzt bekanntlich keine solchen vorsichtigen Maßregeln, wie das arabische, welches das Eigenthum erwachsener Kinder vor ihrer eigenen Unvernunft beschützt. Ben Makfulschi processirte, gewann und wurde in den unlimitirten Besitz seines Vermögens gesetzt. Von nun an begann er ein wahnsinniges Verschwenderleben, welches bald traurig enden sollte. Die Schmarotzerbande mehrte sich immer mehr und mehr, er konnte die vielen Freunde, welche er auf einmal bekommen hatte, nicht mehr zählen. Seine Tage vergingen in kostspieligen Ausflügen in zahlreicher Gesellschaft, auf denen er natürlich seine Begleiter freihielt, seine Nächte in Orgien mit maurischen Schönheiten, denen er seine Schätze reichlich spendete. Auch machte er Reisen, auf denen er alle Schmarotzer mit sich

herumschleppte. Kurz, kein Mittel, seiner Baarschaft bald ledig zu werden, wurde von ihm unversucht gelassen. Das baldige Ende seiner Reichthümer, seiner Herrlichkeit und das Aufhören der Freundschaft seiner einstigen Parasiten war natürlich die Folge seines so lächerlichen Verschwenderlebens. Jetzt ist Ben Massfulschi ein armer Schneidergeselle geworden, der in bescheidener Lumpentracht einsam durch die Gassen schleicht, welchen seine früheren Schmarotzer über die Achsel ansehen und von dem sich viele seiner einstigen Freunde, sollte er sie anreden, mit Verachtung abwenden würden.

Ben Massfulschi ist nicht allein mit seinem Schicksal. Es giebt in Algier Hunderte junger und alter Mauren, welche ganz wie er durch ihre eigne Unvernunft ihres Vermögens ledig geworden sind.

Raum hatte der Unvernünftige sein väterliches Erbe verschwendet, so erhob sich ein einstimmiges Concert des Tadelns über ihn, dem man früher nur geschmeichelt hatte. Einer der eifrigsten der ihn Verdammenden war einer meiner spätern Bekannten, ein bettelarmer alter Schulmeister, Namens Tareb. Das Schicksal wollte Tareb auf die Probe stellen, ob er es denn in ähnlichem Falle besser machen würde, als der vor ihm vielgetadelte Ben Massfulschi. Der alte Schulmeister erbte plötzlich die Summe von zwanzigtausend Francs. Von diesem Augenblick an war Tareb umgewandelt. Er kleidete sich als Pascha, gab alle Abende Feste und nahm ein Duzend Haremschönheiten in sein Haus auf, die ihm denn bald seine kleine Erbschaft bis auf den letzten Sou verzehren halfen. Jetzt ist Tareb wieder ein armer Schulmeister geworden und spricht sich weniger tadelnd

über Ben Matfufchi aus. Alle Mauren mit wenigen Ausnahmen sind Kinder und werden stets Kinder bleiben, Kinder an Naivität, Unerfahrenheit und Unbekümmertheit um die Zukunft, aber auch zugleich Kinder an Gutmüthigkeit und oft auch Liebenswürdigkeit.

Zweites Buch.

Die Provinz Algier.

Erstes Capitel.

Stäuëli.

Hochebene von Stäuëli. — Sidi Ferusch. — Landung der Franzosen. — Die siegesgewissen Janitscharen. — Die Schlacht bei Stäuëli. — Erster Angriff. — Unregelmäßige Reiterei und regelmäßige Infanterie. — Der Sieg. — Bestürmung Algiers. — Einnahme. — Das Trappistenkloster. — Der „Père.“ — Qualen der Fastenzeit. — Die neugebackene Madonna.

Wenn man die gartenreichen Hügel des Sahel von Algier überschreitet und die fruchtbare Ebene der Metidscha links liegen läßt, gelangt man auf einer schönen Straße nach Koleah, der heiligen Stadt der Araber: einst der Sitz eines berühmten Marabuts, jetzt ein französisches Colonistenstädtchen. Auf dem Wege dahin überschreitet man das Schlachtfeld von Stäuëli, vielleicht das berühmteste, jedenfalls das wichtigste Algeriens. Denn hier wurde jener Entscheidungskampf geschlagen, welcher den Franzosen die Wege bis an die Thore Algiers ebnet und dessen Folgen ihnen bald diese Stadt selbst überliefern sollten.

Die Gegend um Stäuëli ist eine Hochebene, einige hundert Fuß über der Meeresfläche gelegen: Eine majestätische

Einöde, von Zwergpalmen, *Lentiscus*, *Myrthen*, *Arbutus*, *Cactus*, *Aloe*, *Cistus*, *Ginster*, *Lythospermen*, Sträucher und Gebüsch aller Gattungen überwachsen, von zahlreichen Schluchten durchzogen, in deren sandigem Bette niedere Bäume wuchern, während kaum ein einziger Stamm sich auf dem Plateau selbst erhebt. In den dichten Gebüsch dieser dornenvollen Wildniß haust der Schakal, welcher Nachts sein grelltönendes Geheul erhebt, und die Hyäne schleicht über das einsame Schlachtfeld, als suche sie da noch Leichen, wo vor zwei und dreißig Jahren so viele vermodert sind.

Von den höchsten Punkten dieser Hochebene gewahrt man die tiefblaue See, in welche die zackige Halbinsel Sidi Ferudsch ihre felsigen Arme hineinreckt. Scheint es nicht, als wollte diese so kühn ins Meer hinausgeschobene Landzunge die erste Stufe zu einer Wunderbrücke bilden, welche, von hier aus über den Rücken des Mittelmeers sich wölbend, zwei früher feindliche, jetzt noch so schlecht versöhnte Welttheile verknüpfen möchte?

Als der nördlichste Küstenpunkt in Algiers Nähe war Sidi Ferudsch gleichsam durch seine Lage dazu prädestinirt, die erste Pforte zu bilden, durch welche die Kinder der Civilisation in diesen barbarischen Welttheil eindringen sollten. Hier war es denn auch, wo am 14. Juni 1830 die französische Armee unter Marschall Bourmont landete, um nach weniger als einem Monat die Hauptstadt dieses Landes ihrem Vaterlande zu Füßen zu legen. Die Landung konnte merkwürdiger Weise ganz ungestört vor sich gehen. Die Türken, die Beherrscher Algiers, hegten ein so tollkühnes Selbstvertrauen, daß sie über die Verblendung der Franzosen nur spotteten, welche diese ihrem sichern Verderben,

den Siegern aber reichliche Beute zuführen solle. Obgleich die Janitscharen gewiß blutwenig von Geschichte wußten, so hatte sich doch unter ihnen die Tradition von jener an Beute so sehr ergiebigen Plünderung des spanischen Lagers, nach der Niederlage Carls V., bewahrt, und sie hofften auf ein ähnliches Beuteglück, wie das, welches ihren Vorgängern vor drei hundert Jahren zu Theil geworden war. Einen Feind, welchen man zu plündern wünscht, dem muß man wenigstens Zeit lassen, seine Habseligkeiten in dem Gebiete des Plünderers auszupacken. — So dachten die siegesgewissen Janitscharen und ließen deshalb die Landung der Franzosen ungehindert von Statten gehen.

Erst, als die Gelandeten sich anschickten, gegen Algier weiter vorzurücken, sandte ihnen der Dey seine Streitmacht unter Anführung seines Schwiegersohnes Ibrahim Agha entgegen. Etwa eine Meile weit hatte sich das französische Heer von Sidi Ferudsch entfernt, als es auf der Hochebene von Stâouéli mit dem Feinde zusammenstieß. Der entscheidende Kampf bereitete sich vor, welcher eine dreihundertjährige Herrschaft vernichten sollte.

Am Morgen des 19. Juni 1830 sammelten sich 50,000 Araber und Kabylen, unregelmäßige, wilde Haufen, und etwa 10,000 Mann türkischer und maurischer Miliz, eine zwar regelmäßiger, aber nach europäischen Begriffen immer noch sehr schlecht organisirte Schaar, in der wildgestrüppeten Einöde. Der Bey von Constantine, El Hadsch Hamed, welcher später noch am längsten von allen türkischen Herrschern in Algerien den Franzosen trogen sollte, führte die unordentlichen Reiterhaufen der Kabylen. Der Bey von Titeri stand an der Spitze der

Araber des Tell und der Wüste. Die beiden Bey's stellten ihre Streitmassen auf den Flügeln auf; Ibrahim Agha selbst, an der Spitze der Janitscharen und der Miliz, nahm das Centrum ein.

Eine schöne Gruppe von fünf noch vorhandenen Dattelpalmen, deren Wurzeln ineinander verwachsen sind und in deren Schatten sich jetzt ein berühmt werdendes Madonnenbild befindet, bezeichnet den Punkt, wo Ibrahim seinen Baldachin, das Symbol des Oberbefehls, aufpflanzte, um von hier aus die Schlacht zu leiten.

Die Franzosen stellten dieser Streitmacht etwa 20,000 Mann entgegen, eine kleine Zahl im Vergleich zu den Eingebornen, aber wie sehr in Beziehung der Disciplin, der Tactik, der Bewaffnung und überhaupt jedes Zweiges der Strategik jenen barbarischen Massen überlegen!

Der erste Angriff erfolgte von Seite der Türken, und war so heftig, daß die erste Division des Marschall Bourmont zum Weichen gebracht wurde. Die Janitscharen drangen in den Redan ein, und nahmen, weiter vorwärts stürmend, eine Redoute des 28. Regiments. Aber ihr Triumph war ein kurzer.

General Chouat dringt an der Spitze seiner Division vor, greift die Türken in den Flanken an und es gelingt ihm, sie zur Aufgabe aller errungenen Vortheile zu zwingen.

Während dieser Vorfälle unternehmen die Araber zwei und die Kabylen drei Reiterangriffe. Die französischen Divisionen erwarten sie in Carré's geformt, und lassen sie ganz nahe herzu kommen, ohne zu feuern. Erst als die unregelmäßige Reiterei sich in nächster Nähe der französischen Infanterie befindet, feuert diese und jagt jene wilden Massen, welche auf

eine ganz andere Haltung der in Vierecken aufgestellten Truppenkörper gerechnet hatten, in die Flucht.

Jetzt ergreifen die Franzosen die Offensive. Die Divisionen Berthendze und Teverdo werfen sich auf die Janitscharen, während die Division Escars die Armee im Rücken gegen die Flankenschwenkungen der Araber deckt. Der Bayonettangriff, diese Hauptforce der französischen Infanterie, erweist sich auch hier siegreich und nach kurzem Widerstande ist die feindliche Armee in wilde Flucht aufgelöst. Die Araber und Kabylen irren zerstreut nach allen Seiten und die türkische Infanterie tritt in größter Unordnung den Rückzug an.

Ibrahim Agha mit seinem Generalstab ruhte nach verlorener Schlacht nicht eher, als bis die Thore Algiers sich hinter ihm schlossen, wo ihm übrigens bei Hussein Dey ein sehr schlechter Empfang bevorstand.

Im ersten Zorne setzte der Pascha seinen Schwiegersohn von der Stelle eines Agha ab und schickte ihn in eine Villa auf dem Hügel Busareah in Verbannung. Aber nicht lange, so besänftigte sich die Wuth des Schwiegervaters vor den Bitten seiner Tochter, und Ibrahim wurde wieder zu Gnaden aufgenommen, eine Gunst, welche jedoch der Sturz des Dey's bald werthlos machen sollte.

Das ganze Lager der Türken fiel in die Hände der Sieger. Dreizehn Kanonen, hundert Kameele, eine Anzahl Pferde und Maulthiere, sowie vierhundert Zelte, worunter das reichverzierte des türkischen Heerführers, wurden die Beute der Franzosen.

Nach diesem Siege rückte Marschall Bourmont weiter gegen Algier vor.

Vom 24. bis 29. Juni campirte die Armee auf der Höhe von Baschadereah: eine strategisch schlecht gewählte Position, in welcher die Franzosen von den benachbarten Bergesgipfeln ernsthaft belästigt wurden. Der General en Chef eilte diese gefährliche Stellung, welche der Armee in fünf Tagen 900 Mann gekostet hatte, zu verlassen, um vor die Thore Algiers selbst zu rücken.

Bis zum 5. Juli dauerten die Vorbereitungen zur Beschießung der Hauptstadt. Durch solche Verzögerung überrascht, glaubten schon die Algierer, die Franzosen hätten keine schweren Geschütze mitgebracht, und man erzählt sich, daß die Janitscharen von den Stadtmauern herab den Belagerern spöttisch zugerufen hätten: ob sie ihnen etwa Kanonen leihen sollten. Trotz dieses Uebermuths dauerte der Widerstand der Stadt nicht lange. Am 5. Juli Morgens wurde das Fort de l'Empereur beschossen, bald darauf von den Türken verlassen und in die Luft gesprengt.

Wenige Stunden nachher wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher die Stadt den Franzosen überlieferte. Hussein Dey war froh, mit seinem Privatschatz, den man auf 7 Millionen Franken anschlug, sich zurückziehen zu können und so ein Leben zu retten, welches in der letzten Zeit von den Janitscharen äußerst gefährdet worden war.

So wurde für ihn der Fall seiner Hauptstadt noch ein Rettungsmittel und gestattete ihm, zur Zahl der wenigen Dey's von Algier zu gehören, welche keines gewaltsamen Todes erlagen.

Durch diesen Sieg wurde Algier französisch und die Ebene von Stänéli, das hochberühmte Schlachtfeld, sollte bald einer

höchst friedlichen, wohlgenährten und sorgenfreien Genossenschaft zum Wohnsitz angewiesen werden. Im Jahre 1840 wurde nämlich hier ein Landstrich von 1000 Hektaren dem Mönchsorden der Trappisten abgetreten und ein Kloster gegründet, an dessen Hauptgebäude man jetzt auf der Landstraße dicht vorbeikommt.

Ein Besuch dieser Localität überzeugte mich, daß die Mönche in Afrika dieselben liebenswürdigen Eigenschaften, Schwachheiten und Fehler besitzen, wie in allen andern Ländern. Ein ehrwürdiger „Père“ mit schöner strahlenden Glaze, langem weißen Barte und obligatem Schmeerbauch führte uns in den heiligen Hallen herum. Der fromme Mann war in ein schneeweißes langes Gewand gekleidet, welches, nebst seinen blühenden rofigen Pausbacken, ihm ein besonderes kindlich naïves, unschuldiges Aussehen verlieh. Im Kloster war eigentlich blutwenig zu sehen: das Refectorium schien dem „Père“ bei weitem das Wichtigste. In dieser Localität ließ er sich herab, uns die nach ihm so großen Qualen der Fastenzeit zu schildern, welche übrigens keine so entsetzlichen Folgen in Bezug auf die Abmagerung der irdischen Hüllen dieser weltentsagenden Seelen bis jetzt gehabt zu haben schienen. Wenigstens konnte ich im Klostergarten einige Gestalten erspähen, denen die Kasteiung ganz besonders gut angeschlagen sein mußte, wie die Kugelrundheit ihres mittleren Körpers triumphirend bewies.

Die Trappisten bilden bekanntlich einen der allerstrengsten Orden, und wer in diesen eintritt, muß sich drei dem natürlichen Menschen gleich widerstrebenden Vorschriften unterwerfen, nämlich Arbeiten, Fasten und Schweigen. Aber:

„Il y a avec le ciel des accommodements.“

Der Himmel ist nicht ohne Rücksichten auf die Schwächen der menschlichen Gesundheit. Namentlich im afrikanischen Klima darf man nicht zu viel fasten, nicht zu viel arbeiten. Ein wenig arbeiten ist eine heilsame Zerstreuung; fasten ist sehr angenehm, wenn das Refectorium einen ansehnlichen Vorrath an guten Fischen besitzt, und Schweigen, einige Stunden lang des Nachmittags, ist der Verdauung besonders zuträglich. So Schweigen, fasten und arbeiten denn auch diese heiligen Männer darauf los. Daß sie das Letztere nicht ganz vernachlässigen, beweisen die Gemüsegärten und einige urbar gemachte Felder um das Kloster herum. Aber der größte Theil ihrer Besizung ist noch eine von wildem Gestrüpp bedeckte Einöde.

Auf dem Platze vor dem Kloster erhebt sich jene schöne Gruppe von fünf ineinander verschlungenen Dattelpalmen, unter welchen Ibrahim Agha, zur Zeit der Schlacht von Stäuéli, seinen Baldachin aufgeschlagen hatte. Jetzt sieht man hier ein Standbild der Madonna, welches erst seit wenigen Jahren errichtet, doch bereits einige obligate Wunder verrichtet haben soll. Diese Madonna hat denn auch von dem Schlachtfeld ihren Namen erhalten und unterscheidet sich von allen übrigen Madonnen durch den schönen Titel: „Notre Dame de Stäuéli“. Der ehrwürdige „Père“ verkaufte uns zum Schluß ein paar Medaillen, welche, wie er behauptete, zum Troste der gläubigen Seelen von hier aus in alle Welttheile verschickt würden und deren Aufgabe es sei, den im Werden begriffenen Ruf der noch etwas obskuren „Notre Dame de Stäuéli“ zu verbreiten.

An der Klosterpforte traf ich im Weggehen einen Haufen

spitzbübischer zerlumpter Araber, welche die Barmherzigkeit der frommen Väter hier mit einer Knochensuppe, aus den Abfällen des Klosters zusammengebrüht, abpeiste. Dieser sich öfters wiederholende Act der Mildthätigkeit hat bis jetzt, zum Bedauern der heiligen Männer, noch keinen jener eingefleischten Jünger Mohameds zu „Notre Dame de Stauéli“ bekehrt.

Zweites Capitel.

Blidah.

Die Ebene Metidscha. — Ihr Ruf bei den Arabern. — El Busarif. — Beni Mered. — Blidah's erster Anblick. — Die Drangenoase. — Wechsellkampf um Blidah's Besitz. — Die Stadt der Zuaven. — Der Orangenplatz. — Die Ufer des Mèd el Kebir. — Marabut.

Kein Punkt seiner Umgebung ist durch lebhaften Verkehr so innig mit Algier verbunden, kein benachbarter Ort verleiht durch seine beglückende Nähe der Hauptstadt mehr Annehmlichkeiten, als Blidah.

Dieses liebliche Städtchen liegt am andern Ende einer fruchtbaren Ebene, der Metidscha, welche unmittelbar hinter Algiers Willenregion ihren Anfang nimmt. Seine Entfernung mag ungefähr sechs deutsche Meilen betragen, welche man aber auf dem ebenen vortrefflichen Wege, vermittelt guter Diligencen, in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von etwa vier Stunden zurücklegt.

Nachdem wir die Hügelkette Algiers überschritten hatten, öffnete sich vor unsern Blicken die schöne, den Reichthum künftiger Generationen in ihrem Schooße führende Ebene Metidscha:

Es dehnt Metidscha ihre Ebene weit
 Vom Meer bis dorthin, wo zu mächt'gen Höhen
 Der Atlas Berge an Gebirge reiht.
 Der Zwergespalme Fächer lustig wehen,
 Des Neanders Purpurblüthenkleid,
 Die wilde Myrthe, Lorbeer übersäen
 Die sanftgewellten dichtgestrüppten Auen,
 Aus denen seltne Palmen aufwärts schauen. *)

Die Metidscha hatte einen eigenthümlichen Reiz. An und für sich eine verhältnißmäßig kahle, nur mit niederem Gestrüpp bewachsene, fast baumlose Bodensfläche, aus der bis jetzt nur hie und da eine urbar gemachte Getreidestrecke rasengleich hervorleuchtete, gewann sie durch das allwärts sie umrahmende Atlasgebirge Form und Charakter. Es waren zwar nur die Berge des sogenannten kleinen Atlas, aber schon ihre Höhe war beträchtlich genug, um nicht selten im Winter und selbst noch im Frühling das schöne Schauspiel beschneiter Gipfel zu gewähren, welche über einer subtropischen Landschaft emporragen, aus der hie und da die Dattelpalme ihr Haupt erhebt.

Einige der einzelnen Berge waren kahle graue Felsenrücken, andere prangten im dunklen Grün der sie bedeckenden Pinien und Cedernwaldungen, und wieder andere boten den Blicken bemattete schmelzige Wiesenhochebenen dar. In unmittelbarer Nähe der Landstraße gewahrten wir fast auf der ganzen Strecke französische Niederlassungen, weiter im Innern der Metidscha herrschte jedoch das schwarze, niedrige, aus Rinderhäuten gebildete arabische Zelt vor.

Die einstigen Herren der Welt, die Kinder der Sieben-

*) Pilgermuseeln, Gedichte von H. v. Malhan. Leipzig, 1863.

hügelstadt, welche in Afrika so viele Colonien gründeten, scheinen sonderbarer Weise die Metidscha fast ganz verkannt oder verschmähzt zu haben. Erst im Mittelalter erlangte diese Kornkammer Algiers ihre Bedeutung und ihren Ruf. Die arabischen Schriftsteller sind ihres Lobes voll. Abulfeda nennt sie das „große Land“. Leo Africanus preist ihr Getreide als „das beste des Maghrebs“ (des Nordwesten von Afrika). Die Algierer früherer Jahrhunderte nannten sie: „die Mutter der Armen, die beste aller Ebenen, deren Fruchtbarkeit sich aus vollem Born wie die Wasserbäche ergießt.“

Noch im Anfang dieses Jahrhunderts beschäftigte der Ackerbau in der Metidscha über 150,000 Arbeiter. Heutzutage würde man sich umsonst nach solchem Ueberfluß umsehen. Ein großer Theil der Ebene ist jetzt Regierungsland und wird in Parcellen an Colonisten verliehen, die es jedoch oft nur zum kleinsten Theile urbar machen. Viele dieser Ansiedler in Algiers Nähe sind nur falsche Colonisten und wahre Speculanten, welche sich das Land verleihen lassen, um es bald wieder zum zehnfachen Preise zu verkaufen, denn in der Nähe der Hauptstadt nehmen Grundstücke jährlich bedeutend an Werth zu.

Halbwegs zwischen Algier und Blidah kamen wir durch das ganz französisch gebaute Colonistendorf Bufarik, meist von Elsässern, die noch von allen Franzosen am besten zu colonisiren taugen, bewohnt. Früher war hier einer der berühmtesten Märkte Algeriens gewesen, welcher zur Zeit des heiligen Krieges einer Art von großartigen politischem Klubb Platz gemacht hatte. Da war es, wo die fanatischen Marabuts ihre Philippika gegen die Franzosen donnerten und die kriegerischen Hadschuten, jenen un-

ruhigsten und stärksten Stamm der Metidscha, zum Freiheitskampfe aufforderten und waffneten.

Später, als Bufarik definitiv von den Franzosen besetzt wurde, ward es einer ihrer stärksten Vorposten gegen die genannten Hadschuten.

Der nächste Ort, welchen wir zwischen Bufarik und Blidah erreichten, war das kleine Dorf Beni Mered, nach einem Beduinenstamme der Nachbarschaft so genannt, jetzt jedoch nur von Europäern bewohnt.

Auf seinem Marktplatze sahen wir eine Denkfäule, welche zu Ehren eines hier im „heiligen Kriege“ von den Hadschuten überfallenen und niedergemetzelten französischen Detachements errichtet war:

In Bufarik das Frankenlager war,
 Sie schickten aus Betten, zu erspähen,
 Ob nicht des Wüstenrosses Mähnenhaar
 Dem Lager nah', doch noch war nichts zu sehen,
 Bis hieher sie gelangten, als gewahr
 Man plötzlich ward der Koffscheweise Wehen:
 Der Franken waren zwanzig, doch zu vielen
 Hundert die Feinde über sie herfielen.

Nun war's gewiß ein leichtes Ding zu fliehen,
 Doch fliehen galt den muth'gen Kriegern Schande;
 Sie zogen's vor, den blanken Stahl zu ziehen,
 Mit kleinstem Hauf bekämpfend mächt'ge Bande.
 Der Säbel flog, der Kugeln mörderisch Glühn
 Drang zischend durch die schlottrigen Gewande,
 Und eher nicht die Tapfern unterlagen,
 Als bis viel hundert Feinde sie erschlagen.*)

*) Pitgermuscheln.

Jetzt galt es nur noch einen kurzen Halt und neugestärkt flogen die Pferde durch die staubbewölkte Ebene dahin. Plötzlich lag Bliadah vor unsern Blicken: eine orangengrüne, duftumwallte Insel aus dem Meer der steppenartigen Metidscha auftauchend:

Dasengleich aus blätterloser Debe
 War Bliadah's Gartenprangen aufgesprungen:
 Inmitten grüner Haine, blum'ger Beete,
 Lag sie am Flussesufer hingegossen,
 Und märchengleich ob ihrer Gärten Blüten
 Der weißen Kuppeln Silbermonde glühten. *)

Ahmed Ben Jussuf, ein arabischer Dichter, welcher sein Leben auf Irrfahrten in Afrika zubrachte, hat eine Menge von poetischen Denksprüchen über die verschiedenen Städte Algeriens hinterlassen, welche im Munde der Eingebornen noch fortleben. Ueber die meisten Orte sind seine Epigramme nichts weniger als schmeichelhaft. Von Bliadah jedoch sagt dieser gelehrte Vagabund nur Gutes: „Die Menschen nannten dich: kleine Stadt, ich aber nenne dich: kleine Rose“, lautet der schmeichelhafte Spruch des dichtenden Bettelderwisch's. Ahmed Ben Jussuf hatte Recht: Man muß in der That ein unverbesserlicher Hypochonder sein, um von Bliadah's natürlichen Reizen nicht entzückt zu werden. Man denke sich einen Flächenraum von einer halben Quadratmeile, in eine Menge Felder und Gärten eingetheilt, welche sich theils in der Ebene hinziehen, theils terrassenförmig sich auf den niedersten Vorsprüngen der Berge lagern. Alle diese Felder, diese Terrassen, diese Gärten grünen und sprossen von einem Meer

*) Pilgermuscheln.

der lieblichsten, duftendsten Blüthen. Ueber dieser niederen Vegetation ragen die tiefgrünen Laubestronen zahlloser Orangenbäume empor, aus denen die goldnen Aepfel hervorleuchten und mit ihrem Glanze eine natürliche Glorie ausstrahlen; nähern wir uns ihnen, so empfängt uns der berauschende Duft der Silberblüthen, welche oft in holder Laune sich gefallen, neben den goldnen Aepfeln ihre weißen Sprossen zu zeigen. Frucht und Blüthe vereinigt nicht selten ein und derselbe Orangenbaum. Diese herrlichen Gärten umschlingt mit seinem Silberfaden der rieselnde Ued-el-kebir und die Berge winken nah und fern und laden den Wanderer in das dunkle Geheimniß ihrer Cedernwälder.

Durch den Namen getäuscht, hat Dr. Shaw in Blidah das alte römische Bida erblicken wollen, welches im Jahre 484 unserer Zeitrechnung als Sitz eines Bischofs erwähnt wird. Aber jetzt ist so ziemlich gewiß, daß das alte Bida sich an der Stelle des jetzigen, in der Kabylie gelegenen, Dschema Saharidsch befand; zudem ist der Name Blidah offenbar arabisch, und zwar das Diminutivum für Beled, Stadt.

Das maurische Städtchen wurde erst zur Zeit der türkischen Herrschaft gegründet und im Jahre 1825 durch ein Erdbeben fast gänzlich zerstört.

Auf Befehl des Pascha's sollten die obdachlosen Bewohner ihre neue Stadt eine halbe Meile nördlich von der alten aufbauen; aber die Gewohnheit war zu mächtig und das neue Blidah wurde auf den Ruinen des alten aufgeführt.

In den ersten Jahren nach der Einnahme Algiers durch die Franzosen war Blidah einem beständigen Wechsel seiner Beherrscher ausgesetzt gewesen.

Am 25. Juli 1840 von Marschall Bourmont zum ersten Male besetzt, wurde es nach einigen Tagen wieder verlassen. Den 19. November desselben Jahres von Marschall Clauzel nach einem hitzigen Gefecht wieder erobert, fiel es am 26. desselben Monats abermals in die Hände der Araber unter Führung des unternehmenden Ben Samue, welcher sich jedoch ebenfalls nicht daselbst zu behaupten vermochte. Marschall Clauzel rief indessen bald die Garnison, welche Ben Samue verjagt hatte, wieder zurück und Blidah gehörte noch einmal den Eingebornen.

Im März 1832 von General Berthenèze von Neuem unterworfen, schüttelten die Bürger Blidah's bald nachher das verhaßte Joch abermals ab und traten der von Sidi Saachi gebildeten Verbindung gegen Frankreich bei. Die Erstürmung und Plünderung der Stadt am 20. Novbr. 1832 durch die Armee des Herzogs von Rovigo war die Strafe dafür. Aber auch diesmal gaben die Franzosen ihren Besitz wieder von selbst auf. Nach dem Rückzuge der französischen Truppen unterwarfen sich die Bewohner dem Emir Abd-el-Kader, dem sie bis zum 29. April 1837 gehorchten. Der Friede der Tafna trat Blidah definitiv an Frankreich ab, und am 3. Mai 1838 nahm Marschall Valée im Namen seiner Regierung officiellen Besitz davon.

Seitdem hat das Städtchen, unter dem Schutze des Friedens seine natürlichen Hülfsmittel entwickelnd, einen früher ungekannten Grad der Blüthe erreicht. Eine Menge neuer Bauten hat sich erhoben, leider freilich fast alle in dem schwerfälligen kasernenartigen Style, der einmal bei den Franzosen in Algerien Mode geworden ist.

Am Fuße des zackigen, wildromantischen Atlas gelegen, in einem Wald von Drangen, Citronen, Granaten und Lorbeerbäumen versteckt, von einem krystallklaren Flüsschen, dem *Ued el febir*, durchrieselt, bietet *Blidah* dem Wanderer die schönsten Ruhepunkte. Hier trinkt er sich noch einmal an dem vollen Quell reicher Naturschönheiten, ehe er den Ritt in das ödere Innere antritt.

Blidah besitzt immer noch eine ziemlich starke maurische Bevölkerung. Die eingebornen Männer tragen dasselbe Costüm, wie die Algierer. Die Frauen haben jedoch eine ihnen eigenthümliche Art, sich das Gesicht zu verhüllen. Sie tragen einen dicken Wollenshawl auf dem Kopfe, lassen das eine Ende desselben über die linke Seite des Gesichts gerade herabfallen, während sie mit dem andern Ende einen Bug beschreiben, so daß dieses ihnen die rechte Gesichtseite vom Kinn herauf bis ans Auge verhüllt. So bleibt nichts am ganzen Gesichte unbedeckt, als das eine Auge. Diese Art der Verschleierung ist uralt und war schon den Griechen und Römern bekannt, bei welchen sie unter dem Namen *Kalypteron* zum Theil eingeführt war. Ein in Pompeji aufgefundenes Basrelief enthält die Abbildung einer solchen *Καλυπτέρον* oder Schönverschleierten, welche Abbildung man für das Porträt einer heutigen Moresken aus *Blidah* halten könnte. Ueberhaupt ist die Form vieler Kleidungsstücke der Mauren und Araber antiken Ursprungs. So kann man in dem römischen *Birrus* oder Capuzenmantel, wie ihn die in Pompeji aufgefundenene Statue eines Schäfers zeigt, genau den heutigen *Bernus* wiedererkennen. *Birrus* und *Bernus* sind auch offenbar verwandte Wörter.

Blidah ist auch noch eine Stadt der Zuaven. Nirgends sah ich so viele von dieser leichtfüßigen, lebenslustigen, aufgeweckten Truppe beisammen, als hier. Dieses lustige Völkchen füllt die Kaffeehäuser und Kneipen, lustwandelt Arm in Arm mit den schlanken Marketenderinnen am Ufer des rieselnden Flüsschens, tummelt sich in munteren Spielen auf den Plätzen umher, hat keinen Heller Geld in der Tasche, kennt keine Sorgen und ist glücklich, wie Niemand auf Erden.

Die Stadt hat ihre öffentlichen Gebäude, ihre Hôtels, Kaffees, ihr Theater, so gut wie Algier. Die Place des Drangers ist jedoch diesem afrikanischen Gartenstädtchen eigenthümlich. Wie der Name errathen läßt, so ist dieser reizende schattenreiche Platz mit Drangenbäumen bepflanzt, die im April ihre berauschenden Düste allwärts ergießen.

Die Ufer des Ued el kebir locken die Eingebornen an dessen Strand zum Genuß der lieblichen Düste, die dem Kelche der Orange hier entschweben. Ein alter Gebrauch der Mauren von Blidah war es, daß sie im Hochsommer sich des Tages in die Schatten der Flussufer vor den stechenden Strahlen der Sonne zurückzogen. Dort saßen sie, von jeder lästigen Hülle entblößt, bis an die Kniee im kühlenden Strom; ihr Haupt umwallten die Blüthen der holden Rose, von ihres Harems Frauen zu lieblichen Kränzen gewunden. Die Töne der Guizra verhallten sanft neben dem rauschenden Flüsschen. Die Blicke der Huris waren da und das Paradies des Mohamed war nicht fern.

Ein Hain uralter Olivenbäume bildet einen der schönsten Spaziergänge in Blidah's Nähe. Dort erhebt sich eine niedliche Kubba, das Grab eines muselmännischen Heiligen, der hier im

Schatten der hundertjährigen Bäume von seiner wunderreichen Laufbahn ausruht.

Was Blidahs Alterthum betrifft, so könnte man vielleicht in dieser Gegend das Tamaricenum des Itinerarium Antonini Augusti suchen. Diese Autorität giebt Tamaricenum als sechzehn Milliaren von Tanaramusa Castra (dem heutigen Musajah) entfernt. Die Entfernung zwischen Blidah und Musajah beträgt vierzehn Kilometer. Dies paßt freilich nicht recht zusammen, aber das Itinerar ist ja oft ungenau in Entfernungsangaben. Jedenfalls wäre es auffallend, wenn die Alten die günstige Lage Blidahs verkannt hätten.

Drittes Capitel.

Medeah.

Weg von Blidah nach Medeah. — Joinville. — Die Schluchten der Schiffa. — Das Musajahgebirge. — Erster Anblick von Medeah. — Nordische Landschaft. — Der römische Aqueduct. — Erste Einnahme durch die Franzosen. — Mustapha's Vertheidigung und List. — Das Loretto des Islams. — Horace Bernet. — Das Glend der Colonisten.

Ungefähr sechs deutsche Meilen südlich von Blidah liegt auf einer Höhe von 3300 Fuß über der Meeresfläche das Gebirgsstädtchen Medeah, einst die Hauptstadt des Beyliks von Titteri und als solche von gleicher politischer Bedeutung mit Dran und Constantine.

Der Weg, welcher von Blidah nach Medeah führt, ist einer der malerischsten, die das Innere der Algerie dem Landschaftsfreunde bieten kann. In einem kleinen, in ersterer Stadt gemietheten Wägelchen durchfuhr ich diese liebliche Gebirgsgegend.

Zuerst rollten wir durch ebenes Land dem Ufer des Ued el Kebir entlang an der berühmten Kubba des Marabut, Mohamed el Kebir, vorbei, bis zu der Stelle, wo der sanftere Fluß von Blidah in den wilden Bergstrom, die Schiffa, mündet.

Nabe diesem Punkte erhebt sich ein kleines französisches Colonistendorf mit der orleanistischen Benennung Joinville, während nördlich von Blidah ein anderer Flecken den brüderlichen Namen Montpensier führt. Joinville ist auf dem Gebiete der Beni Ifes auf einem diesem Stamme von den Franzosen geraubten Territorium erbaut. Es erfreut sich jedoch, wie fast alle Colonistendörfer Afrikas, keineswegs eines blühenden Zustandes.

Von hier aus stieg unser Weg bergan, fast immer von beträchtlicher Höhe das Bett der reißenden Schiffa beherrschend, welche hundert wildromantische Schluchten zu unsern Füßen bildete. In diesen Abgründen wucherte der Oleander, der wilde Delbaum, der aromatisch duftende Lentiscus, die dunkle Thuja und die Myrthe mit dem zarten Weiß ihrer Blüthen. Am steinigen Felsenrande der Höhen wuchs der liebliche Aspidelus ramosus. Der prachtvolle Sarcocapnos zeigte seine üppig mit rothigen und violetten Blüthen beladenen Stöcke. Der afrikanische Feldsteinsamen (*Lythospermus fruticosus*) wallte in dichten Sträuchern dahin, in welchen die chancenblauen Blumen wellenförmig wogten. Der spanische Ginster (*Spartium junceum*)

mit seinem lebhaften Grün und seinen kleinen strahlenden Blüthen wuchs neben der salveiblättrigen Citrose (*Cistus salvifolius*). Der eigentliche Ginster (*Genista*), der Pfriemenstrauch (*Spartium scoparium*), der phöniciſche Wachholder (*Juniperus phoenicea*), vor Allen aber die beiden Piſtaciën, die baumartige *Pistacia atlantica* und die ſtrauchartige *Pistacia lentiscus* ergoſſen reichlich ihre aromatiſchen Düfte. Auf den Bergabhängen erhoben ſich wilde, buſchartige Haine derſelben ſubtropiſchen Bäume und Geſträuche, welche einem Heere behender, leichtfüßiger Aeſſchen zum Aufenthalte dienten. Nicht ſelten ſahen wir einen dieſer ſlinken Vierhänder ſich von den nahen Bäumen zum Ufer des Fließchens hinabſchwingen und in der ſchaumigen Welle ſeine behenden Glieder im kühlenden Bade erfriſchen. Rechts Hand von unſerm Wege erhob ſich das ſchwarze Muſajahgebirge mit ſeinem hiſtoriſch gewordenen höchſten Paſſe, dem Col de Tenia, deſſen Erſtürmung den Franzoſen am 27. November 1830 ſo viel Mühe gekoſtet hat. Auf dieſem Berge befinden ſich jene bekannten Kupferminen, „mines de Mouzaya“, mit deren Actien an der Pariſer Börſe ſo viel Schwindel getrieben wurde und noch wird.

Die Fahrſtraße wand ſich am Fuße dieſes Bergrückens zwiſchen den Schluchten der erſten Kette des Atlas in hundert zackigen Verſchlingungen hindurch, bis endlich, um einen Felſenvorſprung biegend, ſie die Hochebene von Medeah unſern Blicken offenbarte.

In Mitte eines Waldes von Obſtbäumen erhebt ſich die kleine Stadt auf einem Plateau, deſſen friſchgrünende Vegetation und deſſen labender Wafferreichthum eher an die deutſche

Heimath, als an das sonnenverbrannte Afrika erinnerten. Alles grünte und sproßte um Medeah, aber seine Bäume waren nicht die Bäume von Blidah, jener Orangenaoase; Alles lachte und blühte um Medeah, aber seine Blumen und Sträucher waren die Kinder einer kühleren Vergesszone.

Ein mächtiger altrömischer Aquaduct, welcher eine Thalschlucht unweit der Thore des Städtchens majestätisch überwölbte, gab der ganzen Gegend den Charakter einer Landschaft von historischer Bedeutung. Durch den Anblick dieses riesigen Fragezeichens von Stein wird der Wanderer angeregt, zu forschen, welche Stadt des Königsvolks hier einst ihre Mauern erhoben habe. Aber trotz der vielen Alterthümer, welche man in Medeah gefunden hat, ist man dennoch bis jetzt keineswegs darüber einig geworden, welches römische Municipium sich auf dieser Stelle befunden habe. Dr. Shaw glaubte darin das Lamida des Ptolemäus zu erblicken. Andere wollten in ihm die römische Festungsstadt Castrum medianum wieder erkennen, welche 484 beim Concil von Karthago als Bischofsitz erwähnt wurde. Beide Meinungen haben nichts für sich, als einen ähnlichen Klang der Namen. Das Wort Medeah ist aber wahrscheinlich gar nicht römischen, sondern arabischen Ursprungs. Nach Ibn Khaldun, dem Vater afrikanischer Geschichtschreibung, ließ der Kalif El Mohadi hier ein befestigtes Schloß erbauen, welches er Mehediah nannte, woraus, dieß ist die Ansicht der Araber, durch Verkürzung Mediah oder Medeah entstanden ist.

Den 21. November 1830 wurde Medeah nach dem Siege von Musajah durch Marschall Clauzel zum ersten Male einge-

nommen. Dieser ließ daselbst eine Garnison unter Oberst Marion zurück und ernannte Mustapha Ben Omar zum Bey von Titteri. Derselbe sollte sich bald als ein treuer Anhänger seiner neuen Schutzherren beweisen. Am 27. November wurde nämlich Medeah von Bu Mesrag, dem Sohn des von den Franzosen vertriebenen türkischen Ex-Bey's, mit einer großen Uebermacht angegriffen. Es kam vor den Mauern der Stadt zu einem blutigen Gefecht. Schon war die kleine Zahl der französischen Soldaten dem Erliegen nahe, als Mustapha die Eingebornen von Medeah sammelte und sie seinen neuen Herren zu Hülfe gegen seine eignen Glaubensbrüder führte. Dieß war vielleicht das erste Mal, daß Araber den Franzosen zur Seite suchten. Ein fatales Mißverständniß fand jedoch jetzt statt. Die Franzosen vermochten nicht ihre Freunde von den Feinden zu unterscheiden, denn die Kleidung beider war dieselbe, der unvermeidliche arabische Vernus. So schossen die Krieger Frankreichs auf beide gleichmäßig; eine nicht geringe Verwirrung entstand daraus. Die Bewohner Medeah's glaubten sich verathen, als sie ihre Hülfe so schlecht belohnt fanden.

Dennoch gelang es dem vereinten Bestreben Marion's und Mustapha's, den Angriff Bu Mesrags zurückzuwerfen. Aber die Stadt war von allen Seiten cernirt, die Lebensmittel abgeschnitten und jede Verbindung mit Algier gehemmt. Auf eine Verstärkung der Garnison war nicht zu hoffen. Aus dieser kritischen Lage rettete eine List Mustapha's die Stadt. Er ließ falsche Depeschen ausfertigen, welche in kürzester Frist von Algier aus ihm ein französisches Detachement als Entsatz versprachen. Der Ueberbringer dieser Depeschen verließ Medeah Nachts heimlich.

Nachdem er sich unversehens auf Schleichwegen einige Stunden von der Stadt entfernt hatte, kehrte er um und ritt auf offener Landstraße zurück, wobei er denn von den Arabern gefangen und seiner Depeschen beraubt wurde. Das hatte der schlaue Bey gewollt; die Feinde lasen die Depeschen, glaubten an die vermeintliche Truppenverstärkung und Furcht erfaßte sie. Die Folge dieser List war, daß an demselben Abend die Bewohner Medeah's von ihren Terrassen herab dem Rückzug des Feindes zuschauen konnten.

Bald jedoch wurde die französische Besatzung nach Algier zurückgerufen, da man diesen Posten damals noch für zu ausgesetzt hielt. Die Franzosen begingen zu jener Zeit viele und oft grobe Fehler. Ein solcher war die großartige, durch nichts motivirte Razzia, welche General Berthenèze im Jahre 1832 in der Hochebene von Medeah anstellte und welche die Einwohner der Stadt, die sich immer freundlich gesinnt gegen Frankreich gezeigt hatten, zu Feinden machen mußte, da dieselben in ihrem Eigenthum am meisten litten. Diese Razzia war nichts, als ein scandalöser Raubzug, auf dem gefengt und verbrannt wurde, was man nicht nehmen konnte, und die französische Armee kehrte von ihm nach Algier zurück, eine Anzahl gestohlener Viehheerden vor sich her-treibend. General Berthenèze nannte das seinen Feldzug und schickte darüber Siegesberichte nach Paris.

1836 eroberte Marschall Clauzel das Städtchen auf's Neue und setzte an die Stelle des inzwischen verstorbenen Bey's einen neuen, nemlich Mohamed ben Houssein ein, welcher seine Anhänglichkeit an die Franzosen noch mit dem Leben bezahlen sollte. Denn bald darauf wurde er von einem Statthalter

Abd-el-Kaders, dem kriegerischen Marabut El Berkani, besiegt und gefangen genommen, worauf ihn der Sieger in Ketten seinem Herrn, dem Emir, zuschickte. Dieser befahl den unglücklichen Mohamed nach Marokka zu transportiren, um als Siegestrophäe des heiligen Kriegs am Hofe Muley Abd-er-Rhamans zu glänzen, Aber der fanatische Raïd eines marokkanischen Grenzstädtchens, Ushdah, wollte es sich nicht nehmen lassen, an dem abtrünnigen Moslem, welcher im Dienste der Ungläubigen gestanden hatte, sein Müthchen zu kühlen. Auf seinen Befehl wurde Mohamed hingerichtet und zwar gehenkt, eine bei Muselmännern fast unerhörte und äußerst schimpfliche Todesart. Am 17. Mai 1840 wurde Medeah durch den Herzog von Orleans wiedererobert und den französischen Besitzungen für immer einverleibt.

Medeah gilt bei den gläubigen Moslemenen für eine heilige Stadt. Man könnte es in einer Beziehung das Loretto des Islams nennen, denn wie die Casa santa jenes berühmten italienischen Wallfahrtsorts, so läßt die Legende auch Medeah von Engeln durch die Lüfte getragen werden. Von seinem ursprünglichen Standorte im Belad Kedima entführten es die himmlischen Boten hieher an den Fuß des Atlas.

Der arabische Dichter Ahmed Ben Jussuf sagt von Medeah: „Medeah, die von Engeln getragene! wärest Du ein Weib, Dich hätt' ich zur Gattin genommen. Wenn das Böse in Deinen Thoren einkehrt, ehe der Abend naht, hast Du es wieder hinausgestoßen.“

Medeah hat ungefähr 7000 Einwohner, wovon etwa zwei Siebentel Europäer, die übrigen Mauren und Juden. Jede Confession besitzt ihr Bethaus. Die katholische Kirche ist die

einstige Moschee Dschema Mered. Ihr schöner Giraldaartiger Minarett ist in einen Glockenthurm verwandelt und trägt jetzt zum Horror jedes gläubigen Moslem ein großes eisernes Kreuz auf seiner Spitze.

Diese Dschema Mered war früher die Hauptmoschee Medeah's gewesen und gehörte dem Ritus der Hanefi an. Fast in jeder Stadt Algeriens wurde gleicher Weise, wie hier, ein Heiligthum dem Islam entzogen und der Religion des Siegers gewidmet. Freilich macht dieser keinen großen Gebrauch davon, denn die religiöse Indifferenz ist unter den Franzosen Algeriens wo möglich noch mehr, als in Frankreich selbst, an der Tagesordnung. Einige bärtige Priester (denn alle Geistlichen der Algerie tragen den vollen Bart) sind jetzt beinahe die einzigen Besucher dieser früher von dem Gebet der Mosleminnen täglich widertönenden Hallen.

Das Gasthaus, in welchem ich abstieg, führte den bedeutungsschweren Namen „au Gastronome“, was aber gar nicht hinderte, daß man daselbst nicht besser, als anderswo, speiste. Horace Bernet, der berühmte Historienmaler, hat sich herabgelassen, dem Gastronomen ein Aushängeschild zu malen, welches die Einnahme El-Aghuats darstellt. Da man es jedoch zu schön für seinen wirklichen Zweck fand, so figurirt es nun im Speisesaal als Prachtgemälde.

Das Klima von Medeah hat etwas Nordisches; die Orangen und Citronen fehlen, die Dattelpalme wird man umsonst hier suchen. Dagegen erheben die schlanke Pappel, der Birnbaum, der Maulbeerbaum und die Ulme, von Reben umrankt, ihre belaubten Häupter aus der fruchtbaren, zum Theil

angebauten Landschaft. Ein kleines Flüsschen, der Ued Mergan, schlingt seinen Silberfaden durch die Hochebene, in welcher außer Medeah auch zwei kleine, ein trauriges Dasein fristende Colonistendörfer, Lodi und Damiette, liegen. Hier, wie überall in Algerien, hörte ich die Klagen der Colonisten, welche durch den geringen Regen der letzten Jahre nahezu ruiniert zu sein behaupteten; der wahre Grund ihres Ruins lag aber wohl in ihrer eignen Unfähigkeit zum Colonisiren. Die fast ausschließlich militärische Regierung der Colonie bekümmert sich wenig um die wahren Interessen der Landleute. Der alte Haudegen von Gouverneur, welchem die Colonisten täglich die Ohren über ihr Elend voll schreien, gewährt ihnen zwar zuweilen großmüthig Unterstützung aus Regierungsmitteln, behandelt ihre Gesuche aber gewöhnlich mit der Geringschätzung, welche tapfere Helden dem Ackerbauer, der ein so bescheidenes Handwerk ausübt, zu weihen pflegen. Täglich sinkt der Zustand des europäischen Ackerbaues in diesem Lande einem frühen Verfall näher und näher. Colonist und Bettler wird wohl bald in Algerien gleichbedeutend geworden sein.

Die Araber lachen sich in's Häufstchen über dieses ökonomische Mißlingen ihrer Feinde. Die Juden kaufen dem ruinirten Colonisten für einen Spottpreis seine Besitzungen ab. Ismaël und Isräel profitiren von dem Unglück und den zahlreichen Fehlern des europäischen Eindringlings. Wohin dieser Zustand der Dinge führt, das ist nicht schwer vorauszusehen: die europäische Niederlassung in Algerien wird nach wie vor nichts Anderes sein und bleiben, als — eine große Kaserne.

Viertes Capitel.

Das Grab der Christin.

Die beiden Hauptdenkmäler des Alterthums in Algerien. — Marengo. — Der ausgetrocknete See Salula. — Kubb-er-Numijah. — Erster Anblick. — Woher der Name? — Sagenkreis. — Die beiden Dynastien von Mauritanien. — Größe des Denkmals. — Verbrugger's Exploration. — Die doppelte Bekleidung des Mausoleums. — Tipasa Mauritaniae. — Die Stadt der Märtyrer und Wunder.

Es giebt in der Algerie außer unzähligen mehr oder weniger bekannten Alterthümern vorzüglich zwei Denkmäler der ältesten Zeit von kolossalen Dimensionen, deren Zweck und Geschichte, ja deren ursprüngliche Form bis jetzt in ein mystisches Dunkel gehüllt erschienen.

Wie die Pyramiden Aegyptens, so erheben sich diese Monumente in öder, menschenleerer Gegend, von Niemand besucht, als von dem forschbegierigen Touristen, der zu ihrer räthselhaften Masse in sinnendem Erstaunen aufblickt. Das eine, wahrscheinlich das älteste dieser Denkmäler, das sogenannte Grab des Syphax, von den Arabern Medrassen genannt, liegt in der Provinz Constantine, zwischen deren Hauptstadt und dem Gebirgsstädtchen Bathna. Das andere ist das Kubb-er-Numijah oder Grab der Christin, ungefähr sechs deutsche Meilen westlich von Bliadah, unweit der Ruinen des altrömischen Tipasa Mauritaniae gelegen. Kein Reisender, welchen Neugierde nach Algier geführt hat und der sich nur im Geringsten für Geschichte und Alterthümer interessirt, unterläßt es, nach dem Grab der Christin einen

Ausflug zu machen, während der Medrassen seiner größern Entfernung wegen weit seltener besucht wird.

Mir war es gegönnt, beide Grabpyramiden in Augenschein zu nehmen und so diese Schwesterkolosse mit einander zu vergleichen. Hier kann jedoch, um den Gang der fortschreitenden Reise- schilderung nicht zu unterbrechen, einstweilen nur von dem in Algiers Nähe gelegenen Denkmale die Rede sein.

Meine Anwesenheit in Blidah benutzend, machte ich von dort aus die archäologische Wallfahrt nach dem Kubb-er-Rumijah. Der Weg führt von dem Städtchen der Drangen und Rosen durch die ganze Breite der fruchtbaren Metidscha nach dem französischen Colonistendorfe Marengo.

Derjenige Theil der „herrlichsten der Ebenen“, welchen wir hier zu unserer Rechten ließen, bildet eine wenig tiefe Versenkung, in welcher bis noch vor kürzester Zeit der seichte Binnensee-Halula seine schmutzigen Fluthen schaukelte. Jetzt hat ihn die französische Regierung austrocknen lassen und zwar mit einem Kostenaufwand von mehreren Millionen, wofür sie ein Terrain von dreitausend Hektaren eines Landes gewonnen, dessen Fruchtbarkeit man überaus hoch anschlägt. Aber wehe dem Colonisten, der zuerst die Pflugschaar in diesen sumpfigen Boden einsetzen wird! Ein Meer von Krankheiten steigt aus diesem mit Miasmen geschwängerten Moraste auf.

Mein Nachbar in der Diligence zwischen Blidah und Marengo war ein noch junger Mann, dessen franke Gesichtsfarbe und verfallene Wangen ihm jedoch ein bedeutend älteres Aussehen verliehen. Vom Fieber geschüttelt, blickte er mit einem Ausdruck des Hasses nach der sumpfigen Ebene des einstigen

Galula hin: „Dort habe ich mir mein Fieber geholt,“ sagte er, und fing an zu erzählen, daß er als Ingenieur die Austrocknung des Sees geleitet habe. Seine Schilderung vom Loos der Soldaten, welche hier arbeiten mußten, lautete wie die Aufzählung eines langen Todten- und Krankenregisters. Keiner der unfreiwilligen Arbeiter entging dem Fieber, welches sich oft höchst gefährlich, nicht selten tödtlich zeigte. Aber Keiner starb am See selbst. Dafür sorgte die Regierung. Erkrankte Einer, so wurde er schnell nach Bliadah geschickt; dort erlagen sie zu Hunderten. Aber die officielle Heuchelei gestattete nicht, daß man sage, man hole sich den Tod bei Regierungsarbeiten.

Marengo liegt auf einem der leicht gewellten Hügel, welche im Westen die herrlichste der Ebenen begrenzen.

Einige achtzig moderner europäischer Häuser, traurig und geschmacklos, ein paar Hundert zerlumpte Colonisten, worunter leider auch einige Deutsche, einige schmutzige, tabakstinkende Kaffee- und Bierhäuser waren so ziemlich Alles, was ich in diesem verlorenen Posten der Civilisation erblicken konnte. Auch eilte ich schnell hinweg von der modernen Prosa des Elends und der Gemeinheit zu der hehren Einsamkeit der Steppen, aus welcher die Denkmäler einer Vergangenheit aufragten, welche die Phantasie sich gefällt, mit poetischen Farben auszuschnüpfen.

Nach einstündigem Ritt erreichten wir die kleine arabische Niederlassung Schenuah, zwischen welcher und Tipasa das Grab der Christin gelegen ist. Bald entdeckten unsere Blicke das ergraute Denkmal eines räthselvollen Alterthums, welches aus der von Zwergpalmen, Lentisten, Cistusbüschen, zackigen großen afrikanischen Ginsterarten, Aspodelen, verhältnißmäßig riesigen

Pythospermen und anderen subtropischen Sträucher bewachsenen Ebene emporragte.

Der erste Eindruck, welchen dieser massenhafte Kolosß auf den staunenden Beschauer hervorbringt, ist jedenfalls ein großartiger, wenn auch vielleicht kein erfreulicher. Denn die ursprüngliche Form dieses Monuments, dessen Architektur im Alterthume vielleicht einen ähnlichen Eindruck wie die Pyramiden Aegyptens hervorzurufen im Stande war, ist durch die steten Zerstörungsversuche der Araber so unkenntlich gemacht, seine Basis so durch Ruinen verdeckt worden, daß man jetzt kaum noch auf den einstigen künstlerischen Werth dieser Baute schließen kann. Anders ist es mit dem an seiner Stelle zu beschreibenden Medrassen, dessen Pyramide, noch gut erhalten, dem Kunstfreunde einen ungetrübteren Genuß bietet.

Bald hielten unsere Pferde am Fuße der dunkeln Steinmasse. Halb Thurm, halb Pyramide oder vielleicht richtiger Kegel, umringt von einem wilden Chaos herabgefallener Riesensteine, bedeckt mit Trümmern, die seiner Höhe entstürzt, bewachsen von einem Wald von Strauchwerk, lag das Grab der Christin da, wie ein von Giganten zum Hohne der Menschheit hingestelltes riesiges Fragezeichen.

Warum heißt dieses Monument das Grab der Christin, da es doch offenbar seinen Ursprung einer viel älteren Epoche, als die Lehre der Apostel, verdankt? Dieß beruht, wie so viele Namen afrikanischer Orte, lediglich auf einer falschen Uebersetzung. Das Grab der Christin wird nämlich von den Eingebornen Kubb-er-Numijah genannt. Die ursprüngliche Form dieser Worte war Kebb Num (קבר-רם), nach Gesenius das

Phöniciſche für königliche Grabſtätte. Die Araber haben aus Rum Rumijah (im Arabiſchen das Femininum von Rumih, Chriſt) gemacht und die Franzoſen dieſes Wort nach ſeiner heutigen Bedeutung überſetzt: Daraus entſtand das „Grab der Chriſtin.“ Um dieſe fabelhafte Chriſtin hat ſich denn auch, wie ſo oft in ähnlichen Fällen, ein ganzer Legendenkranz geſponnen. Einige behaupten, ſie ſei die Tochter jenes hispanogothiſchen Feldherrn Theodors geweſen, welcher die Mauren nach Spanien rief, um ſich an König Roderich dafür zu rächen, daß er dieſer Tochter die Ehre geraubt hatte. Andere wollen in ihr die Tochter des Dſcherdſcher oder Gregorius, des letzten byzantiniſchen Gouverneurs von Afrika, erblicken. Eine dritte Sage macht ſie zu einer Chriſtenſklavin von wunderbarer Schönheit, Lieblingsgattin eines Königs des Maghreb, welche die beſondere Vergünstigung genoſſen hätte, ihrer Religion treu bleiben zu dürfen.

In faſt allen dieſem Grabe gewidmeten Fabeln dreht es ſich um einen unermeflich reichen Schatz, welchen das Denkmal bergen ſoll. Es iſt bei den Beduinen ausgemacht, daß dieſer Schatz, über deſſen Vorhandenſein kein Eingeborner den leiſeſten Zweifel hegt, nur ein Rumih (Chriſt) zu heben im Stande iſt; denn alle Verſuche der Muſelmänner, in das Innere des Monuments einzudringen, ſchlugen bis jetzt fehl. Vor einigen Jahrhunderten, ſo lautet eine dieſer Sagen, lebte ein Maure, der, von chriſtlichen Seräubern gefangen genommen, an einen italieniſchen Aſtologen verkauft worden war. Der Aſtologe beſaß die Zauberformel, welche die Schätze heben konnte, und der Maure erlernte ſie von ihm. In ſein Vaterland zurückgekehrt, ſuchte er das Grab der Chriſtin auf und ſing an, die

auswendiggelernte Zauberformel herzusagen. Plötzlich entstand ein Blitzen und Donnern; die Pyramide öffnete sich und er sah eine lange Reihe von Schätzen aus derselben sich emporheben, in die Luft steigen und gleich einer Vogelschaar dahinfliegen. Aber, o Enttäuschung! statt sich in den Schooß des Hersagers zu senken, zogen sie alle weit fort durch die Lüfte über's Meer hinweg, in der Richtung nach der Heimath des italienischen Astrologen, der sie gebannt hatte. Voll verzweifelter Habgier nahm der Maure seinen Vernus, warf ihn hoch in die Luft, um die Schätze in ihrem Fluge aufzuhalten oder wenigstens einige in den Falten des Kleidungsstücks aufzufangen. Aber plötzlich erbebte die Erde, Blitz und Donner brachen von Neuem aus dem Innern des Grabes hervor; die Schätze stockten in ihrer lustigen Laufbahn und der für immer vom Blitz gelähmte Maure fand am nächsten Morgen in den Falten seines Vernus nur Würmer und Schlangen statt der im Fluge erhaschten Schätze.

Ueber die Bestimmung des Grabes der Christin ist man jetzt so ziemlich einig. Es war nämlich das Monumentum commune Regiae gentis oder das Grabdenkmal der Könige von Mauritanien, ebenso wie der Medrassen die Gruft der Könige von Numidien bildete. Von allen alten Autoren ist Pomponius Mela (Libr. I. Caput VI.) der einzige, welcher dieses Monumente, welches er Monumentum commune Regiae gentis nennt, Erwähnung thut. Die Adnotatoren dieses Geographen haben sich die Köpfe darüber zerbrochen, was Mela mit diesem „Monimentum“ meinen könne. Isaacus Vossius versetzt das Denkmal auf die Julia Caesarea (Scherschel) gegenüber gelegene Insel, wo das heutige Fort Joinville sich befindet. Der Einzige,

welcher von dem Nichtigen eine Ahnung hatte, war Jac. Perizonius*), der in seinen Adnotata ad Pomponium Melam Folgendes sagt: Monumentum hoc fuit haud dubie locus inter Jol et Icosium, in quo intervallo Ptolemaeus posuit Tipasam. Man kann die Lage kaum besser bezeichnen.

Welcher Dynastie mauritanischer Könige hat aber dies Monument angehört? Diese Frage ist bis jetzt noch nicht befriedigend gelöst worden.

Die Geschichte hat uns über die ältesten Könige von Mauritanien beinahe gänzlich im Dunkeln gelassen. Viel mehr wissen wir von dem zweiten Königreiche Mauritanien, welches, von der Gnade Roms geschaffen, dem Enkel der alten Könige von Numidien, dem in Rom erzogenen Zuba II., dem Muster aller „Reges inservientes“ oder königlichen Sklaven, verliehen worden war und welches sich nur einer Dauer von fünfzig Jahren erfreut hatte. Nach den Forschungen Verbruggers trägt jedoch der älteste Theil, der eigentliche Kern des Monuments, zu offen die Spuren einer ältern Zeit, als der Zuba's II. und seines Sohnes Ptolemäus an sich, um dem zweiten Königreich von Mauritanien anzugehören. So bleibt nichts übrig, als den ursprünglichen Bau dieses Mausoleums der so gut wie gar nicht bekannten ältern Dynastie von Mauritanien zuzuschreiben. Mannert**) hat sich zwar bemüht, uns eine Geschichte dieser Dynastie zu geben,

*) Siehe Jacobi Perizonii ad Pomponium Melam Adnotata in Ed. Gronovii. Lugduni Batavorum 1748.

**) Siehe Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 10ter Band, 2te Abtheilung.

aber dieselbe ist in vielen Stücken so aus der Luft gegriffen, daß man wirklich nicht begreift, wie ein so großer Gelehrter sich zu so etwas herablassen konnte.

Mit großer Wahrscheinlichkeit indessen kann man annehmen, daß die spätere reichverzierte und geschmackvolle Bekleidung des Grabdenkmals den kunstliebenden König Iuba II. zum Urheber hatte, von dessen Hauptstadt Julia Caesarea, dem jetzigen Scherschel, die Gruft nicht weit entfernt lag.

Das Grab der Christin hat eine Höhe von 126 Fuß, der Durchmesser seiner vieleckigen Basis beträgt 180 Fuß. Die Basis, nun zum größten Theil verschüttet, läßt nur hie und da noch ihre äußere Bekleidung und Säulenreste erblicken, aus deren Anlage man auf ihre ursprüngliche Form schließen kann. Das Ganze bildete ein tempelartiges, beinahe rundes Polygon, dessen Dach statt der Kuppel eine Stufenpyramide ausmachte. Die Stufen sind freilich jetzt verschüttet, theils sind die Steine ihrer Bekleidung herabgestürzt, theils von hinabgerollten höheren überdeckt, so daß die regelmäßige Form der Pyramide verloren gegangen ist.

Auf der nördlichen Seite sind die gigantischen Trümmer, welche den Fuß des Kegels überall umhäufen, durch die letzte Exploration Verbrugger im Jahre 1856 hinweggeräumt worden. Man gelangt jetzt ungehindert zu der Scheinpforte des Nordens, welche aus einem kolossalen Monolith von zwölf Fuß Höhe und zwei Fuß Breite besteht. Auf beiden Seiten der Pforte sind die untern Theile von Halbsäulen erhalten, aus deren Entfernung von einander Verbrugger schließt, daß die einstige Form der Basis des Mausoleums zwölfeckig gewesen sei.

Die Ordnung der Halbsäulen ist die jonische, jedoch mit bedeutenden Abweichungen von den gewöhnlichen Beispielen dieses Baustyls. So sind die beiden Rundungen des Piedestals von gleicher Größe, nicht, wie beim jonischen Styl gewöhnlich, ein dünner Sockel auf einem breiteren ruhend. Die Capitälcr der Säulen an den Scheinpforten haben statt der Rundungen laubartige Verzierungen, ähnlich wie die jonischen Capitälcr am Erechtheum zu Athen.

Am Medrassen sind die Säulen der ältesten dorischen Ordnung ähnlicher und stammen vielleicht aus jener wenig bekannten Kunstepochc, in welcher aus dem ägyptischen Baustyl allmählig sich der hellenische zu entwickeln begonnen hatte. Vielleicht war die ursprüngliche Bekleidung des Kubb-er-Rumijah der des Medrassen ähnlich. Von dieser ältesten Bekleidung sieht man wenigstens noch hie und da, zwischen der Pyramide und ihrer Basis, oberhalb der neueren jonischen Säulenkrönung, Reste von Architraven, welche, der Form nach, denen des Grabes des Syphax vollkommen gleich sind.

Diese Aehnlichkeit des Medrassen und der ersten Form des Kubb-er-Rumijah läßt uns vermuthen, daß beide gleichzeitigen Dynastien ihr Dasein verdankten; der Medrassen den Königen Numidiens und das Kubb-er-Rumijah dem ältesten Herrscher-geschlecht Mauritanien's. Diente das Kubb-er-Rumijah ebenfalls der letzten inländischen Dynastie, den „Reges inservientes“, Tuba dem Zweiten und Ptolemäus, zur Grabstätte? Das ist eine Frage, die man vielleicht lösen wird, wenn die Erforschung des Monuments, von Verbrugger begonnen, aber leider auf Befehl der Regierung aufgegeben, einmal wieder aufgenommen.

und durch die Entdeckung der Grabkammer gekrönt werden sollte.

Verbrugger war, seiner Berechnung nach, bei seiner letzten Exploration nur noch etliche dreißig Fuß von dem Mittelpunkte des Mausoleums, d. h. von dem Orte, wo man annehmen kann, daß sich die Grabkammer befindet, entfernt gewesen. Leider wendet die Regierung entsetzlich wenig an die archäologische Erforschung des Landes. Die verhältnißmäßig geringe Summe von 5000 Francs würde, so berechnet Verbrugger, ihn ermöglichen, das Grab der Christin vollkommen zu erforschen. Aber diese Summe wird der Beförderung der Wissenschaft mit kleinlicher Knauferei verweigert.

Vom Grab der Christin führte uns ein kurzer Ritt durch ein schönes Thal, nach dem Ufer des Meeres, wo die Ruinen des römischen Tipasa Municipium unserer Aufmerksamkeit harrten.

Aus einem Wäldchen hoher stämmiger Olivenbäume ragten hier noch die Reste einer christlichen Basilika von 180' Länge und 90' Breite unweit des Meeres empor. Daneben sah ich die Trümmer mehrerer Häuser. Das Forum war deutlich erkennbar, ja! eine ganze Straße ließ sich noch mit Sicherheit traciren. In der Maurenzeit unbewohnt, tragen Tipasa's Ruinen noch den unverfälschten unübertünchten Stempel des Römerthums an sich. Niemand war es hier eingefallen, wie bei andern Römerstädten der Algerie, den Häusern des Weltvolks neuere Gebäude aufzupfropfen. Die Abgelegenheit der Gegend mag dieß erklären. Einsam und unbewohnt feiert

Tipasa am Strande des unermesslichen Meeres und trauert über die Loose der großen Roma.

Diese Stadt, von deren vorchristlichen Zeit wir so gut wie gar nichts wissen, wird vom heiligen Optatus als der Sitz donatistischer Verfolgungen gegen Katholiken erwähnt. Im Jahre 484 erlitten die Bürger Tipasa's mit besonderer Strenge ebenfalls die arianische Verfolgung unter Hunerich, welcher sie sich schließlich nicht anders entziehen konnten, als durch massenhafte Auswanderung nach Spanien. Dieser Vandalenkönig hatte unter andern Grausamkeiten auch die begangen, daß er mehreren Priestern und Diaconen von Tipasa die Zunge ausreißen ließ. Eine solche Barbarei sollte indeß nur zur Verherrlichung der Bekenner ausschlagen, denn, o Wunder! die zungenlosen Märtyrer fuhren fort zu singen und zu predigen. Victor Vitensis, der um 500 n. Chr. lebte, schreibt in seiner *Persecutio Vandalica* hierüber: „Wer an diesem Wunder zweifelt, der gehe nach Constantinopel. Dort lebt noch am Hofe Kaiser Zeno's der Subdiaconus Reparatus, welcher, obgleich auf Hunerich's Befehl seiner Zunge beraubt, dennoch sich vortrefflich und mit großer Beredsamkeit in verschiedenen Sprachen ausdrückt.“ Man sieht, Afrika war von jeher das Land der blauen Wunder!

Prokopios berichtet ebenfalls von den zungenlosen Märtyrern aus Afrika, welche im Orient predigend herumzogen. Aber er setzt hinzu, daß diese wunderbare Verleihung der Sprachengabe an zungenlose Menschen an die göttliche Bedingung geknüpft gewesen sei, daß diese Märtyrer nie ihrer Reinheit verlustig würden. Zwei dieser frommen Bekenner vergaßen sich

jedoch, wie der byzantische Historiker meldet. Vom Augenblick an, da sie gesündigt hatten, verloren sie ihre Sprache und wurden nun wirklich stumm. Protopios sagt: *ὦν δύο ἐπειδὴ γυναιξὶν ἑταίραις πλησιάζειν ἔγνωσαν, οὐκέτι φθέγγεσθαι τὸ λοιπὸν ἴσχυσαν.*

Fünftes Capitel.

Scherschell.

Klagen über Elend der Colonisten. — Der Colonist in Afrika ein officiellcs Spielzeug. — Der Omnibus. — Die Colonie Zürich. — Scherschell. — Hôtel. — Der altrömische Hasen. — Die Reges inservientes. — Die Bischöfe von Cäsarea. — Das Museum. — Archäologischer Spaziergang. — Ein Entdecker wider Willen.

In Marengo zurück, mußten wir in einem elenden Kaffeehause die Diligence abwarten, welche uns von da nach Scherschell bringen sollte. Um uns die Zeit recht angenehm zu vertreiben, unterhielt uns die Wirthin, welche zufälligerweise eine Deutsche war, von jenem heitersten aller Gegenstände, dem Elend der Colonisten. Die gute Frau fand es entsetzlich von der Regierung, daß dieselbe die Colonisten nicht ernähre, während sie doch so viele faulenzende Soldaten füttere. Sie schien offenbar die Idee zu haben, als stünden die Colonisten im Dienste der Regierung. Vielen giebt freilich der Staat schon Militärrationen, aber Alle aus Statsgeldern ernähren! Nicht als ob ihre Zahl eine bedeutende wäre und der Staat diese

Ausgabe schwer empfinden würde! Aber wenn man diesen komischen Plan des Scherzes halber, oder menschlicher gesagt, aus Mitleid für die armen Teufel, auch nur eine Woche ausführen wollte, welch' ein Concert satyrischer Stimmen würde sich da erheben! Wie würde man dadurch Denen Recht geben, welche behaupten, daß der Colonist in Afrika nur ein officieller Luxusgegenstand, ein von der Regierung erfundenes Spielzeug für die Mußestunden ihrer Administrativbehörden sei! Frankreich wollte einmal in Afrika seine Colonisten haben, wie England in Kanada, in Australien die seinigen hat. Freilich, die englischen Colonisten kriechen auf eignen Füßen; die französischen sind kostspielige Kunstproducte, hieherverpflanzt, um die Welt irre zu führen und sie glauben zu machen, daß die französische Nation auch zu colonisiren verstehe.

Endlich kam der holperige Räderkasten, Diligence genannt, in Marengo an, und eine Fahrt von 3 — 4 Stunden brachte uns nach der alten Hauptstadt Mauritanien's. Die letzte Station, die wir vor der einstigen Julia Cæsarea erreichten war das kleine, ursprünglich von Schweizern gestiftete Colonistendorf Zürich. Von den Gründern dieser Colonie ist jetzt kein einziger mehr am Leben, so ungesund war die Gegend, besonders in den ersten Jahren nach Urbarmachung des Bodens. Die armen Schweizer hatten mit germanischem Fleiß an der Urbarmachung gearbeitet, um die afrikanische Erde mit ihren Leichen zu düngen. Jetzt sind französische Speculanten die Besitzer der von ihnen angepflanzten blühenden Obstgärten und Felder. Einer von dieser schönen Sorte, ein bombastischer dicker Franzose, stieg in Zürich in den Omnibus ein, ebenso ein Geistlicher, und nicht lange

brauchte es, so waren diese beiden in eine Discussion über die Ungesundheit der Colonie verwickelt. Der Priester behauptete, er habe jährlich etliche 30 Begräbnisse, was bei einer Bevölkerung von 200 Seelen keineswegs auf Gesundheit des Klimas deute; aber der dicke Speculant war anderer Ansicht: Er befand sich wohl, folglich mußte Zürich gesund sein. Mit den Colonisten in Fieberländern geht es, wie mit den Soldaten im Kriege: Wer überlebt, der avancirt. Die Gefallenen sind schnell vergessen.

Durch das Thor von Algier zogen wir in die Rue de Tenes ein, die schönste und größte des modernen Scherfchell, was freilich nicht viel heißen will. Ich hatte Mühe, in der einstigen Hauptstadt Mauritaniens ein Hôtel zu finden. Von den drei, welche mein Reisehandbuch nannte, waren zwei schon wieder eingegangen, so wenig Verkehr besteht in diesem Städtchen, welches gewissermaßen außerhalb der Welt liegt und nur von dem Freund des Alterthums in treuer Wallfahrt besucht wird. Das dritte Hôtel hatte seinen Namen verändert, es hieß jetzt „Hôtel du Commerce“, welche prosaische Benennung es — wahrscheinlich auf Wunsch französischer Commis voyageurs — statt des frühern historischen Titels „Hôtel de Zuba II.“ angenommen hatte. Dieses Hôtel war jedoch keineswegs comfortabel; ein altes zahnsloses Weib vertrat die Stelle sämtlicher Kellner und in meinem elenden Zimmerchen mußte ich mich erst lange der Insectenjagd widmen, ehe es mir gelang, diesen Augiasstall einigermaßen zu reinigen. Dieselbe verwitterte alte Hexe war zugleich erster und einziger „Garçon de Café“ in Scherfchells vornehmstem Kaffeehaus, welches auf dem Hauptplatz der

Stadt lag. Das schönste Haus dieses Platzes bildete letzteres aus dem einfachen Grunde, weil auf dem Hauptplatz von Scherschell nur ein Haus stand und dieses das Kaffeehaus war.

Scherschell ist eine Stadt der Gärten: Die meisten seiner einstöckigen Häuser sind von einem mit Bäumen bepflanzten Raum umgeben, was dem Ganzen einen erfreulichen, wohlthuernden Anblick gewährt. Die Wohnungen der Mauren sind meist mit farbigen Kacheln bedeckt, ein lieblicher Contrast gegen die kasernenartigen Häuser der Europäer.

Die Lage am Meer ist eine besonders glücklich gewählte. Die Aussicht, welche man von dem Hafen auf die Ufer genießt, ist eine reizende. Eine niedrige Landzunge erstreckt sich ziemlich weit in das Meer hinein und trägt auf ihrem höchsten Punkte das Fort Joinville und den Leuchtturm. An die östliche Seite dieser Halbinsel haben die Franzosen einen Steindamm von 330' Länge angebaut, welcher den äußern, sonst offenen Hafen beschützt. Der alte römische Kothon, der durchaus künstliche innere Hafen, ist jetzt ganz gereinigt und restaurirt und wird heut zu Tage wieder, wie zur Zeit der Reges inservientes, benutzt. Dieser altrömische restaurirte Hafen giebt ein recht treues, anschauliches Bild dessen, was zur Zeit des Königsvolks die Häfen großer Städte gewesen sein müssen, denn Julia Cäsarea nahm unter den Städten Afrika's den ersten Rang ein. Was diese Häfen hauptsächlich von den modernen unterschied, war, daß sie ringsum von Mauern oder Dämmen eingeschlossen waren und so mehr Bassins oder den heutigen Docks entsprachen. Nur ein schmales Thor war nöthig, um in einen römischen Hafen einzudringen, denn die römische Trireme war keine drei Fuß

breit. Diese Häfen dienten unendlich viel mehr zur Verzierung einer Stadt, als die modernen. Sie lagen in derselben oder vielmehr, die Stadt erhob sich um ihre Dämme und Mauern ringsherum, während die modernen gewöhnlich gar nicht mehr zur Stadt gehören, so entfernt sind sie oft davon. Der Kothon von Julia Cäsarea war von herrlichen Prachtgebäuden ringsumragt. Auf der sanften Erhöhung, wo jetzt der Leuchthurm steht, erhob sich der marmorne Tempel des Neptun. Zu beiden Seiten erstreckten sich die Säulenhallen der Peristyle, unter denen sich die Nischen der Kaufleute befanden. Der Palast der Könige war nahe, der der Proconsulu beherrschte den Hafen von seiner Höhe herab. Die Bäder der Diana und die Thermen des Juba waren nicht fern.

Noch immer bietet der innere Hafen von Scherschell einen schönen und erfreulichen Anblick; nicht etwa wegen der Schiffe, welche durchaus darin fehlen, denn das moderne Städtchen hat so gut wie gar keinen Handel. Aber er ist ein Bild schöner ordnungsliebender Regelmäßigkeit; Alles ist reinlich, ist neu und funkelt; die Mauern, die Dämme, die Quais sind aus wohlbehauenen Quadersteinen aufgeführt, der Leuchthurm und das Fort Joinville sind wohlgestaltete Baumassen, die Douane daneben ist etwas weniger häßlich, als ähnliche Gebäude in Frankreich; was aber vor Allem den Beschauer entzückt, ist die schöne tiefdunkle und doch klare Welle des herrlich blauen Mittelmeers, welche in den altrömischen Kothon eingedrungen ist, und ihn zu ihrem Palaste auserwählt hat. Dieser Hafen gleicht einem schönen Kunstteich, den man einzig und allein deshalb gegraben hätte, um einer Wassermasse von sammetzarter Weichheit

und lieblichharmonischen Farbentönen zum Bassin zu dienen. Für commercielle oder navigatorische Zwecke nach modernen Ideen ist freilich dieser Hafen, dessen Restaurirung vier Millionen gekostet hat, von durchaus keiner Wichtigkeit. Kann er doch nur Schiffen von 50 — 100 Tonnen Zuflucht gewähren.

Außer einer Garnison von 500 Mann besitzt Scherschell eine Einwohnerzahl von 3000 Seelen, wovon $\frac{2}{3}$ Mauren, die Uebrigen sind Europäer und einheimische Juden.

Die einstige Hauptmoschee ist ein wahrhaft großartiges Gebäude, dessen 3 Schiffe von hundert Granitsäulen gestützt werden, deren schöngeformte Capitälcr einen unzweifelhaften künstlerischen Werth besitzen. Leider ist dieser Tempel des Islams jetzt in ein Militärhospital verwandelt worden.

Ueber Scherschell's Ursprung sind die Archäologen lange uneinig gewesen. Dr. Shaw war der erste, welcher in ihm das römische Julia Cäsarea erkannte, welches Dapper nach Algier, Mannert nach Tenes verlegte. Den neueren Forschungen blieb es vorbehalten, alle Zweifel zu zerstreuen und darzuthun, daß die Meinung des berühmten englischen Touristen die richtige war. In ältester Zeit war Cäsarea eine phöniciſch-karthagische Colonie und führte den punischen Namen Jol. Später beim Sinken der Macht Karthago's, von den Numidiern eingenommen, wird es von Solinus als die Hauptstadt eines eingebornen Königs Boggus genannt. Immerhin blieb es jedoch unbedeutend, bis zur Zeit Juba des Zweiten. Von Augustus zum Könige von Mauritanien eingesetzt, erhob es jener gekrönte Sklave unter den Namen Julia Cäsarea zu seiner Hauptstadt. Juba II., der letzte Sprößling der

alten Könige von Numidien, war als Knabe gefangen nach Rom geführt und dort am Hofe des Augustus erzogen worden, wo er einen hohen Grad von Bildung erlangte und sich bald durch seine Wißbegierde und Gelehrsamkeit auszeichnete. Augustus vermählte ihn mit einer Schicksalsgenossin, der gefangenen Prinzessin Cleopatra Selene, der Tochter des Marcus Antonius und der letzten ägyptischen Königin. Cleopatra Selene stand, wie uns die Münzen im Museum von Algier beweisen, ihrer berühmten Mutter an unübertrefflicher Schönheit wenig nach.

Numidien, das geraubte Erbe Juba's II., war zu jener Zeit schon zu sehr romanisirt, als daß es den Eroberern schwer geworden wäre, diese Provinz nach ihrer Willkür zu verwalten. Aber Mauritaniens war bis auf einen schmalen, mehr oder weniger civilisirten Küstenstrich fast ganz in den Händen der berberischen libyschen Eingebornen, welche die Herrschaft Roms nur nominell anerkannten, aber das verhaßte Joch bei jeder Gelegenheit abzuschütteln versuchten. Diese Völker zu civilisiren und durch die Cultur Rom gründlich zu unterwerfen, das sollte die Aufgabe sein, welche Augustus dem numidischen Königssohne stellte. Man hat allen Grund anzunehmen, daß dieser Zweck wenigstens einigermaßen erfüllt wurde, denn bald nach Juba's Tode fanden die Römer Mauritaniens schon reif für die völlige Einverleibung in das unmittelbar von Rom aus verwaltete Gebiet des Reiches.

Juba, welcher sich aus Erinnerung an die Tradition seines Hauses der Zweite nannte, obgleich sein Vorfahr Juba I. König von Numidien und nicht von Mauritaniens gewesen war, herrschte 48 Jahre, wie uns zahlreiche in Scherschell gefundene Münzen

aus verschiedenen Epochen seiner Regierungszeit beweisen. Seine Regierung war die Glanzepoche Cäsareas. Die Stadt hatte unter ihm einen Umkreis von einer deutschen Meile und 6000' im Durchmesser, während der des heutigen Scherschell nur 2100' Fuß beträgt. Die Reste eines großartigen Amphitheaters vor dem östlichen Thore der Stadt, die Ruinen des Palastes der Proconsulu, die eines Theaters im Mittelpunkt des heutigen Scherschell, im Westen die Thermen und nördlich in der Nähe des Leuchthurmes das Bad der Diana, die Ruinen eines Neptuntempels, alle diese deutlich nachweisbaren Bauten kündten die Größe und Bedeutung der alten Hauptstadt von Mauritanien.

Nach dem Tode Juba's II. kam die Regierung an seinen Sohn Ptolemäus, dessen Name nach der letzten ägyptischen Dynastie, welcher seine Mutter angehörte, gewählt worden war. Dieser Fürst sollte nicht lange seine Stellung als Scheinkönig behaupten. Kaiser Caligula ließ ihn nach Rom kommen, wo er ihn anfangs als seinen Vetter, denn beide waren durch ihre Mutter die Enkel des Marcus Antonius, mit großer Freundlichkeit aufnahm. Aber zum Neid gereizt dadurch, daß das Volk, seiner majestätischen Erscheinung halber, den prächtig mit dem Königspurpur bekleideten afrikanischen Jüngling, als sich dieser im Circus zeigte, stürmisch bewillkommte, ließ ihn der Tyrann hinwegräumen. Mit ihm starben zwei einst mächtige Königshäuser aus: die Ptolemäer von Aegypten und die Dynastie der Juba, Jugurtha und Massinissa von Numidien. So sank der letzte der Reges inservientes und Mauritanien wurde von nun an für immer römische Provinz.

In frühester christlicher Zeit hatte Cäsarea den Schauplatz der Leiden vieler Märtyrer abgegeben. Der berühmteste derselben war der heilige Arcadius, welcher in dem noch erkennbaren Theater in Stücke geschnitten wurde. Dieser Heilige spielt in der Kirchengeschichte eine gewisse Rolle und bildet den Gegenstand mehrerer frommer Monographien, die wir noch besitzen.

Die Reste einer christlichen Basilika, auf dem jetzigen Exercierplatze gelegen, bilden ein stummes Denkmal der einstigen kirchlichen Bedeutung Cäsareas. In dieser Kirche war es, wo der heilige Augustinus mit dem donatistischen Bischof Emeritus jene bekannte Disputation hielt, welche wir in den Werken jenes Kirchenvaters finden. Die Namen drei der Bischöfe von Cäsarea sind der Vergessenheit entrissen worden. Fortunatus erschien 314 auf dem Concil von Arles als der einzige Bischof der Mauritania Cäsariensis, was als ein indirecter Beweis gelten kann, daß damals Scherschell noch als Hauptstadt angesehen wurde. Clemens lebte um 373 zur Zeit der Rebellion des Firmus. Ein anderer Fortunatus erschien als katholischer, und der schon erwähnte Emeritus als donatistischer Bischof 411 auf dem Concil zu Karthago.

In den zahlreichen römischen Bauresten Scherschells findet man bei jeder, selbst der leichtesten Nachgrabung eine reiche Ausbeute von Alterthümern. Seit einigen Jahren besitzt die Stadt ein Museum, in welchem ein großer Theil des Gefundenen aufbewahrt wird. Die Regierung thut etwas, freilich blutwenig, für die Aufbewahrung der antiken Schätze; sie giebt nämlich den Raum für das Museum her und unterhält einen übrigens sehr schlecht bezahlten Conservator. Der Raum für das Museum ist

aber ein offener Garten. Der Conservator wird nicht nur schlecht bezahlt, die Regierung bereitet ihm auch bei jeder Gelegenheit einen empfindlichen Kummer, indem sie seinem Museum stets das Interessanteste entzieht und es nach Algier oder Paris wandern läßt. Dieser Conservator, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ist nicht ein Hüter, wie man sie sonst in Museen findet, denen Alles einerlei ist, was nicht ihren Gehalt betrifft. Er liebt sein Museum; er ist stolz darauf; er weiß, daß nirgends in ganz Afrika so viele Alterthümer gefunden wurden und noch werden, wie in den Ruinen von Julia Cäsarea; zugleich ist er ein Bürger Scherschells, der nicht will, daß man seiner Stadt das Einzige, was die Fremden noch zu ihr führen kann, entziehe. Darum war er auch, eben als ich das Museum besuchte, nach Algier gereist, um sich beim Gouverneur über Herrn Verbrugger, den Conservator des Museums von Algier, zu beklagen, welcher ihm wieder einmal ein Alterthum, und zwar eine herrliche Neptunsstatue geraubt hatte.

Eine freundliche Alte führte mich im Garten, der als Museum dient, herum. Er war voller Statuen antiker Götter, Helden und Könige, einige aus der guten Zeit der Kunst, andere aus der Epoche des beginnenden Verfalls. Was mir an diesen Statuen auffiel, war die einförmige Verstümmelung aller; sie waren sämmtlich ohne Nasen. Die Vandalen wollten ohne Zweifel die römische Kunst durch diese Barbarei verhöhnen; aus dem schönsten Venuskopfe machte diese Nasenverstümmelung eine Caricatur.

Auch das Museum von Algier ist reich an Alterthümern, welche in Scherschell entdeckt worden sind und die Herr Verbrugger

zum Zorn des Conservators von Scherschell entführt hat. Die schöne Statue des Neptun, die Hauptzierde des Museums, der Torso der Venus, die Statue eines römischen Mädchens, die Gruppe des Hermaphroditen und Satyrs, eine niedliche Broncestatuette der Venus und eine Menge interessanter Inschriftstafeln wurden sämmtlich in den Ruinen der römischen Thermen Cäsarea's westlich von der Stadt gefunden.

Die Spaziergänge, zu denen mich Scherschell und seine nächste Umgebung einlud, gewährten dem Alterthumsfreunde ein Interesse, wie es wenig Städte der Welt zu bieten im Stande sind. Bei jedem Schritte stößt man auf Denkmäler des Königsvolkes. Die Stadt selbst ist davon voll.

Vom Gasthose aus verfolgte ich die Rue de Tenes, am Museum vorbei, und lenkte rechts ein, wo ein Haufe immenser Ruinen emporstarrte. Es waren die Trümmer der Thermen, eines mächtigen Riesengebäudes, welches allein einen Raum bedeckte, der vielleicht dem fünften Theil der ganzen heutigen Stadt gleichkam. Leider sind diese Ruinen zum größten Theil dergestalt verschüttet und das, was von ihnen frei liegt, so von Roth und Schmutz angefüllt, daß es unmöglich war, die Bestimmung der einzelnen Theile richtig zu erkennen. Von den Thermen wandte ich mich zum Hafen, und da überschritt ich ein Gefilde voll riesigen Schuttes: Säulenreste, zerbrochene Capitälcr, Architrave, Trümmer von Sarkophagen, Alles lag durcheinander unberührt und ungeschätzt in dieser an antiken Resten überreichen Stadt. Mitten in diesem Gefilde liegt ein ovales, niedriges, offenes Gebäude, aus der Römerzeit stammend, und doch beinahe noch unversehr. Eine kurze Treppe führt hinan auf die das Gebäude umragende

Mauer, und von ihrer Höhe sinkt der Blick ungestört in das offene Innere. Dieses ist ein langer ovaler Saal, mit Steinplatten belegt, zu dem Stufen herniederführen. Es war ein römisches Balneum, eine Art von Schwimmbad. Ein getreueres Bild des Alterthums, als dieses Bad der Diana, habe ich noch in keinen Ruinen gesehen.

Von diesem lieblichen Denkmal des Alterthums wandte ich mich, am Hafen vorbei, zu dem großen, schönen, mit Platanen bepflanzten Promenadeplatz Scherschells. Auf der einen Seite dieses Platzes erhob sich ein seltsames Gebäude, welches man den Balast der Proconsuln nennt. Eine unförmige Masse, aus den Trümmern jeder Epoche des Alterthums unharmonisch zusammengethürmt, läßt dieses jezige Fort seine Entstehungsperiode, das byzantinische Zeitalter, unverkennbar bestimmen. Denn in Afrika ist das Byzantinerthum niemals wie im Orient, schöpferisch aufgetreten. Hier folgte es jener Epoche der Zerstörung, der Vandalenherrschaft; es mochte vielleicht eine neue baldige Zerstörungszeit ahnen; und da begnügte es sich, die Steine der Denkmäler, welche Roms Glanzzeit oder auch sein Verfall hier ausgesät hatte, nur für das Bedürfniß des Augenblicks zusammenzutragen.

Ein Spaziergang vor das Thor von Tenes brachte mich an die von der heutigen $\frac{1}{4}$ Meile entfernte, einstige Stadtmauer Cäserea's, welche noch mit größter Deutlichkeit an dem Graben, der sie allwärts begleitete, nachzuweisen war. Dort fand ich einen armen Colonisten, der beim Urbarmachen des Bodens eben auf eine Reihe prächtiger Quadersteine gestoßen war. Er war sehr über den Maire von Scherschell aufgebracht, welcher ihm verboten

hatte, diese Steine zu entfernen. Der gute Mann wußte nicht, daß er eines der Thore von Julia Cäsarea entdeckt hatte.

Sechstes Capitel.

Milianah.

Das Bureau arabe die wahre Regierung des Landes. — Ritt von Blidah nach Milianah. — Schiffa. — Officielle Colonisation. — Tanaramusa Castra. — El Affrum. — Lustiges Treiben Pariser Colonisten. — Löwenbraten und Löwenjagd. — Milianah. — Das römische Malliana. — Ein Locus obscurus. — Garnison. — Die „Sephyrs“. — Die falsche Rüsselratte. — Fabricirte antike Inschriften.

Die Reise von Algier nach Oran kann man freilich am kürzesten zur See, vermittelst der Regierungsdampfschiffe, zurücklegen. Da es aber fast noch mehr mein Zweck war, das Innere des Landes zu sehen, als nach jener Hafenstadt zu gelangen, so zog ich die Reise zu Pferde durch die Provinzen vor, und versah mich deßhalb in Algier mit einem Empfehlungsschreiben an den Chef des „Bureau arabe“ in Blidah. Das Bureau arabe ist nämlich im ganzen „Territoire militaire“, d. h. in $\frac{2}{10}$ der Algérie (denn das „Territoire civil“ begreift nur die Städte und ihre nächste Umgebung), die höchste und einzige entscheidende Autorität. Unter ihm stehen alle einheimischen Stämme, manchmal unmittelbar, manchmal durch die Vermittelung eines Agha's, eines Baschagha's, eines Kalifa oder eines Kaïd.

Der Baschagha ist die höchste arabische Würde. Unter ihm stehen gewöhnlich eine Anzahl Aghaliks, deren Häupter die Agha's sind. Der Baschagha steht aber zugleich immer selbst auch direct einem Aghalik vor, in welchem sich nun gerade sein eigener Stamm befindet. Unter dem Agha stehen dann die Scheikhs oder Häupter der einzelnen Stämme. Diese ganz feudale Eintheilung der Bevölkerung stammt von den Türken. Eine echt arabische dagegen ist die in Kalifats und Kaïdats. Der Kalifa hat gewöhnlich eine Anzahl Kaïds unter sich und unter diesen stehen wieder Scheikhs. Oft hängt aber auch ein Kaïd und selbst manchmal ein einfacher Scheikh direct vom „Bureau arabe“ ab. Die Franzosen haben überall diejenige Art von Eintheilung beibehalten, welche sie nun gerade zur Zeit der Eroberung vorfanden und in deren ursprünglichen Entstehung die größte Willkür vorgeherrscht zu haben scheint. So findet man oft in einem und demselben Cercle ein Baschaghalik, gleich daneben ein Kaïdat, dann wieder ein unabhängiges Aghalik und vielleicht unter dem Bureau arabe desselben Cercle einige Scheikhs, welche weder einen Kaïd, noch Agha, noch Kalifa über sich anerkennen, sondern direct unter der französischen Autorität stehen.

Das Bureau arabe ist, wenn man will, die eigentliche Regierung der Algerie, denn es ordnet die politischen Angelegenheiten der bei weitem größten Anzahl der Bevölkerung. Ohne von ihm autorisirt zu sein, kann auch weder ein Fremder, noch Franzose im innern Lande reisen. Erfreut man sich aber des Schutzes des besagten Bureau, so hat man nicht nur die Erlaubniß zu reisen, sondern auch Anspruch auf alle möglichen Bequemlichkeiten und Beförderungsmittel, welche in der Macht der Un-

terthanen des Bureau arabe, das heißt der Eingebornen, stehen.

Um dieser Vortheile theilhaftig werden zu können, gab ich in Blidah mein Empfehlungsschreiben an den Obersten von Salignac-Fénélon, den Chef des dortigen Bureau arabe, ab und erhielt von ihm, nebst jeder gewünschten Auskunft, Briefe für sämmtliche Chefs der besagten Bureaux in den Provinzen Algier und Oran, denen zunächst meine Reise gelten sollte. Außerdem verschaffte mir Herr von Fénélon auf Requisition von dem nächsten arabischen Stamme ein Reitpferd und ein Maulthier für's Gepäck, für welche ich strenge genommen nichts zu zahlen gebraucht hätte. Auch einen Spahis, einen arabischen Reiter, gab mir der Oberst zur Bedeckung und zugleich als Wegführer mit.

Der Ritt von Blidah nach Milianah, meiner ersten Hauptstation auf dem Landwege nach Oran, führte mich über steppenartige Hochebenen und meist baumloses Gebirgsland. Als Vegetation herrschte auf diesen Höhen wirres Gestrüpp vor: die subtropische riesige Abart des Feldsteinsamen mit ihren kornblumenartigen Blüthen, der buschhohe Thymian, der gelbblühende Ginster, hie und da ein Busch des berstigen Halpha (*Stipa tenacissima*), der aromatisch duftende Lentiscus (*Pistacia lentiscus*), zahlreiche Euphorbiaceen und namentlich die zierliche Zwergpalme (*Chamerops humilis*) wucherten in üppiger Unordnung. Bäume waren so gut wie keine sichtbar; nur riesige Cactushecken, sowie die hochaufgeschossene amerikanische Agave, jene schöne stolze Pflanze, welche gewöhnlich mit der Aloë verwechselt wird und im Munde der Europäer deren Namen usurpirt, bildeten die Einfassung des schmalen Gebirgspfades. Oft fiel mir

beim Anblick dieser Aloe-Agave ein Vers aus Freiligrath's schönem Gedicht, welches die Eroberung Algiers schildert, ein:

Die Mandel blüht im Thal, mit spitzen dunklen Blättern
Trotzt auf dem kahlen Fels die Aloe den Wettern,
Geseget ist das Land des Bey's von Titteri.

Waren wir doch eben in das Gebiet des einstigen Beyliks von Titteri hineingeritten.

Der Ritt des ersten Morgens brachte uns an dem kleinen Colonistendorfe Schiffa, am gleichnamigen Flüsschen gelegen, vorbei. Dieses Dörfchen, von 250 Seelen bewohnt, war durch ein Ministerialdecret vom 22. December 1846 gegründet worden. Es ist überhaupt bezeichnend, daß alle Colonistendörfer Algeriens auf ähnliche officielle Weise entstanden sind. Die naturgemäße Gestaltung eines Mittelpunktes der Bevölkerung, welche sich aus dem freiwilligen Verkehr, aus den Bedürfnissen einer Gegend entwickelt, findet hier nirgends statt. Nein! Die Regierung befehlt: da oder dort soll ein Dorf gebildet werden. Um diesem, einstweilen nur auf dem Papier vorhandenen Dorfe nun Einwohner zu verschaffen, lockt der Staat eine Anzahl unglücklicher Colonisten durch den Rüder der Länderverleihung an. Jedes dieser Colonisationsopfer bekommt eine größere oder kleinere Concession Landes, von welchem er binnen Jahresfrist ein Sechstel, oft nur ein Zehntel urbar zu machen verpflichtet ist. Viele dieser officiell verpflanzten Bauern gehen zu Grunde. Die, welche dem Klima und dem Elend widerstehen, vegetiren in traurigem Dasein fort und bilden die kostbaren Bewohner des officiellen Dorfes.

Nach einstündigem Ritt von Schiffa aus erreichten wir das
Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. I.

moderne Städtchen Musajah (französisch: Mouzaïa-ville), welches sich einer Bevölkerung von 600 Seelen rühmt. Musajah ist durchaus unbedeutend und wären nicht die Kupferminen, auf deren Wege es liegt, und welche ihm immer einen gewissen Verkehr sichern werden, so würde es kein Jahr mehr sein Dasein als sogenannte Stadt zu fristen vermögen.

Diese Localität hat jedoch für den wissenschaftlich gebildeten Touristen einen andern Werth, und zwar einen archäologischen. In ihrer Nähe, an der Stelle, welche die Araber El Hadshab nennen, hat man nämlich den Platz der alten römischen Station Tanaramusa castra wiedergefunden. Die hier entdeckte Grabinschrift eines Bischofs Donatus, welcher, nachdem er als Confessor des katholischen Glaubens eine lange Verbannung erlitten hatte, endlich hierher zurückgekehrt war und im maurischen Kriege sein Leben verlor, läßt aus dem Namen und dem Datum des Todes dieser Persönlichkeit auf den wahren römischen Namen der Localität schließen. Dieses Datum giebt nämlich die Inschrift als das Jahr der Provinz 456. Da die mauritanische Zeitrechnung mit dem Jahre 40 nach Christi Geburt, als dem Jahre der Einverleibung der Provinz in's römische Reich, beginnt, so entspricht diese Jahrzahl dem Jahre 496 p. Chr. n. Nun finden wir in der Liste der Bischöfe Afrikas aus eben jener Zeit einen Donatus für Tanaramusa Castra. Außerdem entspricht die Lage der im Itinerarium Antonini Augusti angegebenen Entfernung von Rusuccurum (Dellus) und von Malliana (Milianah).*)

*) Itinerarium Antonini Augusti. Ed. Parthey et Pinder. Berolini 1848.

Die Verfolgungen, worauf sich die Inschrift bezieht, sind die, welche die ganze katholische Kirche Afrikas unter dem Ariarner Hunerich zu erleiden hatte. Die Verbannung ist diejenige, welche besagter Vandalenkönig über alle katholischen Bischöfe verhängte, und welche von 484 bis 494 dauerte, bis zu jenem Jahre nämlich, als König Guntamund den Katholiken ihre Kirchen und Bischöfe wiedergab. Donatus war also seit zwei Jahren in sein Vaterland zurückgekehrt, als er von den rebellischen Maurern getödtet wurde. Diese interessante Inschrift befindet sich jetzt im Museum von Algier.

In El Hadjeh wurde ebenfalls die schöne Statue des jugendlichen Bacchus gefunden, welche jetzt eine der Hauptzierden des Museums von Algier bildet.

Die Ruinen einer christlichen Basilika des einstigen Tanaramusa Castra sind noch zu erkennen. In denselben fand Verbrugger im vorigen Jahre (1861), unter vielen andern Alterthümern, auch einen höchst interessanten Gegenstand der kirchlichen Archäologie. Es ist dies eine sehr große und massive dreiarmlige Bronzelampe, auf welcher das christliche Symbol der Taube mehrmals in erhabener Arbeit angebracht ist. Ueberhaupt ist diese Lampe von einem Reichthum der Verzierungen, wie er bei Denkmälern aus jenem frühen Zeitalter der christlichen Kirche selten vorkommt.

Ein zweistündiger Ritt führte uns von Musajah nach unserm ersten Nachtquartier, dem Colonistendorfe El Affrum. El Affrum war ein ganz regelmäßiges, durchweg aus Stein gebautes Dorf. Ein Haus war genau wie das andere, einstöckig, solid und massenhaft, von eingefriedetem Gartenraum und Hof

umgeben. Aber welches war nicht mein Erstaunen, als ich das Dorf betrat! Keine Seele regte sich in dem Orte! Es schien ein Dorf der Todten zu sein. Nur in einem kleinen Wirthshause war etwas Leben und ich bekam, worauf ich nicht gehofft hatte, daselbst ein Bett für die Nacht.

Beim Abendessen kam die Rede auf den verlassenen Zustand des Dorfes und da erfuhr ich denn, daß dasselbe noch vor wenigen Jahren der Schauplatz des belebtesten, lustigsten Treibens gewesen, aber auf Befehl der Regierung von seiner Bevölkerung geräumt worden sei. Das Geheimniß war folgendes: Im Jahre 1848 hatte die damals republikanische Regierung, um mit Gewalt Algerien zu colonisiren, das aus etwa hundert Häusern bestehende Dorf auf ihre Kosten bauen lassen, und dann gesucht, Bewohner für dasselbe und zugleich Ackerbauer für das benachbarte, sehr fruchtbare, aber noch urbar zu machende Land zu finden. Zu diesem Zwecke hatte sie Jedem, der sich hier niederlassen wollte, den freien Besitz eines Hauses und von sechs Hektaren Landes zugesagt, unter der Bedingung, daß er binnen zwei Jahren den sechsten Theil seines Besitzthums urbar mache. Zudem verabreichte der Staat während dieser ersten zwei Jahre noch die Kost, in Gestalt von Militärrationen. Sollte man es glauben, daß Niemand die so leichten Bedingungen erfüllte? und daß Alle, welche sich hier eingesunden hatten, nach abgelaufener Frist wieder entlassen werden mußten?

Ein seltsames buntes Völkchen soll es gewesen sein, welches sich auf Einladung der Regierung hier versammelt hatte. Der französische Ackerbauer wandert nicht leicht aus. Statt seiner aber fanden sich genug ruinirte Kleinhändler, Kaffeetiers,

Perückenmacher, Friseure, ausgediente Polizeispione, unmöglich gewordene Schauspieler, stimmverlustrige Sänger, veraltete Priesterinnen der Liebe, ehemalige Croupiers aufgehobener Spielbanken, Schwindler, Taschendiebe, welche sich nach Ruhe sehnten, und wie all die Kategorieen schiffbrüchiger socialer oder antisocialer Stellungen in einer großen verderbten Weltstadt noch sonst heißen mögen, zur Colonisirung des afrikanischen Bodens und Civilisirung des Landes ein. Fast ohne Ausnahme waren diese Civilisatoren Pariser, und man mochte sich an der Seine wohl nicht wenig gefreut haben, solch unberechenbares Lumpengesindel losgeworden zu sein.

Dafür mußte nun die stille afrikanische Hochebene Zeuge der Ausschweifungen und leider auch Spitzbübereien der verpflanzten Großstädter werden. Keines dieser für Afrika allzucivilisirten Wesen dachte auch nur einen Augenblick an's Arbeiten. Ein liebliches dolce far niente war im Dorfe an der Tagesordnung; Kaffeehäuser, Billards, sogar ein Liebhabertheater halfen die Zeit angenehm todtschlagen. Man hatte vor der Hand keine Sorgen. Wurde man doch zwei Jahre lang von der Regierung unentgeltlich gesüttert. So wurde das kleine Dorf bald ein Abklatsch eines der schlechteren Quartiere von Paris; und wie alles Uebel, wenn es nur Sinnenreiz gewährt, immer uncivilisirte Völker anzieht, so fanden sich auch mit der Zeit mehr und mehr Beduinen als Besucher hier ein, lernten sich in Absinth betrinken, spielen und andere Tugenden der Civilisation. Nun war dies Alles anders geworden, und die Todtenstille, welche jetzt hier herrschte, bildeten einen grellen Contrast gegen das frühere allzu lustige Treiben.

In El Affrun war es, wo ich zum ersten Mal eine etwas ungewöhnliche Speise zu kosten bekam, nämlich nichts Geringeres, als Löwenbraten. Das Fleisch des Königs der Thiere war jedoch keineswegs der König der Fleische, sondern vielmehr zähe und lederartig und man brauchte kein Feinschmecker zu sein, um ihm gewöhnliches Rindfleisch vorzuziehen. Seine bestialische Majestät war von einem Araber geschossen worden, und zwar durchaus nicht auf die heroische Art, wie Gérard und in neuester Zeit Chassaing die Jagd zu betreiben pflegten. Bekanntlich erwarteten diese tollkühnen Löwentödter, deren Erzählungen das Aufregende von Schauderromanen übertreffen, den König der Thiere auf freiem Felde, und schossen erst dann los, wenn das Thier nur durch Sprungweite von ihnen getrennt war, und zwar feuerten sie immer nach dem Kopf. Fiel der Löwe nicht augenblicklich, so war der Jäger der größten Lebensgefahr ausgesetzt. Ein Sprung des Thieres und ein Griff mit seiner Tazze genügten, um dem tollkühnen Nimrod den Lebensfaden abzuschneiden. Darum hat man für nöthig gefunden, jene Explosionskugel, „Balle Devisme“ genannt, zu erfinden. Die bombenartig explodirende „Balle Devisme“ ist nämlich allein im Stande, den Löwen auf der Stelle zu tödten, während eine gewöhnliche Kugel selbst dem tödtlich Getroffenen fast immer noch Zeit läßt, auf seinen Gegner loszuspringen und ihm gefährliche Wunden beizubringen. Aber die Araber haben keine „Balle Devisme“. Ihre Art des Jagens ist sehr verschieden von der der Gérard, der Bombonnel und der Chassaing. Eine Anzahl Jäger hält sich des Nachts in einer unterirdischen mit Schießscharten versehenen Grube, Silo genannt, auf. Außerhalb wird eine Ziege

oder ein Schaf als Lockspeise für das Raubthier angebunden. Naht dann der Löwe und bemächtigt er sich des ausgesetzten Thieres, so wartet man, bis er so recht in seinen Schmaus vertieft ist, und oft erlegt ihn dann eine der gleichzeitig losgeschossenen Kugeln. Diese Art der Löwenjagd ist die vorherrschende in Afrika. Ihr liegen außer den Arabern jährlich noch eine Anzahl narver oder verrückter Touristen ob, welche gewöhnlich vor ihrer Abreise zu Hause das Gerücht verbreitet haben, sie gingen nach Afrika, „um Löwen zu schießen.“ Von den jungen Engländern, welche allwinterlich Algerien besuchten, kommen drei Viertel in der lautausgesprochenen Absicht hieher, „um Löwen zu schießen.“ Wenn sie Algier erreichen, erfahren sie erst, daß die Löwenjagd à la Gérard für sie gar nicht angenehm sei. Sie werfen sich dann auf die Löwenjagd im Silo. Nie jedoch, nie, so lange Menschen gedenken, ist es vorgekommen, daß einer dieser großen Renommisten einen Löwen geschossen hätte. Ich kannte Einen, der während vier Monaten jede Nacht im Silo zugebracht hatte und zuletzt seine eigene Ziege todtschoß und schwer zu überzeugen war, daß dieselbe kein Löwe sei. Die Meisten begnügen sich damit, eine Löwenhaut in Algier zu kaufen, um diese Spolia opima dann zu Hause im Kreise bewundernder Verwandten vorzuzeigen.

Am andern Morgen verließen wir El Affrun und setzten unsern Ritt nach Millianah weiter fort. Es war ein Apriltag und die Kühle des Morgens machte sich auf dieser Hochebene empfindlich fühlbar. Leichte Nebelschleier zogen sich am Fuße des 4800 Fuß hohen Dschebel Mufajah hin und schienen eine Wasserfläche zu bilden, aus welcher der Berg gleich einem mäch-

tigen Felseneiland sein majestätisches Haupt emportrug. Die eben aufgehende Sonne goß violette Tinten über das Nebelmeer und malte röthlichgelb das Gestein über ihm.

Um Mittag rasteten wir im Gebiete der Beni Aluan bei einem arabischen Lager, Bu Medi genannt. Die Zelte dieser Beduinen, aus Rinderhäuten gebildet, lagen in Gruppen von 20—30 im Stammesgebiete zerstreut. Jede Gruppe war von einer Umzäunung von Reifern und Dornen eingeschlossen, in welcher Nachts das Vieh untergebracht wird. Um diese Zelte lauerten eine Menge schakalartiger arabischer Hunde, so abgerichtet, daß kein Europäer sich ihnen nähern konnte, ohne angefallen, gebissen oder wohl auch zerrissen zu werden; ebenso wie die Hunde der französischen Colonisten den Araber ganz besonders hassen und beim Anblick eines Bernus auf den Träger desselben wüthend losfahren.

Milianah, welches wir gegen Abend erreichten, war wie Bldah, wie Medeah und wie der größte Theil Algiers, in seinen Gebäuden fast schon ganz französisch; nur die Moschee mit ihrem schlanken Minaret und das nie fehlende „Bain maure“ kündeten an, daß man sich in Afrika und in einem größtentheils muselmännischen Städtchen befinde. Milianah liegt auf einer Hochebene von 2700 Fuß über der Meeresfläche. Die Umgebung ist bergig, an niederer Vegetation ziemlich reich, jedoch arm an Bäumen. Einige Weinberge, von den Juden angelegt, und große Cactuspflanzungen bedecken die Höhen der niederen Ausläufer des 4000 Fuß hohen Dschebel Zaffar, an dessen Fuße das alte Städtchen gelegen ist.

Zahlreiche Alterthümer, welche man hier entdeckte, Steine

mit Inschriften, Sculpturen, Säulenreste, welche man in den von den Türken errichteten Stadtmauern als Bausteine benutzt fand, haben die Bedeutung, welche Milianah schon zur Römerzeit hatte, bewiesen. Dr. Shaw hat darin das römische Municipium Malliana erkannt. Dieser englische Archäologe wollte hier das Grab eines Enkels des Pompejus aufgefunden haben. In der That liest man auf einem römischen Sarkophag, der unweit der Moschee aufgestellt ist, den Namen D. Pompejus Cneji Filius, und wir wissen aus Martial, daß der Enkel des großen Pompejus entfernt von seiner Heimath und „in loco obscuro“ sein Leben endigte. So war also das römische Malliana, trotz seiner auf Luxus deutenden architektonischen Trümmer, dennoch ein „Locus obscurus“, wie so viele afrikanische Orte und wie das in neuester Zeit so viel besprochene Icosium, die Mutter Algiers, wahrscheinlich der obscurste der obscuren war.

Einige haben in diesem Grabe des D. Pompejus sogar die Ruhestätte des großen Pompejus selbst erkennen wollen. Freilich wissen wir nichts von einem andern Grabe des Triumvirn und Martial sagt (V. 74):

Pompejos juvenes Asia atque Europa, sed ipsum
Terra tegit Libyes; si tamen ulla tegit.

Dieses „terra tegit Libyes“ scheint allerdings dafür zu reden. Aber Malliana liegt doch ein wenig gar zu weit von Pelusium entfernt, wo der große Römer seinen Tod fand!

Malliana war während der christlichen Epoche, wie beinahe jedes Dorf in Afrika, Sitz eines Bischofs gewesen. Die Namen zweier dieser Würdenträger sind uns überliefert worden. Der

katholische Bischof Victor und sein Gegner der donatistische Bischof Nestorius erschienen 411 auf dem Concil von Karthago. Im Jahre 484 schickte Malliana seinen Bischof Paternus ebendahin, wo er zusammen mit den andern katholischen Bischöfen von Hunerich des Landes verwiesen wurde.

Der arabische Dersisch, Ahmed Ben Jussuf, der Nationaldichter der Algerie, scheint über die Bewohner Milianahs eine keineswegs schmeichelhafte Meinung gehegt zu haben. Sein Ausspruch über die Stadt und ihre Insassen lautet:

„Milianah! Du hast Wasser und Bäume in Menge, aber deine Bewohner sind ungerecht, deine Weiber herrschen, und deine Männer sind Sklaven!“

Ich war war nicht lange genug in Milianah um mich zu überzeugen, ob dieses wirklich ausschließlich der Wohnsitz von Pantoffelhelden sei, wie der Dichter zu glauben scheint.

Im Jahre 1830, als die Macht der Türken in Algerien gefallen war, und Jedermann glaubte, einen Fegen von ihrer Herrschaft an sich reißen zu können, fiel es dem marokkanischen Kaiser ein, einen Statthalter nach Milianah zu schicken, der auch wirklich einige Jahre daselbst regierte. Später gehörte die Stadt zu den Besitzungen des Emirs Abd-el-Kader, welcher seinen eigenen Bruder zum Bey von Milianah einsetzte. Seit dem 2. Juli 1840 ist es französisch.

Bei meiner Ankunft in Milianah gab ich mein Empfehlungsschreiben an den Chef des Bureau arabe, Hauptmann Bernard, ab, welcher mich einlud, an der Table d'hôte der Offiziere mein Mittagsmahl einzunehmen. An diesem Tische konnte ich wieder einmal so recht den Typus wenigstens des jüngeren

Theils der officiellen Franzosen in Afrika studiren. Die hier Anwesenden waren fast durchgängig jüngere Offiziere: lebhafteste, lebenslustige Leute, unbekümmert um das Land, in dem sie lebten, sich für nichts interessirend, was sie umgab. Was einen Touristen nach Afrika bringen konnte, das war diesen Herren ein vollkommenes Räthsel. Sie fanden am ganzen Lande nichts, was der Aufmerksamkeit so großer Helden würdig gewesen wäre. War der langweilige Dienst beendet, dann kannten sie keine andern Freuden, als Absinthtrinken, Cigarrenrauchen oder Piquetspielen. Das französische Afrika kümmerte diese Helden nicht viel. Sie hatten sich zwar bewogen gefunden es zu erobern, aber es kennen zu lernen, das mußte man ihnen nicht zumuthen. Sie hätten kein anderes Leben geführt, wenn sie, statt in Afrika, in Carpentras oder Pezenas, diesen französischen Krähwinkeln, ihre Garnison gehabt hätten.

Die Garnison Milianah's bestand aus einem der afrikanischen Strafbataillons, welche man gewöhnlich mit dem Scherznamen „Zephyrs“ benennt. Diese „Zephyrs“ sind für die Franzosen ungefähr das, was für die Ausländer in Frankreich die Fremdenlegion ist: ein wahres Refugium peccatorum. Die Art der Zusammensetzung beider Corps ist freilich verschieden. Die Fremdenlegion besteht aus Lumpengesindel, welches sich aus aller Herrn Länder freiwillig eingefunden hat; während die „Zephyrs“ französisches militärisches Lumpengesindel sind, welches man strafbarer Handlungen wegen zum Dienste in diesem Corps zwingt. Das hindert aber gar nicht, daß die „Zephyrs“ meist höchst lustige, amüsante Burschen sind, von denen man sich die drolligsten Streiche erzählt. Unter Anderem war jenes natur-

historische Phänomen, die berühmte Nüsselratte, die kunstreiche Erfindung eines „Zephyrs“, welcher das Wunder einer, mit einem Nüssel begabten Ratte durch Abschneidung des Schweifes einer andern und Anheilung dieses Appendix an die Stirn eines dieser Nagethiere hervorbrachte. Schon hatten Pariser Gelehrte das neue Thier beschrieben und classificirt, als man den Betrug entdeckte, zur nicht geringen Beschämung der Angeführten, und zum Bedauern des Zephyrs, für welchen der Verkauf dieser Ungethüme eine Goldquelle geworden war. Ich weiß freilich nicht, in wie fern dieses naturhistorische Wunder möglich war, und folgte in dieser Erzählung nur den allgemein geglaubten Berichten der französischen Offiziere. Was ich jedoch weiß, das ist, daß die Zephyrs große Anlage in Fabrication antiker Inschriften besitzen. Ich habe selbst eine phöniciische Inschrift gesehen, welche von Niemand Anders, als einem „Zephyr“ verfertigt worden war. Diese Inschriften sind oft so täuschend, daß z. B. ein archäologischer Dilettant aus Paris neulich eine solche als echt für 2000 Francs kaufte. Dieselbe gab freilich auch die überraschendsten historischen Aufschlüsse. Sie erzählte nämlich von einem Vordringen der Römer bis in den Sudan und der Anlage einer römischen Colonie in der Nähe von Tombukto. Ein solcher Fund war Goldes werth, denn dergleichen hatte bis jetzt noch kein Historiker geahnt.

Siebentes Capitel.

Das Scheliffthal.

Der jüdische Bagabund als Gefangener und Reisebegleiter. — Der Scheliff. — Das Getreidemeer. — Nachtlager bei den Beni Raschid. — Qualen der Nacht. — Verschiedene Arten arabischer Gastfreundschaft. — Ankunft beim Scheikh der Uled Jaïa. — Mageres Mittagsbrod. — Cactushaine. — Die Römerstraße. — Tigava Municipium. — Nachtlager bei den Uled Rhair. — Landschaft.

„Aber die Pferde, welche das Bureau arabe liefert, sind auch gar zu schlecht,“ seufzte ich zu Capitän Bernard, als ich eben die Rosinante anhinken sah, welche mir das Bureau auf Requisition verschafft hatte.

„Was wollen Sie Gutes auf Requisition haben?“ erwiderte der Hauptmann.

„Aber ich bin gerne bereit zu zahlen. Ich will nicht umsonst die Pferde der armen Araber reiten.“

„Das ist freilich etwas Andres! Wenn Sie zahlen, so können Sie das Pferd des Scheikhs selbst reiten.“

Und so war es auch. Nach einigem Warten verließ ich Miltanah auf einem herrlichen Hengst, für dessen Miethe ich dem Scheikh 5 Francs täglich zu zahlen hatte.

Der arabische Spahis, der mich bis Orleansville begleiten sollte, hatte zugleich — eine sonderbare Zugabe für mich — die Escortirung eines Gefangenen zu besorgen. Es war dieß ein armer jüdischer Bagabund, aus der marrokkanischen Stadt Mekines, einer der Residenzen des Kaisers Muley Mohamed, ge-

bürrig. Der arme Schelm stand im Verdachte, ein marokkanischer Spion zu sein, und sollte deßhalb per Schub in sein Vaterland zurückgebracht werden. Ein kläglich aussehendes, schmutziges, zerlumptes Wesen, das offenbar nicht willig die Reise antrat. Meine Begleitung, welche aus dem Spahis und einigen arabischen Maulthiertreibern bestand, hatte alle Mühe, den Sohn Abrahams dazu zu bringen, sich in Bewegung zu setzen. Mit krampfhafter Beharrlichkeit kauerte er am Boden, und viele Fußtritte der Gläubigen gehörten dazu, Freund Schmuhl zum Aufstehen zu bringen. Kaum hatte er sich aber erhoben, so verfiel er ins entgegengesetzte Extrem, sprang rechts hin und machte einen verzweifelten Fluchtversuch. Dieser scheiterte jedoch, und zwar nicht ohne mein Bedauern, denn diese Gesellschaft war mir begreiflicherweise nicht sehr angenehm. Nun mußte der elende Mensch die unfreiwillige Reise unter den Puffen, Stößen, Schlägen und Fußtritten der Gläubigen antreten. Alle meine Bitten, ihn etwas menschlicher zu behandeln, halfen nichts.

Von Milianah aus stieg unsere kleine Karawane langsam von den kahlen Höhen des Zaffar in das weite fruchtbare Thal des Scheliff hernieder. Diese prachtvolle Ebene, welche sich zu beiden Seiten des größten Flusses Algeriens hinstretcht, stand jetzt gerade in dem schönen Schmuck wogender Getreidefelder und gewährte, von den letzten Vorsprüngen des Zaffar aus gesehen, einen herrlichen Anblick. So weit man sehen konnte, war das ebene Land ein goldener Teppich, bedeckt von den der Reise nahenden vollen strohenden Aehren; kein Baum ragte aus diesem Glanzesmeere empor; kein Fels warf seine dunklen

Schatten über die edelsten Früchte des Bodens: nur der Scheliff zog seinen Silberfaden in einer tiefen Schlucht dahin zwischen zwei Wänden vom üppigsten fruchtbarsten Humus gebildet.

Am Fuße des Dschebel Zaffar und bereits in der Ebene des Scheliff begrüßte uns das kleine französische Colonistendorf Affreville, nach Monseigneur Affre, jenem Bischof von Paris, welcher 1848 auf den Barrakaden in der Seinstadt fiel, benannt. Affreville war ein officiellcs Dorf in einer Fiebergegend, von 80 Seelen bewohnt, deren Körper ihre Erhaltung vorzüglich dem Chinin verdankten. An diesem Punkte besand sich ohne Zweifel eine der Niederlassungen der Römer. Zahlreiche hier aufgefundenene antike Reste beweisen dieß. Das Museum von Algier besitzt ein in Affreville gefundenes Ossuarium. Es ist dieß ein Gefäß von Blei, mit einem Deckel, der eigenthümlicher Weise bei diesem Exemplare aus Efelknochen gebildet ist. Was war aber der römische Name von Affreville? Man hat, nach dem Itinerarium des Antonin schließend, angenommen, daß es das alte Zuccabar sein könne, welches auch Colonia Augusta genannt wird. Dennoch hat kein hier aufgefundenenes Denkmal diese Ansicht bekräftigt.

Ein leichter ebener Weg brachte uns in zwei Stunden von Affreville nach dem Colonistendörfchen Lavarande, am Flussufer gelegen. Die Brücke, welche hier über den Scheliff führt, ist zweifelsohne römischen Ursprungs, wie so ziemlich alle Brücken der Algerie, aber sie ist von den Arabern in einer solchen Weise restaurirt worden, daß es schwer wird, die ursprüngliche Bauart zu erkennen. Hier verließ unsere kleine Kara-

wane das rechte Ufer, um von nun an bis Orleansville auf dem linken dem Laufe des Flusses zu folgen. Lavarande erfreut sich, so wie Affreville, und wie überhaupt alle Orte im Scheliffthal, eines Fieberklima's.

„Warum“ so fragte mich im Weiterreiten der Spahis, „wählen die Franzosen so oft ungesunde Lagen zur Gründung ihrer Colonistendörfer?“

„Wahrscheinlich aus demselben Grunde,“ antwortete ich ihm, „aus welchem in Spanien, wie ein castilianisches Sprichwort sagt, zur Zeit der Mittagshitze auf den Straßen nur Franzosen und Hunde angetroffen werden.“

„Die Franzosen sind eine große Nation. Sie fragen wenig nach dem Leben von armen Teufeln,“ sagte sententiös der gefangene Betteljude, der uns überhört hatte.

Unweit von Lavarande bemerkte ich zwischen dem Ufer und dem Wege einen Haufen römischer Ruinen. Die Araber nennen diesen Punkt El Khadra. Man entdeckt hier längs des Flusses noch die Reste eines antiken Quais, sowie den gegen Osten gelegenen Beerdigungsplatz. Die Ruine einer römischen Brücke hängt majestätisch über der Woge des Scheliff und deutet an, daß El Khadra zur Zeit des Königsvolks einige Bedeutung gehabt haben muß. Das Itinerarium des Antonin läßt uns an dieser Stelle die Lage von Oppidum novum vermuthen.

Der Scheliff ist zwar der größte Fluß der Algerie, ja vielleicht des ganzen Maghreb, aber er ist dennoch weit entfernt davon, nach europäischen Begriffen ein großer Fluß zu sein. Seine Länge beträgt freilich von seinen beiden Hauptquellen an, von welchem die eine in der Dase Tiaret, die andere in der

Dase des Dschebel Amur im Herzen der Sahara entspringt, beinahe achtzig deutsche Meilen. Aber seine Breite, seine Tiefe, und sein Wassergehalt sind höchst unbedeutend, und sichern ihm den Namen eines Flusses, statt eines Baches, nur hier, in einem Lande, wo ein das ganze Jahr hindurch fließendes Wasser eine Seltenheit ist. Die Araber nennen den Scheliff ihren großen Fluß, ähnlich wie die Juden den Jordan groß nannten, dessen Proportionen bekanntermaßen doch so bescheiden sind.

An der Stelle, welche wir jetzt durchritten, wurde das Flußthal durch einen Ausläufer des 6100 Fuß hohen Berges, des Dschebel Dui, eingeengt. Dieses majestätische Gebirge beherrschte mit seiner dunkeln Masse weithin das lachende Gefilde. Auf seinen Höhen haufen halb wilde kaum, unterworfenene Beduinenstämme, wahrscheinlich die Nachkommen jener Völker, deren Rebellion einst dem Comes Theodosius so viel zu schaffen machte. Der Abend des ersten Tages seit meiner Abreise von Milianah sollte uns in das Lager eines arabischen Scheikhs, Namens Mustapha ben Hamed, des Oberhauptes der Ulad Jaïa, bringen. Aber durch Freund Schmuhl's Widerspenstigkeit verspätet, mußten wir bei einem andern arabischen Staume, den Beni Raschid, übernachten.

Nun kann Jeder, der vom Bureau arabe empfohlen ist, auf die officiële Gastfreundschaft der Araber Anspruch machen, die einen Theil ihrer Contribution an die Regierung bildet. Aber um sein Recht auf dieselbe zu beweisen, dazu gehört auch ein officiëles Schreiben. Ein solches besaß ich zwar an den obengenannten Scheikh, nicht aber an die Beni Raschid, bei denen mich mein Unstern jetzt zwang, zu übernachten. Leider ist die

sprichwörtliche freiwillige arabische Gastfreundschaft mit der Franzosenherrschaft fast ganz verschwunden, und jetzt existirt für Europäer nur noch jenes Bastardkind derselben, die officielle, von der Regierung für ihre Schützlinge anbefohlene. Ueberhaupt hat man das Verdienst, welches in der Gastfreundschaft dieser Völker liegt, übertrieben, da die Bequemlichkeiten, welche dem Gaste geboten werden, so unbedeutend sind, daß derselbe seinem Wirthe weder Mühe noch Kosten verursacht. Worin die freiwillige Gastfreundschaft der Beduinen ihren Stammesgenossen gegenüber bestehe, das sah ich hier bei den Beni Raschid. Ein unbewohntes Zelt, welches Gemeineigenthum war, und bei Tage als Moschee diente, wurde des Nachts den Durchreisenden überlassen, um dort ihr müdes Haupt auf dem harten und nackten Fußboden auszuruhen. Hätte ich nicht den Spahis bei mir gehabt, dessen militärischer Stand, verbunden mit seiner Eigenschaft als Araber, einigermaßen imponirte, so wäre ich zweifelsohne hungrig eingeschlafen. Aber der Dringlichkeit dieser immerhin von den Arabern, welche eine lächerliche Furcht vor Allem, was Uniform trägt, hegen, mit Respect behandelten Persönlichkeit gelang es endlich, einen Beduinen zur Herausgabe von ein Paar Eiern zu bewegen. So wurde es mir möglich, wenigstens den dringendsten Hunger zu beschwichtigen. Der Durst mußte freilich unbefriedigt bleiben; denn obgleich man annehmen sollte, daß diese Stämme, denen Wein und Bier verbotene, und oft unbekannte Dinge sind, wenigstens alle Mittel anwenden würden, um sich gutes trinkbares Wasser zu verschaffen, so begnügen sich doch sehr viele mit nichts Besserem als schlammigen Pfützenwasser, und selbst dieses müssen sie oft

eine halbe Meile weit holen. So stammte denn auch das Wasser bei den Beni Rachid aus einem röthlich-gelben Blutigelteiche der Nachbarschaft.

Jetzt standen mir noch die Qualen der Nacht im Beduinenzelte bevor. Von der Art und Weise wie diese Kinder des Tell in ihren Zelten zu übernachten pflegen, hatte ich mir bis jetzt nur einen höchst unvollkommenen Begriff gemacht. Hier sollte ich die Lebensweise der Beduinen in ihrer ganzen Nacktheit kennen lernen und gezwungener Weise mitmachen; denn jenen obligaten Reiseapparat, bestehend aus Zelten, Betten, Küchenbatterie, Cantine und dergleichen, welchen man im Orient nicht entbehren kann, hatte ich bei dieser meiner ersten Tour in Algerien gänzlich verschmäht, da mich die Offiziere des Bureau arabe versicherten, ich würde fast überall Unterkommen auf europäische Weise finden, und wenn ich je einmal bei den Eingebornen übernachten müßte, so sei dieß nur bei Raids oder Scheikhs, wo dem officiell Empfohlenen immer alle erwünschten Bequemlichkeiten geboten würden. So wäre es auch gewesen, hätte nicht die Langsamkeit des marokkanischen Betteljuden unsere Pfade gehemmt. Aber diese etwas harte Strapaze, zu welcher ich jetzt verurtheilt war, hatte wenigstens den Vortheil, mir ein Stück Wahrheit vom Beduinenleben, welches den meisten Reisenden entgeht, zu offenbaren. Denn nur wenige Touristen bekommen von dem Leben der Eingebornen eine andere, als die officielle Seite zu sehen. Jene Schaaren junger Engländer, welche unter dem selbsttäuschenden Vorwand, der Löwenjagd obzuliegen, alle Jahre Algerien durchziehen, haben gewöhnlich ihre Taschen voll Empfehlungsbriefe an die Scheikhs, Agha's und

Baschagha's, bei denen sie mit dem officiellen Auskuffuh der Stabsoffiziere abgefüttert und zuweilen auf Löwenhäute gebettet werden, letzteres wahrscheinlich, um sie für die Enttäuschung ihrer stets erfolglosen afrikanischen Jägerlaufbahn zu trösten. Sie sehen nur die aufgeputzte officielle Seite, den Sonntagsstaat der arabischen Gastfreundschaft, welche die Franzosen so bezeichnend „hospitalité d'apparat“ benannt haben. Das hindert aber diese jungen Springinsfelde gar nicht, später ihre Reiseeindrücke als Schilderung des wahren Treibens und Lebens, der wahren Sitten der Beduinen zu geben. Aus diesen und ähnlichen Quellen stammen so viele falsche Ideen, die man sich in Europa über das Beduinenleben macht. Das wahre Leben der Beduinen ist, was Comfort oder vielmehr Nichtcomfort betrifft, ungefähr dieses: Sie wohnen in unschließbaren, Wind und Regen offenen Zelten, aus schmutzigen Rinderhäuten gebildet; sie schlafen auf der harten Erde, welche nur der Reiche mit einer Strohmatten bedeckt, essen gewöhnlich nichts als saure, ölige Gerstenteige, welche sie euphemistisch Brod benennen, und trinken meist schlammiges Wasser. Kaffee und Tabak, welche Dinge eine falsche Vorstellung der meisten Europäer als unentbehrlich für jeden Muselman hält, sind dergestalt Luxusartikel, daß man sie nur bei den reicheren Scheikhs und Raids antrifft.

Ueberhaupt gilt Tabakrauchen im ganzen Maghreb (Nordwesten von Afrika) für eine Gewohnheit, welche beinahe Unrecht ist, d. h. Tabakrauchen ist zwar nicht Haram (Sünde), aber es ist Makruh (verabscheuungswürdig). Kaffeetrinken galt früher für Rib (eine Sache, deren man sich schämen muß), und kein Sohn durfte vor seinem Vater oder Oheim, kein Jüngling vor

einem Greise das luxuriöse Getränk schlürfen. Mein Freund, Hadsch Hamed in Algier, pflegte immer jungen, selbst 25jährigen Männern Ohrfeigen zu geben, wenn dieselben sich erlaubten, in seiner Gegenwart Kaffee zu trinken oder Tabak zu rauchen.

Die Kleidung der Beduinen ist gewöhnlich ein alter zerlump-ter Bernus, welcher Tag und Nacht getragen und nie gewechselt wird, bis er das Möglichste an Zerlumptheit, Fetzenhaftigkeit und Alter geleistet hat.

Auffallend war es mir, je mehr ich mit dem wahren Leben der Beduinen bekannt wurde, zu finden, wie sehr dieses Leben dem entsprach, welches schon im Alterthum die Maurer oder Maurusier, welche eben dieselben Gegenden Afrika's bewohnten, geführt hatten. Ich habe schon oben gesagt, daß die meisten der Beduinen, welche sich selbst für Araber halten, autochthonen, d. h. berberischen oder kabyllischen Ursprungs sind. Deshalb kann man jene Maurusier, deren rauhes Leben uns Prokopios schildert, mit Recht für die Vorfahren vieler der heutigen Beduinen der Algerie halten. Der Geschichtschreiber des vandalischen Krieges sagt über diese Autochthonen Afrika's (Prokopios, de Bello vandalico. II.):

„Die Maurusier führen das rauheste, abgehärtetste Leben. Sommer wie Winter kleiden sie sich auf dieselbe Weise und legen ihre Kleider auch des Nachts nicht ab. Ein faltiges Übergewand (*τριβώνιον*) und ein grobes Untergewand (*χιτών*) sind ihre einzigen Kleidungsstücke. Sie schlafen auf dem nackten Boden (ganz wie heute die Beduinen). Nur die Reichen betten sich auf Thierfellen. Sie wohnen in Hütten, deren Luft verpestet ist. Alle feineren Lebensmittel, selbst so einfache, wie Brod und

Wein, sind diesen Barbaren unbekannt. Das Einzige, was sie genießen, ist Gerste und Roggen, welche sie, ohne dieselben zu Broden zu backen oder zu mahlen, nach Art des Viehes verzehren (*ἢ τὰ ἄλλα ζῶα ἐσθίουσι*).

Man möchte fast glauben, der Schreiber dieser Worte habe die heutigen Beduinen gekannt. Und doch lebte er zur Zeit Belisar's!

Da meine Leute als Araber auf die gewöhnliche, nicht officielle Gastfreundschaft ihrer Stammverwandten Anspruch machen konnten, so ließen sie sich in dem erwähnten leerstehenden Zelte der Gastfreundschaft auf bloßer Erde nieder und ich war froh genug, an ihrer Seite Platz nehmen zu können. Das Abendessen meiner Begleiter bestand aus nichts Weiterem, als jenen sauren, öligen, fettglänzenden Gerstenmehlsteigen, die der Araber Khobs (Brod) zu nennen für gut findet, die aber mit Brod nichts gemein haben, als die Form.

Mitten im Zelte der Gastfreundschaft war des kühlen Abends wegen ein Feuer aus Reisern angezündet worden. Der Rauch mußte sich das Loch, welches die Stelle der Thüre vertrat, zum Auswege erwählen. Im Kreise um dieses Feuer brachten wir denn, auf den Sätteln und Decken unserer Pferde sitzend, in Gesellschaft einiger zwanzig fahrender Bettler, welche unsere Mitgäste waren, den Abend zu. Da an keine abge sonderte Lagerstätte zu denken war, blieb mir nichts übrig, als dem Beispiel meiner Zeltgenossen zu folgen, welche auf derselben Stelle, wo sie nun gerade des Abends am Boden kauern mochten, dem Schlummergotte in die Arme sanken.

Ich nahm also ebenfalls die liegende Stellung an. Da

jedoch um mich herum Alles in so lauten Tönen schnarchte, wie sie nur ein Araber hervorzubringen im Stande ist, so war an's Schlafen lange nicht zu denken. So blickte ich denn hinaus zur Zeltesthür nach dem sternenhellen Himmel, dem matter Mondes-schimmer entwallte und die seltsamen Gestalten neben mir in scharfen Umrissen beleuchtete. Die Nacht war von empfindlicher Kühle, so daß ich gewünscht hätte, der Eingang wäre nicht nur ein Loch, sondern eine Thüre gewesen. Mein Lager war von ungewöhnlicher Härte. An einen Teppich war bei diesen armen Beduinen natürlich nicht zu denken gewesen; statt dessen diente mir eine von meinem Spahis erbeutete Strohmatten; aber dieselbe war sehr dünn und der harte Boden, die nackte Erde, auf welcher sie lag, ließ sich deutlich mit all ihren Rauheiten durchempfinden.

Ich mochte vielleicht eine Stunde geschlafen haben, als plötzlich ein donnerndes Geschrei mich aufschreckte. Ich sprang empor und glaubte schon das Zelt stünde in Brand, als ich zu meinem nicht geringen Erstaunen bemerkte, daß besagtes Zetergeschrei weiter nichts Anderes sei, als ein gemüthliches Zwiegespräch einiger Beduinen, welche sich in einem wachen Augenblick den Annehmlichkeiten der Conversation hingaben. Ein anderer Ton des Sprechens, als ein donnerartiges Brüllen ihrer ohnehin schon äußerst tiefstönigen Bassstimmen, muß diesen lebenswürdigen Schlafzimmergenossen als eine Entäußerung ihrer Männerwürde vorkommen, denn stets, selbst zur Seite eines Krankenlagers, unterhalten sie sich mit stentorartigem Geschrei oder, richtiger gesagt, Gebrülle.

Steif an allen Gliedern und wie gerädert, stand ich am

Morgen von meinem harten Lager auf. Zu den Unannehmlichkeiten der Nacht war außer der Härte des Lagers noch das Ungewohnte des Schlafens in den Kleidern gekommen, für welches meine europäische Tracht sich als durchaus nicht geschaffen erwies. In den weiten orientalischen Gewanden kann man so ungenirt, wie zwischen Bettluchern, übernachten. Die Beduinen legen ihre Kleider niemals ab, und sind gewohnt, auf dem härtesten Boden und in freier Luft zu schlafen. Wie sehr sich aber ein Europäer abhärten müsse, um es so weit zu bringen, dieß ohne Unbequemlichkeit thun zu können, davon hatte ich hier einen Beleg.

Eine weitere nicht geringe Unannehmlichkeit der Nacht im Beduinenzelte war das allzuhäufige Vorhandensein jenes gewissen Thierchens, welches Mephistopheles in Auerbachs Keller so schön besang. Obgleich ich nicht gleiche Verpflichtungen mit den „Herren und Damen am Hofe“ in besagtem Liede hatte, so machte es mir doch die Anzahl der Exemplare dieses Springinsfelds unter den Insecten unmöglich, mir eine fühlbare Erleichterung zu verschaffen.

Schon um 4 Uhr Morgens war Alles Leben im Lager. Die Hähne krächten, zahlreiche schakalartige Hunde stimmten ein ohrenzerreißendes Geheul an, die Esel und Maulthiere sangen ihre eigenthümliche melancholische Weise und die Araber, meine Nachbarn, singen an, in fetten Gutturalsen sich guten Morgen zu wünschen. An weitere Ruhe war nicht zu denken, obwohl ich kaum drei Stunden geschlafen hatte, und nach dem französischen Sprichworte „qui dort dine“ mein leerer Magen des Schlafes bedurfte. Zudem zeigte mir die anbrechende Tages-

dämmerung den Ort, wo ich geruht hatte, als so häßlich und ekelhaft, daß ich froh war, davon eilen zu können.

Meine Reisegefährten waren schon lange vor Tagesanbruch munter geworden. Die Araber kennen eine regelmäßige Nachtruhe durchaus nicht und wissen eine solche nicht zu schätzen, da sie, was Schlafen betrifft, fähig sind, zu jeder beliebigen Stunde des Tages das Versäumte nachzuholen. Sie legen sich spät nieder und stehen früh auf und selbst der kurze nächtliche Schlummer wird nicht selten durch gemüthliche Plauderstündchen unterbrochen. Aber sie schlafen bei Tage. Die arabische Nacht ist aus Wachen, der arabische Tag aus Siesten zusammengesetzt.

Der unfreiwillig mit uns reisende Jude war jetzt so weit gezähmt, daß er auch ohne die beständigen Püffe und Schläge, mit welchen die Araber so freigebig gegen ihn waren, folgte.

Sechs Stunden eines Mittes durch ein leichtgewelltes, baumloses Getreideland brachten uns nach der Wohnung des Scheikhs der Ulad Jaja, welche eigentlich am Abend vorher unser Nachtquartier hätte bilden sollen. Dieser Scheikh hatte schon einen Fortschritt in der Civilisation gemacht und das Zelt aufgegeben. Sein Haus bestand aus einer Art von großen, aus Stein gebauten Karawanserei: eine geschmacklose Steinmasse, die ihm ein französischer Ingenieur für theures Geld hingesezt hatte.

In einem länglichen, niedrigen Zimmer mit Backsteinwänden, dessen einziges, jedoch unbenutztes Möbel ein alter französischer Lehnstuhl war, saß der Scheikh auf dem Boden kauend, umgeben von den Honoratioren seines Stammes. Nachdem er den Brief, welchen mir das Bureau arabe an ihn mitgegeben, gelesen hatte, lud er mich ein, auf dem alten zerlumpten Sessel

Platz zu nehmen, was ich jedoch aus Rücksicht für die arabische Sitte nicht annehmen wollte, und mich statt dessen ebenfalls, wie der Scheikh und seine Unterthanen, auf der Strohmatte des Fußbodens nieder setzte. Der gefangene Betteljude benahm sich zu meinem Erstaunen hier mit der größten Ungenirtheit. Beim Eintreten ging er auf den Scheikh zu, machte den arabischen Gruß, welcher aus Berührung der Hand des Begrüßten und darauf folgendem Küssen der eignen Finger besteht, gerade, als wäre auch er ein arabisches Stammesoberhaupt und nicht ein von den Gläubigen bei jeder Gelegenheit mit Füßen getretener jüdischer Vagabund gewesen. Aber so groß ist die kindliche Einfachheit dieser Stämme, daß solche Familiarität nur mir als unpassend auffiel. Darauf ließ sich Freund Schmuhl unaufgefordert und mit königlicher Gelassenheit in dem von mir aus Bescheidenheit ausgeschlagenen altväterischen Lehnstuhl, dem einzigen über den Boden hervorragenden Gegenstande im ganzen Zimmer, nieder. Dort thronte er, wie ein altägyptischer König über einer auf dem Boden kauern den Sklavenrotte. Ein grösster, trotz seiner barbarischen Häßlichkeit komischer Anblick! Aber auch das fiel den Arabern nicht auf. Der thronartige Sitz, welchen der Jhudi usurpirt hatte, schien ihnen nicht die geringste Idee eines Rangvorzugs vor dem Hocken und Kauern auf dem Fußboden zu versinnlichen.

Ehe der Scheikh sich weiter mit uns beschäftigte, wurden mir die gewöhnlichen, in vornehmen muselmännischen Häusern unvermeidlichen, drei Täßchen unverzuckerten und nicht durchgeseihten schwarzen Kaffees gereicht, die ich zu meiner nicht geringen Labung mit Wollust einschlürfte. Ich hatte seit Milianah

keinen Tropfen des lieblichen braunen Getränks über die Lippen gebracht und empfand jetzt, wie werthvoll uns Entbehrung selbst die trivialsten Güter der Civilisation machen kann.

Mein Spahis hatte, nicht ohne meine Aufforderung, ein Wort von meinem ausgehungerten Zustande fallen lassen und nun erhielt ich die köstliche Nachricht, daß der Scheikh befohlen habe, man solle mir zum Mittagsmahl ein Huhn zubereiten.

Das versprochene Gericht erschien denn auch nach über Erwarten kurzer Zeit. Das abgefottene Huhn, in einen Brodfuchen eingewickelt, lag in einem zierlichen, aus dünnem Stroh geflochtenen Körbchen, welches die Stelle der Schüssel vertrat. Das Brod war jene ölige, saure Gerstenteigmasse, die ich schon vom vorhergehenden Abend als unefßbar kannte. So war ich denn einzig und allein auf das Huhn zur Stillung meines Hungers angewiesen. Aber leider war dieses der Patriarch des Hühnerstalls gewesen; sein Fleisch bestand nur aus strick- oder lederartigen Fäden, so daß ich mich wenig an seinem ehrwürdigen Körper vergriff und nur bedauerte, daß man das arme Thier nicht zum Troste seiner Urenkel hatte fortleben lassen. Aber so machen es die Araber immer. Nur durch Altersschwäche erringen ihre Hühner ein Recht auf das Geschlachtetwerden. Außerdem wird bei ihnen alles Fleisch unverzüglich nach der Schlachtung zubereitet, und auch nur oberflächlich gekocht, so daß es nie eine gewisse Halbbrohheit verliert. Als eine letzte Hülfe in der Noth begrüßte ich eine Schüssel voll der hier allwärts beliebten Sauermilch (arabisch Leben), welche der Scheikh die gute Idee gehabt hatte, mir anzubieten.

Mein Wirth, der Scheikh der Ulad Jara, war ein Mann

von etlichen sechzig Jahren. Dieses immerhin anständige Alter verhinderte den Biedermann jedoch gar nicht, im Besiz von drei jugendlichen Gattinnen zu sein. Die Gemahlinnen dieses Würdenträgers waren die einzigen Frauen des ganzen Stammes der Ulad Zaïa, welche nicht auf dem Felde zu arbeiten brauchten. Diese Damen führten so ziemlich das Leben der Moresken von Algier, d. h. sie widmeten sich ausschließlich dem *Dolce farniente*. Wie Jene, so liebten sie über die Maßen die Annehmlichkeiten des maurischen Bades, und der Scheikh hatte ihnen denn auch ein solches bauen lassen müssen: ein unerhörter Luxus für das Haus eines Beduinenchefs. Eben sah ich einen riesigen Neger mit Heizung des Badesofens beschäftigt, um den Schönen das tägliche Lieblingsvergnügen der Abbrühung zu verschaffen.

Von El Fondouk, so hieß die Niederlassung der Ulad Zaïa, führte mich ein kurzer Ausflug nach den in der Nähe gelegenen römischen Ruinen, von den Arabern Zedin genannt. Die Reste eines Aqueducts, welcher einst das Wasser von dem unweit sich erhebenden Dschebel Arib hieherführte, waren noch sichtbar. Auch ein römisches Weerdigungsplatz, zweifelsohne aus der christlichen Zeit, war deutlich zu erkennen. Der römische Name dieser Station ist bis jetzt noch auf keiner Inschrift entdeckt worden. Seiner Lage nach möchte ich jedoch Zedin für das *Garrha* des Ptolemäos halten, welches nach ihm in geringer Entfernung nordwestlich von *Oppidum novum* lag. Des Itinerar des Antonin erwähnt *Garrha* nicht, weil dieses nicht am Flusse lag und weil die Straße des Itinerars dem Scheiff entlang führte.

Eine Stunde von der Niederlassung des Scheikhs der Zaïa entfernt, begrüßten wir eine kleine europäische Colonie, 1857 an

der Stelle, wo der Ued Ruina, ein kleines unbedeutendes Bächlein, sich in den mächtigeren Scheliff ergießt, gegründet. Unsere Pfade weiter lenkend, durchritten wir immer noch das goldene Aehrengefilde des Scheliffthals. Kein Baum zeigte sich rechts und links; nur hie und da wurde das gelbe Aehrenmeer von einer Anpflanzung riesiger Stauden der *Opuntia* unterbrochen, jener Cactusart, deren Frucht die sogenannte berberische Feige ist, welche die Araber *Karmus el Ansara*, d. h. Feige der Christen, nennen. Bei Algier wächst die Cactus immer nur als Heckenpflanze an den Seiten der Pfade. Hier aber gab es ganze Obstgärten oder Haine, in welchen die stachelige Pflanze baumartig gezogen wurde. Diese Gärtchen bildeten regelmäßige Vierecke, welche gleich dunkelgrünen phantastischen Würfeln in die lichtgelbe Ebene hineingeworfen schienen. In dieser Jahreszeit standen die stacheligen, wildverzweigten Haine gerade im Schmuck ihrer orangengelben, glockenförmigen Blüthen, welche stiellos unmittelbar aus dem fetten, massenhaften Blatte hervorragten. Einen lieblichen Zauber gewährten diesen Hainen der Cactus *Opuntia* die Blumen einer windenartigen Pflanze, welche sich dicht um die wildverzackten Stämme schmiegte und an ihnen hinaufkranzte. Es war dieß die schöne *Boralea bituminosa* mit ihren himmelblauen Blüthenknüpfen, welche überall zwischen dem Grün und Orangegold der Blätter und Blumenglocken der *Opuntia* hervorblühten.

Nachdem wir schon seit mehreren Stunden Ued Ruina hinter uns gelassen hatten, stießen wir abermals auf einen Haufen römischer Ruinen. Die Eingebornen geben diesem Orte den Namen *Imulga*. *Imulga* liegt am linken Ufer des Flusses;

ihm gegenüber am rechten sieht man jedoch ungleich bedeutendere Reste römischer Bauten an der Stelle, welche die Araber Ued Taria nennen.

Das Scheliffthal war offenbar eine der großen Heerstraßen der Römer gewesen. Durch sie führte ein Hauptverbindungs-
weg, welcher von den Grenzen der Mauritiana Tingitana über Malliana nach Rufuccurum, dem heutigen Delys, lief. Denn man möchte sich wohl schwerlich irren, wenn man die Straße, welche das Itinerarium des Antonin von Calama über Mina nach Malliana und Rufuccurum angiebt, zum Theil dem Laufe des Scheliffs entlang suchte.

Bei dieser Anwendung des Itinerars erhalten wir für Ued Taria das Tigava Municipium des Antonin, das Tigavae des Plinius. Das Itinerar giebt die Entfernung von Tigava Municipium (nicht zu verwechseln mit Tigava Castra) 50 Milliarum von Malliana an. Da die Entfernung Ued Taria's von Malliana etwa 70 Kilometer oder ungefähr 10 deutsche Meilen beträgt, so trifft dieß genau mit der Angabe des Itinerars zusammen, denn 5 Milliarum sind bekanntlich bis auf einen geringen Bruchtheil gleich 7 Kilometer.

Es ist kaum wahrscheinlich, daß das Tigava des Ptolemäos mit dem Tigava des Itinerars identisch sei, da ersteres um 3 Grad östlich von Malliana (dem Manliana des Ptolemäos) angegeben wird, während es doch 30 Minuten westlich davon liegt. Ptolemäos giebt aber 35 Minuten westlich von seinem Manliana ein Bagae an, welches Wort vielleicht eine Verstümmelung des Namens Tigava darstellt.

Der Name Tigava ist nach Gesenius phöniciſchen Ursprungs.

und heißt eigentlich Beth gi Baal (בֵּית-גִּי-בַּעַל), welches „Haus des Baal“ bedeutet.

Tigava war in der christlichen Periode Mauritaniens ein Bischofssitz und wird als Episcopatus Tigabitanus erwähnt. (Siehe Morcelli Africa Christiana. Brixiae 1816.) Die Namen dreier seiner Bischöfe sind der Vergessenheit entgangen.

Da der Scheliff an dieser Stelle nur wenige Schuh Tiefe bot, so war es mir eine Kleinigkeit, mit meinem Pferde von Tmulga aus hindurchzuwaten, um die Ruinen des gegenüberliegenden Taria in Augenschein zu nehmen. Diese waren wirklich beträchtlich, und ließen auf die nicht geringe Wichtigkeit des alten Tigava schließen. Der Quai am Scheliff, aus mächtigen Quadersteinen gebildet, war beinahe noch ganz erhalten. Der Beerdigungsplatz war deutlich zu erkennen. Am besten conservirt zeigte sich jedoch der römische Aquaduct, welcher noch jetzt das Wasser von dem eine Meile östlich gelegenen Ain Sultan hierherleitet.

Die Araber nennen diesen Aquaduct sonderbarer Weise Kasr Bent-es-Sultan, d. h. das Schloß der Sultanstochter. Dieser Name ist zu ausdrucksvoll, um nicht, wie so viele arabische Ortsbenennungen, den Stoff zu einer Sage geliefert zu haben. Die Sultanstochter, welche in dem Schlosse wohnt, ist freilich nur ein Wasserstrahl, aber mit welchen Kränzen von Poesie hat nicht die Phantasie des Orients die Quellen und Brunnen, dem Orientalen das Liebste und Geschätzteste in jeder Landschaft, umwoben? Wer sollte sich wundern, wenn die Araber eine Quelle zu einer Sultanin erhoben, oder umgekehrt eine Sultanin in eine Quelle verwandelt hätten? Jetzt noch ein ver-

wunschener Prinz, der Sohn eines Maurenkönigs, oder der Berggeist des Dschebel Dui, welcher die im Riesenschlosse gefangene Sultanstochter befreit und freit, und das Märchen ist vollendet.

Nach einem Ritte von vier bis fünf Stunden von El Fonduf aus erreichten wir das Zeltlager des Stammes der Ulad Khair, wo uns die Nacht überraschte. Es war dieß ebenfalls ein Nachtquartier, auf welches uns das Bureau arabe in Milianah nicht vorbereitet hatte; denn nach dem ursprünglichen Reiseplan hätten wir Orleansville in zwei Tagen erreichen, und nur einmal unterwegs und zwar bei den Beni Jara übernachten sollen. Aber durch Freund Schmuhs halstarriges Gebahren war unsere Reise von Anfang an verspätet, und so alle Stationen verändert worden. Meine Reisegefährten machten sich in ihrer Eigenschaft als Araber aus der Unbequemlichkeit, welche hieraus erwuchs, natürlich nicht das Geringste, aber einem unglücklichen Europäer, wie mir, konnte es nicht gleichgültig sein, ob ich noch eine arabische Abhärtungsnacht auf steinartigem Lager beim Insectenkampfe zu durchwachen haben würde, oder nicht.

Die Ulad Khair waren ein Stamm, welcher, nach dem äußern Eindruck zu urtheilen, wo möglich noch dürftiger sein mußte, als der der Beni Raschid. Ich wäre also unfehlbar ohne Abendimbiß geblieben, hätte ich nicht die Vorsicht gehabt, des Nachmittags von einem Colonisten am Ued Ruina etwas gesalzenes Fleisch und eine Flasche Wein zu kaufen. Als ich nun anfang, inmitten eines Beduinentreises in dem öffentlichen „Zelte der Gastfreundschaft“ sitzend, meinen Hunger und Durst mit europäischen

Victualien zu stillen, da sah ich zu meiner nicht geringen Heiterkeit, welchen Scandal bei diesen fanatischen Muselmännern meine Lebensmittel erregten. Denn das Fleisch gehörte dem unreinsten aller Thiere an und Wein ist ohnehin jedem Gläubigen ein Horror. Zu meiner Freude hatte ihr Abscheu vor dem schweinefleischessenden Ungläubigen die Folge, daß Keiner für die Nacht in meiner Nähe sein Lager wählen wollte, wodurch ich wenigstens freien Spielraum und eine, wenn auch immerhin höchst unbequeme, doch unbeengte Lagerstätte bekam.

Um fünf Uhr Morgens brachen wir auf und ritten, wie am Tage zuvor, dem Fluß entlang. Man zeigte mir eine Stelle des Scheliff, wo das unglaubliche Factum stattgefunden haben sollte, daß nämlich ein Beduine in diesem wasserarmen Flusse ertrunken sei. Die Ufer des Scheliff waren immer noch meist nur von niederer Vegetation umringt. Stets noch suchte ich umsonst nach einem Baume, ja nach einem andern Strauche, als der dornigen Cactus. Dennoch hatte diese Gegend ihren eigenthümlichen Reiz. Im goldstrahlenden Süden verleihen die Herrlichkeiten einer Beleuchtung voll warmer Tinten und glühender prachtvoller Farbentöne selbst einer Wüste einen unwiderstehlichen Zauber.

Dieser dunkle tiefblaue Himmel, hier und da unterbrochen von einem zitternden rosigen Wölkchen; die veilchenblauen Nebel, die aus der Flussebene des Morgens aufstiegen und sich wie Schleppkleider kaum zu denkender Riesengespenster am Horizonte hinzogen; die getreidereiche Ebene, die sich im Ruffe des Sonnenstrahls golden, im Schatten der das Thal umrahmenden Berge bald mattgelb, bald grau, bald grün, je nach derinten-

sität des Schattens, malte und chamäleonartig im Augenblicke hundertmal die Farbentöne wechselte; jetzt eine Säule von Silberwind aufgewirbelten Sandes, die im Sonnenstrahle feurig leuchtete und gleich dem flammenden Odem eines Höllendrachens den Gefilden Untergang zu drohen schien, während durch ihren Schleier gesehen die ganze Gegend auf einmal in einem neuen wunderbaren Lichte sich darbot, als wäre sie in den Schlund brennender Vulcane getaucht worden und strahle nun die heißen Atome des flüssig glühenden Erdkernes aus; nun wieder, wie ein weißer Wolkenschleier das Tagesgestirn auf Augenblicke verdeckte, nahm die ganze Landschaft die Beleuchtung eines von zartem Halbdunkel übergossenen Domes an: all diese Bilder verschmolzen sich zu einem unendlich lieblichen Ganzen. Dieser Farbenwechsel, dieser Reichthum an Tinten, die sich der Norden nicht träumen läßt, waren dieser südlichen scheinbar monotonen Ebene reichlicher Ersatz für die ihr mangelnde Frische europäischer Gefilde.

Achstes Capitel.

Orleansville.

Das neufranzösische Städtchen. — Der Cercle der Offiziere. — Ein afrikanischer Münchhausen. — Die römischen Reste Orleansville's. — Falsche archäologische Ansichten. — Die Maisons Bernandes. — Castrum Tingitii. — Die Mosaik. — Die Fantasie. — Beduinen. — Tänzerinnen. — Der französirte Baschagha. — Das junge Beduinenmädchen.

Fast die ganze Ebene des Scheliff ist noch Eigenthum der Araber. Alle jene fruchtbaren Getreideselder tragen dazu bei, den Reichthum der Eingebornen zu vermehren, welcher freilich ein todter ist; denn das Geld, welches sie aus dem Verkauf ihres Getreides lösen, wird unfehlbar verscharrt oder versteckt; von einer fruchtbringenden Anlage desselben ist nicht die Rede. Die Stämme des linken Ufers stehen unter dem Baschaghalik der Dschendel, welches wieder in die Aghaliks der Beni Sugjug und der Narensenis zerfällt. Am rechten Ufer liegt das ansehnliche Aghalik der Braz, einer der größten und früher einflussreichsten Stammesgruppierungen dieses Theils von Afrika. Alle diese Aghaliks zerfallen in eine Menge einzelner Stämme, von denen die Beni Abd-el Allan und die Mad Khair auf unserm Wege von Ued Ruina nach Orleansville ihre Zelte hatten. Mein glücklicher Stern wollte, daß ich nicht nochmals die sogenannte Gastfreundschaft dieser guten Leute zu beanspruchen brauchte, sondern schon am Mittag des dritten Tages seit meiner

Abreise von Milianah das neufranzösische Städtchen Orleansville erreichte.

Orleansville vertritt nicht, wie die meisten andern Orte der Algerie, irgend eine früher hier gelegene maurische Stadt. Es ist eine durchaus französische Schöpfung, auf dem Boden einer einstigen Römerstation erbaut. Bis jetzt zählte es nur etwa ein Duzend Steinhäuser, worunter eine palastartige Kaserne; alle andern Gebäude waren nichts als elende Bretterhütten. Dennoch hatte der kleine Ort seine „Place publique“, seinen „Jardin des Plantes“, seine neu angelegten Alleen am Scheliffufer, deren Bäume die einzigen im ganzen Flußthale waren, seine Hôtels und Kaffeehäuser, seine Läden, sogar ein kleines Theater, kurz alle Requisiten einer neufranzösischen Civilisation. Die zeitweilige Bewohnerschaft war freilich in ihrer Erscheinung etwas allzu monoton; sie bestand nämlich fast ausschließlich aus zwei hier garnisonirten Infanterieregimentern. Auf zehn rothe Hosen kam vielleicht ein Civilist.

Im „Hôtel de l'Europe“, wo ich logirte, traf ich nur Offiziere, im „Café de l'Europe“ blos gemeine Soldaten und zwar zu Hunderten. Es war wirklich ein komischer Anblick, ein ganzes geräumiges Kaffeehaus mit nichts, als diesen uniformirten Wesen angefüllt zu sehen. Einer sah aus wie der Andere, Einer hatte genau dasselbe Glas vor sich stehen, wie der Andere auch; Jeder trank nämlich den unvermeidlichen Absinth. Ja! es wollte mir scheinen, als hätten Alle denselben Gesichtsausdruck. Alle schienen nur zwei Gedanken zu haben, das waren Komisbrod und Absinth und wieder rAbsinth und Komisbrod.

Durch die Offiziere des Bureau arabe wurde ich jedoch in den „Cercle des officiers“ eingeführt, der hier die Stelle eines bessern Kaffeehauses vertritt, und wo ich manchen komischen Kauz in Epauletten kennen lernte. Es schien bei diesen Herren Sitte zu sein, dem fremden Touristen, welchen Neugierde oder Jagdlust nach Orleansville geführt hatte, ohne Zweifel um ihm eine recht ritterliche Meinung von den hohen Thaten seiner säbeltragenden Bewohner beizubringen, die unglaublichsten Jagdgeschichten aufzuhängen. So wurde auch ich mit dem faßelhaftesten Unsinn, mit einem Aufwande münchhausenartiger Phantasieproducte regalirt, wie ich noch nie dergleichen hatte von Leuten vorbringen sehen, die dabei die Präntion besaßen, selbst ernst bleiben zu wollen und ihrem Zuhörer ebenfalls Ernsthaftigkeit aufzuerlegen schienen. Besonders zeichnete sich ein fettstrogender, rothnäsiger Capitain mit feuerfarbenem Kagen Schnurbart und ziegenartiger Imperiale durch seine etwas allzuweitgetriebenen Renommistereien aus. Unter Anderm erzählte dieser afrikanische Münchhausen, daß er einmal sich allein gegen dreihundert angreifende Beduinen vertheidigt und einen großen Theil derselben erlegt habe. Ein Andermal hatte er, auf einem Dromedar reitend, 80 Lieues, etwa 40 deutsche Meilen, in 24 Stunden zurückgelegt, war auf dieser Reise stets von einer Schaar hungriger Löwen verfolgt worden, von denen er sechs schoß und ihre Felle als Beute davontrug. Auf meine Bemerkung, daß er sich damals wohl größerer Schlantheit erfreut haben müsse, erzählte mir dieser afrikanische Münchhausen, daß er früher von einer skelettartigen Magerkeit gewesen, aber durch Einreiben mit dem Nierenfett eines von ihm erlegten weiblichen Panthers zu seiner

schönen Wohlbeleibtheit gekommen sei. Seitdem, so fabelte er weiter, vermöge er die üppige Entwicklung seines Körpers nur gewaltsam und zwar durch vieles Absinthtrinken aufzuhalten. Das Absinthtrinken schien er denn auch von Grund aus zu verstehen. Dieses hat unter der französischen Armee in Afrika überhaupt eine Verbreitung erreicht, deren Proportionen kolossal sind. Zu allen Tagesstunden kann man in den verschiedenen Kaffeehäusern Offiziere und Soldaten dieses grünliche, bittere Alcoholgetränk einschlürfen sehen. Die Aerzte haben gut sagen, daß das viele Absinthtrinken schädlich sei, sie werden es nie in Algerien auszurotten vermögen. Absinth und wieder Absinth das ist die Lösung der französischen Armee in Afrika; der Civilist folgt ihrem Beispiel und selbst der Araber, wenn er einmal das Gebot des Korans übertritt, so thut er es am liebsten im Absinth.

So wenig Intelligenz auch die Muselmänner Afrika's in der Wahl der Lage ihrer Städte gezeigt haben, um so mehr hatten vor ihnen die einstigen Herren des Bodens, die Römer, bewiesen. Eine so günstige Lage, wie die des heutigen Orleansville, konnte diesen Herren der Welt nicht entgangen sein. Der natürliche Mittelpunkt einer der reichsten Ebenen Afrika's, am Vereinigungspunkt zweier Flüsse, des Scheliff und des in diesen mündenden Ued Tigant, gelegen, war dieser Ort schon im Alterthum nicht ohne eine seiner Lage entsprechende Bedeutung geblieben, wie uns die zahlreichen hier vorhandenen Ruinen aus der römischen Epoche beweisen. Der Umstand, daß diese Stelle später von den Arabern unbewohnt blieb, hat viele Reste von Gebäuden gerettet, welche sonst gewiß zu Baumaterialien ver-

wandt worden wären, so daß Orleansville reicher an Alterthümern, als manche einst bedeutendere Stadt ist.

Was war aber der römische Name von Orleansville? Aus der Grabinschrift eines Bischofs Reparatus, dessen Zeitalter von schlechten Chronologen als mit dem des Concils von Karthago von 411 zusammentreffend angesehen wurde, hat man schließen wollen, daß es das alte Sufasar und daß besagter Reparatus der in Karthago erschienene Bischof von Sufasar gewesen sei. Diese Meinung war besonders von Monseigneur Dupuch, dem abgesetzten Bischof von Algier, vertheidigt worden. Aber bald fing man an einzusehen, wie lächerlich diese Annahme sei. Sufasar wird im Itinerarium des Antonin als 18 römische Meilen östlich von Malliana gelegen, angegeben und Orleansville liegt sechzig Meilen westlich von benannter Stadt. Ein kleiner Irrthum von achtzig Meilen! Zudem ist auch der chronologische Gegenbeweis zu schlagend. Die Grabinschrift auf der berühmten Mosaiktafel von Orleansville giebt nämlich das Todesjahr des Bischofs Reparatus als das Jahr 436. Wäre diese Jahreszahl nach unserer Zeitrechnung, was könnte natürlicher scheinen, als daß ein Bischof, welcher 411 auf dem Concil von Karthago erschien, bis zum Jahre 436 lebte? Aber der gute Dupuch hat übersehen, daß vor der Jahreszahl die Buchstaben A. P. (Anno Provinciae) stehen, daß folglich hier von der mauritanischen Aera und keineswegs von der christlichen die Rede ist. Diese Aera beginnt bekanntlich mit der Einverleibung Mauritaniens in das römische Reich, d. h. dem Jahre Vierzig nach unserer Zeitrechnung. Folglich erhalten wir als das Todesjahr des Reparatus das Jahr 476 p. Chr. n. Dieß würde be-

sagten Bischof, wenn man 30—40 Jahre als das mittlere Alter der Erhebung zum Bisthum annimmt, über hundertjährig machen. Aber die meisten Bischöfe waren bei ihrer Erwählung 50 und darüber. Außerdem hat man das alte Sufasar jetzt in dem östlich von Millianah gelegenen Amurah wieder erkannt.

Man hat in neuester Zeit mit anscheinend größerem Rechte angenommen, daß Orleansville das im Itinerarium des Antonin bezeichnete Castellum Tingitanum gewesen sei. Aber noch keine anderen archäologischen Gründe, als die aus der Entfernungsangabe besagter Stationentafel geschöpften, haben bis jetzt diese Meinung verstärkt.

Vor Kurzem hat man jedoch unweit Orleansville, zwischen dieser Stadt und dem 1848 gegründeten Colonistendorfe Ponteba, bei den sogenannten Maisons Bernandes, die Reste einer bedeutenden römischen Stadt entdeckt. Nun entspricht die Lage dieser römischen Baureste ebenso gut, als die des heutigen Orleansville, der von Castrum Tingitii. Ein weiterer Grund bestimmt mich noch, Castrum Tingitii nicht in Orleansville zu suchen. Eine 1856 in letzterer Stadt aufgefundenene Inschrift spricht von einer Zerstörung dieses Municipium durch Gisga (wahrscheinlich einen mauritanischen Rebellen) und von der Wiederaufbauung des zerstörten Ortes und Errichtung desselben als Colonia durch Kaiser Valerianus im zweiten Jahre seines Tribunats (255 n. Chr.) Diese Bezeichnungen Municipium und Colonia deuten auf eine andere Bestimmung als die, welche im Worte Castellum enthalten ist. Wir wissen, daß der Name Castrum und Castellum ausschließlich Festung bezeichnete. Man kann annehmen, daß der Zerstörer des Municipium sich wohl

hüten mochte, das daneben liegende Castellum anzugreifen. Ist es auch wahrscheinlich, daß ein Barbar, wie Gisga, der ohnedem ein unbedeutender Führer von Rebellen gewesen zu sein scheint, da die Geschichte seiner nirgends erwähnt, ein römisches Castellum mit Leichtigkeit eingenommen haben würde? Die Maisons Bernardes bei Ponteba bezeichnen also, wie man aus dem Vorstehenden mit einigem Rechte folgern kann, wahrscheinlich die Lage des Castellum Tingitanum und Orleansville die einer Colonia, deren Namen wir nicht kennen. Dieß scheint auch dadurch an Glaublichkeit zu gewinnen, daß fast alle Inschriften, welche man in Orleansville fand, der Zeit der christlichen Kaiser angehören, somit von neuerem Datum als das Jahr 255 sind, und ein römisches Castrum würde, selbst gewaltsam zerstört, dennoch mehr Reste der Glanzepoche Roms, welche doch die vorchristliche war, hinterlassen haben. Es ist wahr, bei den Maisons Bernardes hat man bis jetzt auch fast nur christliche Denksteine gefunden, aber die dortigen Nachgrabungen sind noch zu neu, um von dem bis jetzt Entdeckten auf die Abwesenheit von Inschriften aus der heidnischen Zeit schließen zu können.

Die Araber haben der Localität, auf welcher sich das heutige Orleansville erhebt, den Namen El Esnam (die Götzen) gegeben: wegen der Menge von antiken Bautrümmern, auf denen sich menschliche oder thierische Figuren eingemeißelt vorfanden und welche, obgleich alle christlichen Ursprungs, dennoch diesen eingefleischten Iconoklasten heidnisch erschienen.

Die Hauptzierde Orleansville's bildet die schöne wohlerhaltene Mosaik, welche einst den Boden einer christlichen Ba-

filika bedeckte. Jetzt befindet sie sich unter freiem Himmel und zwar noch an ihrer ursprünglichen Stelle, auf dem Plage, welchem man nach ihr den Namen „Place de la mosaïque“ gegeben hat. Von den fünf Inschriften, welche auf ihr befindlich sind, gilt eine der Grabstätte des obengenannten Bischofs Reparatus, zwei andere verschiedenen Priestern der Basilika, und die zwei übrigen sind Buchstabenspiele, worin die Worte Sancta Ecclesia und Saturninus Sacerdos in verschiedenen Transponirungen vorkommen.

Das jetzige Militärhospital wurde auf der Stelle und zum Theil mit den Resten zweier anderer christlicher Basiliken erbaut. In den Trümmern einer vierten Kirche fand man Inschriften zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus.

Da ich die Merkwürdigkeiten von Orleansville selbst bald erschöpft hatte, so machte ich in Gesellschaft eines französischen Priesters, dessen archäologische Kenntnisse ihn vortheilhaft vor der Verdummung seiner Kollegen auszeichneten, einen Ausflug nach den oben erwähnten, so wichtigen Maisons Bernardes, um die Ruinen von Castellum Tingitanum in Augenschein zu nehmen.

Die Masse der Trümmer ist dergestalt, daß sie einen kleinen Hügel gebildet hat, ähnlich dem aus dem Schutte der Weltstadt gebildeten Monte Testaccio zu Rom. Unweit dieses Trümmerhaufens fand ich ein sehr schön erhaltenes Hypogäum, ein Familiengrab aus der christlichen Zeit, dessen äußeres Halbrund eine Mosaik enthielt, auf welcher die Figur eines Löwen abgebildet war. — In diesem Löwen haben französische Archäologen eine Art von Familienwappen erkennen wollen und aus

seinem Vorhandensein den Beweis zu führen gesucht, daß die Römer in der späteren Kaiserzeit sich bereits der Wappen bedient hätten. — Eine Menge Mauerinschriften galten der hier begrabenen Familie. Die spätesten derselben waren vom Jahre 475 p. Chr. n., was mir darauf hinzudeuten schien, daß Castrum Tingitii den Anfang der vandalischen Periode nicht lange überlebt haben muß.

Mein kenntnißreicher Begleiter machte mich hier auf einen neuen Hilfsbeweis der Identität der Maisons Bernardes mit Castrum Tingitii aufmerksam: Castrum Tingitii wird in der Geschichte der Rebellion des Firmus erwähnt. Der Comes Theodosius, welcher um 471 p. Chr. n. gegen die Mazisen und Musonen, die Bundesgenossen des Firmus, zog, hielt sich daselbst auf, ehe er von dort aus nach dem nahen Mons Anchorarius, dem Schlupfwinkel jener Empörer, aufbrach. Besagter Mons Anchorarius ist zweifelsohne der heutige Dschebel Uarensenis, der im Westen von Orleansville sich erhebt. Nun würde in der That eine beinahe grade Linie, von den Maisons Bernardes aus nach dem Uarensis gezogen, eine leichte und bequeme Heerstraße abgegeben haben.

Nach dem Itinerarium Antonii Augusti ist Castellum Tingitii 72 Milliarier von Malliana entfernt. Orleansville liegt nach den neuesten Messungen 98 Kilometer von Millianah. Diese 98 Kilometer ergeben nur 70 Milliarier. Genau wird man aber die 72 Milliarier oder $100\frac{2}{3}$ Kilometer herausbekommen, wenn man Castellum Tingitii nicht in Orleansville, sondern in den Maisons Bernardes sucht. Ptolemäos führt Castellum Tingitanum nicht an.

Der Name Tingitii ist offenbar desselben Ursprungs wie Tingis (Tanger). Dieses Wort kommt nach Gesenius von dem Namen der phönicischen Göttin Thanith (תַּנִּיחַ).

Ein Beweis dafür, daß Orleansville nicht Castellum Tingitii gewesen sei, scheint mir auch darin zu liegen, daß Castellum Tingitii kein Bisthum war. Wenigstens wird es als solches nie angeführt. Die Stadt, welche an der Stelle des heutigen Orleansville lag, war aber offenbar ein Bischofsitz, wie aus den dort gefundenen Inschriften hervorgeht. Was aber war der Name dieses Episcopatus? Man ist durchaus darüber im Unklaren. Dennoch möchte ich vielleicht eine Vermuthung wagen. In der Liste der Bisthümer der Mauritania Cäsariensis finden wir unter anderen uns bis jetzt völlig unbekanntem auch ein Bisthum: Boncareia. Nun führt Ptolemäos nahe bei Bagae (Tigava, jetzt Ued Taria) ein Bunobora an, dessen geographische Lage der des heutigen Orleansville entspricht. Es ist gar nicht unmöglich, daß Bunobora und Boncareia identisch wären. Freilich wissen wir von diesem Orte unter keiner seiner beiden Benennungen etwas Erhebliches. Zwei Bischöfe von Boncareia sind jedoch der Vergessenheit entgangen.

Während meiner Anwesenheit in Orleansville hatte ich Gelegenheit, einem großartigen Feste der Beduinen beizuwohnen, welches zu Ehren des neu eingesetzten Baschagha's der Dschendel auf einem geräumigen Felde westlich vor den Stadthoren abgehalten wurde. Bei dieser Gelegenheit dauerten die Belustigungen der Araber acht Tage. Eine Menge Zelte für die Eingebornen und Bretterbuden für die europäischen Zuschauer waren auf dem Festplatz aufgeschlagen. Das Hauptvergnügen der rosse-

liebenden Bernusträger bestand aus dem Abhalten der berühmten Fantasia, welche ich hier zum ersten Male seit meiner Anwesenheit in Algerien in ihrem vollen Glanze zu sehen bekommen sollte. Die Fantasia ist bekanntlich jenes maßlose, wahn Sinnig geschwinde Rennen zu Pferde, welches man doch nicht Pferderennen nennen kann, da ihm jedes Ziel fehlt. Während die Reiter so im übertriebensten Galopp dahinsausen, schießen sie in wilder Unordnung ihre Gewehre ab, schreien dabei fürchterlich, laden von Neuem, schreien nochmals mit kräftigen, weitdröhnenden, wie Gebrüll lautenden Tönen, und schießen abermals, und so fort, bis Roß und Reiter vor Schwindel und Ermattung dem Umsinken nahe sind. Ungefähr dasselbe hatte ich früher im Orient gesehen, wo man die Fantasia, statt mit einem spanischen Namen, wie hier, mit dem arabischen Worte „Dscherid“ benennt. Die afrikanische Fantasia kennt freilich heutzutage fast Jedermann vom Pariser Hippodrom aus, wo sie von echten algierischen Beduinen aufgeführt wurde. Die hiesige war von der im Hippodrom im Wesen zwar nicht verschieden, nur war die Zahl der Reiter bedeutend größer, die wilde Unordnung chaotischer, die Pferde muthwilliger, die Reiter wo möglich noch wahn Sinniger in ihrem verrückten Geberdenspiel, die Bernusse zerlumpter, die Sättel zerfetzter, die Menschen schmutziger, kurz, das Ganze hatte das unverlässbare Gepräge der Naturwüchsigkeit.

Eine Anzahl arabischer Scheikhs der Umgegend hatte sich auf schönen Kennern von guter Race zur Fantasia eingefunden. Sie besaßen auch mitunter sehr reiche Sättel, von Goldstickereien überdeckt. Die anderen Beduinen ritten Pferde von gewöhnlichem Berberschlage, kleine kräftige Thierchen, unschön, aber

ausdauernd, und hatten solide, wenn auch schmutzige, verbrauchte Sättel.

In einem buntgeschmückten Zelte auf dem Zuschauerplatz nahmen der General und die höheren Offiziere Platz. Auch ich wurde eingeladen, von da aus dem Rennen und dem darauf folgenden Tanze zuzusehen. Als die erste Fantasia vorbei war, begann nämlich eine Schaar braungelockter sonnenverbrannter Beduinenmädchen, welche der Landsitte gemäß unverschleiert gingen, jene langsamen, taktmäßigen Bewegungen und Verzücungen der Schenkel und des Mittelförpers, welche der Araber Tanzen nennt.

Die meisten dieser Tänzerinnen waren nicht mehr werth, daß man sie ansah. Aber drei oder vier von ihnen besaßen noch die Frische, welche bei den Araberinnen nur die zarteste Jugend hat. Mit dem tiefbrünetten Teint und der zarten, noch vollen und doch nicht zu starken Formenrundung, mit den wie von einem rosigen Goldhauch durchschimmerten braunen Wangen, mit dem fast allzu lebhaften Spiel ihrer flammensprühenden schwarzen Augen, mit dem mitternächtigen Dunkel ihres rabenfarbenen Wellenhaares, schienen mir diese Kinder der lustigen Zelte die Offenbarungen eines neuen, unendlich reizenden, aber auch unendlich vergänglichen Frauentypus. Ein solches Weib, ein solches Gebilde aus Feuer und Dunkel, konnte, das fühlte ich instinktmäßig, nur einen Augenblick schön bleiben. Die Hitze der Leidenschaften, deren Ausdruck ihren Typus ausmachte, mußte die Zartheit und Fülle der Formen schnell verzehren und verzehrte sie auch; denn die Gefährtinnen dieser wenigen Schönheiten waren, obgleich alle noch jung, doch bereits verrunzelt,

abgewelkt und abgemagert. Denn die beduinische Landschönheit wird je älter, je hagerer, während die Maurin der Städte in vorrückenden Jahren sich oft üppiger Körperfülle erfreut. Ein Beduinenmädchen ist nur einen Augenblick schön, aber in diesem Augenblick ist sie würdig, eine Braut für Göttersöhne zu sein. Jedes dieser verrunzelten Weiber, deren ich viele vor mir sah, konnte sich sagen: „Ich war einmal die Perle meines ganzen Geschlechts. Ich war es nur einen Augenblick, aber in diesem Augenblick wurde ich vielleicht mehr bewundert, als alle Weiber auf Erden.“

Nach dem Tanze begann das wahnsinnige Rennen der Fantasia und das Losschießen der Flinten von Neuem, wobei unter Anderem sich ein Beduine durch Plagen des Gewehres nicht ungefährlich verwundete. Doch dergleichen kommt bei jeder Fantasia vor und wird gar nicht beachtet.

Der Verwundete wurde auf die Seite geschafft, und nun begann das Tanzen von Neuem. Eine unvergleichliche junge Schönheit fesselte besonders alle Blicke. Der Baschagha der Dschendel, dem zu Ehren das Fest stattfand, kam zu uns in's Zelt und der General frug ihn nach dem Namen der Schönen. Ein echter, unverfälschter Beduine würde eine solche Frage nur mit dem Dolche erwidert haben; aber der neuernannte Baschagha war eine Creatur der Franzosen und schon von abendländischer Cultur oder Demoralisation, wie man will, angestrichelt. Er antwortete deßhalb höflich: Das Mädchen heiße Fathmeh und sei aus seinem Stamme. Nun beging der General einen neuen Verstoß gegen die Sitten der Araber. Er bat nämlich den Baschagha, die Schöne zu rufen. Dieß war eine tödtliche Be-

leidigung nach dem Codex muselmännischer Ehre. Aber der Baschagha lächelte nur und rief die schöne Fathmeh herbei. Ich konnte meines Erstaunens nicht Herr werden; denn ich wußte, daß der Araber durch eine solche Handlung in den Augen seines Volkes zum Kuât (Kuppler) wird und daß es keinen ärgeren Schimpf, als diesen Namen, giebt. Aber der Baschagha war eben ein recht schlechter Muselman. Er war in den Augen der guten Mohamedaner entschieden Harami (sündhaft), oder Samed (unrein), oder Makruh (verabscheuungswürdig). Sagt doch ein neues algierisches Sprichwort, daß die Franzosen nur einen Solchen zum Stammesoberhaupt ernennen, welcher obige drei Eigenschaften in sich vereinigt.

Auf den Ruf des Baschagha kam die schöne Fathmeh. Sie bewegte sich so natürlich und ungezwungen, als ob sie ihr Leben lang mit französischen Generälen oder Baschagha's verkehrt hätte. Was waren auch diese Würdenträger gegen sie? War sie nicht in ihrer Eigenschaft als Göttin unendlich viel mehr? Göttin freilich nur des Augenblicks, so lange dieser unvergleichliche, aber so leicht vergängliche Hauch des ersten Jugendzaubers auf ihren Wangen blühte. Aber dennoch Göttin, vor der sich jede Mannesbrust in Anbetung neigen mußte. Der General hatte den profaischen Gedanken, ihr ein Glas Absinth anzubieten. Die Schöne nahm es. (Tänzerinnen sind selten gute Muselmänninnen.) Sie nippte daran mit einer Grazie, mit einer Feinheit, mit einer Zartheit, welche des himmlischen Nektars würdig gewesen wäre. Sie trank nur sehr wenig, denn der Instinkt lehrt jede wahre Tochter Eva's, nichts zu thun, was unvortheilhaft aussteht, und große Schlücke machen einen so häßlichen Mund.

Dann stellte sie das Glas nieder und lächelte, ja! was ich kaum für möglich gehalten hätte, sie lächelte! Dieser Mund, den man sich nur dem Feuer und der Wuth der Leidenschaft geweiht dachte, ließ ein zartes, liebliches Lächeln erblicken! Und was für ein Lächeln! Das weiß ich, daß nach diesem Lächeln mir alles andere Lächeln der Sterblichen lange wie Grinsen vorkam!

Neuntes Capitel.

Tenes.

Cartennae. — Fahrt in der Diligence. — Uebe Steppe. — Fruchtbare Hochebene. — Die Insel der Liebe. — Arabische Sage. — Die zwei Tenes. — Die Römerstadt. — Die Nekropole. — Die maurische Stadt. — Der Fluch des Betteldichters. — Die Mauern von Alttenes.

Der Hafen, durch welchen Orleansville mit der übrigen civilisirten Welt verkehrt, ist das uralte, bereits von den Karthagern bewohnte und vielleicht schon vor ihrer Zeit gegründete Kartennae oder Cartennae, das heutige Tenes. Die Silbe Kart, welche in Worten, wie Karthago, Kirtha, Cartili, Cartega, Cartalias und vielen andern antiken Städtenamen vorkommt, ist, wie uns die Forscher altsemitischer Sprachen versichern, das Phöniciſche für Stadt. In den Silben Tennae dagegen hat man ein altes libyſches Wort erkennen wollen; mit welchem Rechte, das werden uns die Verberologen, vielleicht Capitän Hannoteau, der Verfasser der Grammatiken des Kabyliſchen und des Tuaregg,

wohl bald offenbaren. Gesenius hält jedoch Kartennae, oder, wie es in phöniciſcher Sprache heißen haben mag: Kartein, ganz einfach für die Dualform von Kart (Stadt). Demnach hieße Kartein (קרטין): „die zwei Städte“. Es hat also vielleicht ſchon im Alterthum zwei Tenes gegeben, wie heute?

Das Itinerarium Antonini Auguſti giebt die Entfernung von Cartennä nach Cäſarea auf 70 Milliarum an. Die Entfernung zwiſchen Scherſchell und Tenes beträgt in directer Linie zwar nur 85 Kilometer und 70 Milliarum würden gleich 98 Kilometer ſein. Hier fehlen alſo noch 13 Kilometer oder $9\frac{1}{2}$ Milliarum. Aber man wird leicht dieſe $9\frac{1}{2}$ Milliarum herausbekommen, wenn man alle die Krümmungen berückſichtigt, welche die Römerſtraße, welche dieſer unebenen Küſte entlang führte, nothwendiger Weiſe machen mußte.

Ptolemäos giebt Cäſarea als $2^{\circ} 30'$ öſtlich von Cartennae gelegen an. Der Unterſchied der geographiſchen Länge zwiſchen Scherſchell und Tenes beträgt aber nur 50 Minuten. Ptolemäos würde uns hier alſo vollkommen irreführen, wenn wir nicht das Itinerar des Antonin zu unſerer Richtſchnur hätten. Ueberhaupt iſt Ptolemäos mit ſeinen Gradmeſſungen voller Unrichtigkeiten.

Zweifelsohne war Cartennae zur Römerzeit eine wichtige, wenn auch keine große Stadt. In der That muß man ſich wundern, wenn man bei Plinius liest, Cartennae ſei der Sitz der zweiten Legion geweſen, ähnlich wie Lambesis der Sitz der dritten war; denn welch ein Unterſchied zwiſchen dem großen, an Ruinen ſo reichen und ſo vielen Raum bedeckenden Lambesis und Tenes, deſſen einſtiger, jetzt noch deutlich nachweiſbarer Umfang

nicht größer war, als der der modernen kleinen französischen Stadt, welche genau auf dem Platze der alten Garnisonsstadt der zweiten Legion erbaut ist.

Die acht deutschen Meilen, welche Orleansville von Tenes trennen, legte ich vermittelst einer höchst wackeligen Diligence, welche täglich diese Fahrt macht, auf ziemlich guter Landstraße in fünf bis sechs Stunden zurück. Der Weg führte anfangs noch durch das getreidereiche Scheliffthal; dann strebte er aufwärts, und wir kamen über hügeligen Grund mit dem düsteren Charakter einer Steppenlandschaft, wo oft weit und breit kein menschliches Wesen zu sehen war, wo kein Baum emporragte, und nur der schrillend bellende Schakal hie und da seinen Ruf vernehmen ließ und die einsame Hyäne traurig umherschlich.

Zwei kleine europäische Colonistendörfer, die „trois Palmiers“ und die „cinq Palmiers“ allein unterbrachen, in nicht großer Entfernung von einander, ungefähr halbwegs zwischen Orleansville und Tenes, die Einsamkeit dieser kahlen Haide. Mehrere der Häuser dieser auf Regierungsbefehl gegründeten „Centres de population“ standen gänzlich leer; die kleinen officiell angelegten Gärtchen vor demselben waren unbebaut, und das Land erwartete noch seinen Urbarmacher, was es wohl noch lange thun zu müssen, bestimmt scheint.

Die einheimischen Bewohner dieses Landstriches, welche einst an dem Freiheitskampfe Bu-Masah's thätigen Antheil genommen hatten, zerfallen in zwei Raïdats, nämlich das Raïdat der Beni Nema, und das der Beni Hidscha. Unter ersteren stehen sieben, unter letzterem vier Stämme, jeder unter seinem eigenen Scheikh.

Der Weg, welcher bis zur fünften Meile hügelaufrwärts gestrebt hatte, fing nun an, sich auf einer Hochfläche eben hinzuziehen. Letztere, von dem im Dschebel Dahrah entspringenden Ued Allalah bewässert, bot den nach der überwundenen Einsamkeit der Steppe doppelt wohlthuernden Anblick einer fruchtbaren, theils wohlbewachsenen und bewohnten Landschaft dar. Zum erstenmal seit Blidah begrüßte ich wieder Oliven-, Feigen- und Mandelbäume, sowie die zarten schlanken Reben, welche sich hier, wie im glücklichen Italien um den Stamm des Ulmbaumes liebend hinanrankten. Alle diese Bäume hatten bereits ausgeblüht, nur hie und da konnte ich einen Judenbaum (*Cercis siliquastrus*) noch im Schmucke seiner blauen und violetten Blumen erblicken, deren zarte Dolden, vom Abendwinde bewegt, wie bunte Vögellein in den Nestern herumzuflattern schienen.

In dieser gesegneten Landschaft bietet die Erde, außer ihren Feld- und Baumfrüchten, dem menschlichen Gewinngestirne auch noch einen andern Schatz dar, nämlich einen Ueberfluß reichhaltiger Kupferminen, von deren Ertrag sich der größte Theil der Bevölkerung des nahen Tenes ernährt.

Etwas über eine deutsche Meile vor letzterer Stadt hielt der Wagen einen Augenblick in dem kleinen französischen Colonistendorf Montenotte, dem Mittelpunkte eines fruchtbaren Districts und dem Wohnort zahlreicher Arbeiter, welche in den obengenannten Kupferminen ihren Unterhalt finden. Dieser Bevölkerungsmittelpunkt, auf Ministerialbefehl vom 17. November 1855 gegründet, erfreute sich einer für ein afrikanisches Colonistendorf ungewöhnlichen Blüthe, und besaß die, für ein

solches, bedeutende Bevölkerung von 450 Seelen, wovon freilich über zwei Drittheile Bergleute waren.

Von hier bis nach Tenes ging der Weg bergab. Allmählig öffnete sich vor unsern Blicken der herrliche, unermessliche tiefblaue Spiegel des Mittelmeeres, in welches im Osten die von zahlreichen Klippen umragte Felsenspitze des Cap Tenes ihre dunkeln Arme hineinreckte. Ein zarter Nebelschleier zog am Rande dieses Vorgebirges dahin; die Sonne durchstrahlte ihn silbern; auf den Fluthen unter ihm schuf der Schatten violette Farbentöne. Zwei kleine Inseln erhoben zu beiden Seiten des Vorgebirges ihre felsigen Häupter aus der salzigen Welle; westlich des Dsair Hamam, die Insel der Tauben; gen Osten die poetisch benannte Dsair Aschet, oder die Insel der Liebe. Letzterer romantische Name verspricht, wie man leicht vermuthen kann, eine rührende Liebesage, welche seinem Ursprung zu Grunde liegt. In der That, so melden die Uebersetzungen der Eingebornen, sollen auf diesem nackten Felseneiland zwei unglücklich Liebende ihr Dasein auf traurige Weise, und zwar durch Hungertod geendet haben.

Die Tochter eines Königs von Tlemsen, so meldet die arabische Sage, war von heißer Liebe für einen einfachen Schäfer entbrannt. An eine Einwilligung von Seiten ihres Vaters in ihren Wunsch, sich mit dem Geliebten zu verbinden, konnte sie nicht denken. Beide beschloffen deshalb die Flucht. Aber nirgends auf dem Lande waren sie sicher vor dem Zorn des Sultans. Nur, wenn sie dieß Eiland erreichten, waren sie geborgen, denn der König von Tlemsen besaß keine Schiffe. Aber wie hinüberkommen? Am ganzen Ufer zeigte sich kein Fahrzeug.

In ihrer Verzweiflung flehten die Liebenden die Fische des Meeres an und siehe, ein Delphin bot ihnen seinen Rücken und trug sie hinüber nach der Insel der Liebe. Dort genossen sie einen glücklichen Tag. Als aber der Abend kam, da meldeten sich die Qualen des Hungers. Auf der Insel wuchs nichts. Sie hätten vom Fischfang leben können, aber der Delphin hatte ihnen als Dankespflicht auferlegt, seine Brüder, alle Fische, unangestastet zu lassen. Schon waren sie dem Tode nahe, als plötzlich eine reine keusche Taube von der nahen Taubeninsel herübergeflogen kam und zu ihnen sprach: „O Liebende! Wenn ihr mir schwört, stets eure Reinheit zu bewahren, so verspreche ich, Euch täglich Nahrung zu bringen.“ Die Liebenden gelobten es, und nun brachte die Taube ihnen jeden Morgen in ihrem Schnabel die Früchte der Erde. Aber eines Tages verlockte sie Satan, das Gelübde zu brechen. Jetzt kam die Taube nicht mehr. Jetzt blieben sie ohne Nahrung. Arm in Arm geschlungen lagen sie noch einige Tage da, bis zuletzt Entkräftung ihre Seelen raubte. So starben die Liebenden, und gaben der Insel der Liebe ihren Namen.

Bald erkannten wir, zur Meeresfläche hinabsteigend, zu unsern Füßen einen leichten silbernen Streifen, und unweit davon einen Haufen grauer Mauermassen. Es waren die weißen Häuser und die grauen Wände von Tenes, der doppelten Stadt; denn hier hat das einheimische und das europäische Element, der Orient und der Occident, seinen Ausdruck in der entschiedensten Abgesondertheit der beiden Quartiere gefunden. Jedes derselben ist eine Stadt für sich. Das einheimische, welches mit seinem Minaret und seinem unordentlichen grauen Häuser-

labyrinth, sich von Weitem schon als die Stadt der Mauren ankündigt, führt den Namen des alten Tenes. Das heutige neue französische Tenes, eine Viertel deutsche Meile von den maurischen Behausungen entfernt, nimmt jedoch den Sitz des wahren antiken Tenes, des karthagischen und römischen Cartennae ein, und liefert so ein neues Beispiel, wie sehr die Franzosen in die Fußstapfen der alten Weltherrscher zu treten suchen. Die Araber geben ihrem modernen Unterdrücker nicht umsonst den Namen Numih (ursprünglich Römer, gewöhnlich Christ).

Bald setzte mich der Wagen bei dem Hôtel de la Poste in Tenes ab, wo der Reisende, wie in jeder der algierischen Städte, wenigstens die nothwendigsten Bequemlichkeiten der Civilisation genießen konnte. Freilich ließ die Bedienung in diesen theils improvisirten Gasthöfen Algriens oft vieles zu wünschen übrig; so vertrat hier z. B. die Stelle sämmtlicher Kellner, welche durch Abwesenheit glänzten, eine uralte Spanierin, die kein Französisch verstand, ein Mangel, der jedoch, ihrer vollkommenen Taubheit wegen, nicht besonders hervorstach. Auf alle Fragen hatte sie ein unvermeidliches: *Dui! Dui! Dui! Dui! Dui!* (fünfmal mit ungeheurer Zungengeläufigkeit wiederholt) das Einzige, was sie von der Sprache der Gallier wußte.

Das heutige Tenes erhebt sich unmittelbar am Meere auf einer Hochfläche von 150 Fuß, welche auf allen vier Seiten isolirt erscheint. Die abschüssigen Wände dieses Hügels stehen beinahe senkrecht in die Höhe. Die nördliche Wand senkt sich dem Meere, die östliche der Ebene, und die westliche einer von Dieander überblühten Schlucht zu. Auf der Südseite allein verbindet ein dammartiger Weg die Hügelstadt mit dem übrigen

Land und zieht sich von hier nach dem dunklen Gebirge, an dessen Fuße die Maurenstadt ruht. Das moderne Städtchen mit einer Bevölkerung von ungefähr 1600 Europäern, wovon ein Dritttheil Spanier, und einer Garnison von 500 Mann, war noch zum Theil aus Bretterhütten gebaut. Selbst die Kirche war eine Bretterbude. Doch erheben sich jährlich eine Anzahl neuer europäischer Steinhäuser, welche jedoch leider immer nach dem bekannten, geschmacklosen, kasernenartigen Muster, welches nun einmal in der Algerie Mode ist, errichtet werden. Noch keinem der Franzosen ist es eingefallen, die maurischen, auf das Klima und auf die Gefahr der Erdbeben so wohl berechneten, und dabei so unendlich reizenden Häuser Algiers bei ihren Neubauten nachzuahmen.

Ein alter römischer Brunnen, welcher neuerdings wieder in Stande gesetzt worden war, trug dazu bei, das französische Tenes mit Wasser zu versehen. Sonst waren im Ganzen die römischen Reste viel unbedeutender, als man bei dem einstigen Wohnort einer Legion vermuthen konnte, namentlich, wenn man Tenes mit seiner Schwesterlegionsstadt, Lambesis, verglich. Eine umfangreiche Mosaiktafel, welche man in neuester Zeit entdeckt hatte, bildete die archäologische Hauptmerkwürdigkeit des einstigen Cartennae.

Ueber die Identität des neufranzösischen Tenes mit der Römerstadt kann übrigens, trotz der verhältnißmäßigen Dürftigkeit der hier aufgefundenen antiken Reste, dennoch kein Zweifel mehr übrig bleiben. Wir wissen nämlich eines Theils, daß das römische Cartennae genau so auf einer nach allen Seiten zu ab-

schüßigen Hochfläche, wie das heutige Tenes, gelegen war. Ferner stimmt die Lage, welche sowohl das Itinerarium des Antonin, als die Beschreibung des Plinius der Legionstadt verleihen, vollständig mit der dieses Küstenpunktes überein; und endlich haben zwei hier aufgefundenene, jetzt in Paris befindliche Inschriften nach Leon Renier's allgemein geschätzter Auslegung siegreich bestätigt, daß in der That hier Cartennae, und nicht, wie Mannert behauptet, Julia Casarea zu suchen sein müsse.

Vor das westliche Thor des kleinen Städtchens tretend, befand ich mich plötzlich einer nackten Wand des Abgrundes gegenüber, welche die Stelle der antiken Nekropole vertreten zu haben schien. In dieser Felsenwand bemerkte ich eine Menge viereckiger, regelmäßig ausgehauener Stuben, welche, wie man nach den hier entdeckten menschlichen Gebeinen mit Bestimmtheit schließen kann, Gräber waren. Eine sehr beträchtliche Anzahl steinerne Sarkophage, meistens aus der christlichen Epoche herrührend, ebenfalls in den Höhlungen dieser Gräberstadt aufgefunden, lassen keinen Zweifel mehr über die Lage der Nekropole übrig. Diese Felsenwand bildete eine der vier Seiten des Plateau's, auf welchem Cartennae lag. Sicherlich befanden sich über ihr Häuser; und so wohnte ein Theil der Insassen der Römerstadt über den Felsenstuben der Nekropole. Die Wohnungen der Legionäre lagen vielleicht über ihren ewigen Ruhestätten, ihre nächtlichen Lager über ihren ewigen Lagern. So liebte es die frühe christliche Zeit, der ja fast ausschließlich Cartennae's Gräber angehören, Zeit und Ewigkeit in düsterem Bunde zu verknüpfen! Die Menge der hier aufgefundenenen Gräber läßt schließen, daß, wenn auch Cartennae sich keiner großen Aus-

dehnung erfreute, es doch wahrscheinlich eine für seinen Umfang besonders dichtgedrängte Bevölkerung besessen habe.

Die in Tenes aufgefundenen antiken Münzen stammen fast alle aus der Zeit des Constantin. Leider ist hier an Ort und Stelle nichts für Aufbewahrung der Alterthümer gethan worden. Dagegen besitzt das Museum von Algier vier hier entdeckte Inschriftstafeln, welche bestimmt waren, das Andenken von Abdilen der Stadt zu verherrlichen. Eine derselben erwähnt die Vertheidigung der Colonie gegen einen Ueberfall der Baquaten (wahrscheinlich ein numidischer Stamm), durch Fulcinius, Sohn des Marcus vom Stamme der Quiriten. Cartennae war in der christlichen Periode unter den Namen Episcopatus Cartennitanus ein berühmter Bischofssitz. Fünf seiner Bischöfe sind der Vergessenheit entgangen. Der donatistische Bischof Rogatus von Cartennae war der Stifter einer eigenen Secte, der Rogatisti, geworden. Er lebte noch zur Jugendzeit des heiligen Augustinus. Victor war zu Geiserich's Zeit Bischof von Cartennae, und machte sich durch eine Schrift gegen den Arianismus bemerkbar, was jedenfalls seinem Muth viel Ehre machte.

Es ist anzunehmen, daß Cartennae zur Zeit der arabischen Invasion zerstört wurde, um nicht wieder aus seinen Ruinen zu erstehen; wenigstens geschieht seiner von nun an keine Erwähnung mehr.

Das sogenannte alte Tenes, die jetzige maurische Stadt, liegt etwa 3000 Fuß vom Meeresufer entfernt in südlicher Richtung von dem französischen Tenes, welches letztere erst 1843 auf den Trümmern des wahren alten Tenes erbaut worden ist. Die heutige Araberstadt vertritt vielleicht die Stelle

des Laguet des Ptolemäus. Ihre 1200 Einwohner sind ausschließlich Eingeborne. Im Mittelalter war Altenes der Sitz eines ziemlich lebhaften Handels. Die Stämme des Dahrah tauschten hier die Häute ihrer Thiere, die Wolle ihrer Heerden, die Feigen ihres Berglandes, damals berühmt unter den Namen der Feigen von Madschena, ihren Honig und ihr Wachs gegen die Waaren europäischer Industrie, welche die Pisaner, Genueser und Venetianer ihnen feilboten.

Nach dem Fall der Beni Zian, welche von Tlemsen aus auch Tenes beherrscht hatten, wurde diese Stadt von dem echt arabischen Stamme der Uad Mehal unterjocht, welche hier ein kleines unabhängiges Königreich stifteten. Dieses begriff die Städte der Nachbarschaft, Masunah, Mostaganem, Masagran und das zwischen ihnen gelegene Land. Dieser kleine selbstständige Staat fristete sein Dasein bis zum Jahre 1517, als Arudsch es seiner Alles verschlingenden Herrschaft unterwarf.

Die Bewohner von Tenes haben unter ihren Stammesgenossen von jeher einen sehr schlechten Ruf genossen. Man warf ihnen Falschheit, Gierigkeit, Raubsucht vor. Letzteres nicht mit Unrecht, da sie im Mittelalter als Seeräuber weit gefürchtet waren.

Ahmed Ben Zuffus hat wohl mehr, als irgend Einer, zum schlechten Rufe der Teneser beigetragen, indem er über dieselben einer seiner kräftigsten Flüche aussprach:

„Tenes!“ so lauten die Worte des arabischen Betteldichters. „Stadt auf Kupfer gebaut! (Anspielung auf die Kupferminen der Gegend). Dein Wasser ist Blut, Deine Luft ein

Pestgestank, Deine Söhne sind Lotterbuben und Deine Töchter noch Schlimmeres!"

Man sieht, der dichtende Derwisch ging nicht mit fauler Hand zu Werke, wenn er einmal ins Schimpfen kam.

Der Handel von Alttenes ist heut zu Tage ganz durch den der neuen französischen Stadt, so unbedeutend dieser auch sein mag, verdunkelt. Gleich einer längst gefallenen Fürstin, entehrt, besudelt und gealtert, bietet die einstige Hauptstadt der Beni Mehal jetzt den traurigen Anblick einer Ruinenhaftigkeit, eines Schmutzes, einer Unordnung dar, wie man sie wohl kaum an einem bewohnten Orte vermuthen möchte. Vor den halbzerfallenen Häusern saßen, malerisch in ihre Lumpen drapirt, (denn die Lumpen dieser weiten Gewande sind immer malerisch), die würdevollen, aber bettelarmen Einwohner, die trotz ihrer Armut doch das süße Nichtsthun als angenehmste und höchst aristokratische Beschäftigung erwählt hatten.

Die Stämme der Umgegend waren von ihrem früheren Gewerbsfleiß etwas weniger entartet. Die Ulad Junes, ein Stamm, dessen Zelte zwei deutsche Meilen südwestlich von Tenes liegen, verkaufen noch heute, wie im Mittelalter, den vortrefflichsten Honig, welcher aus Nordafrika ausgeführt wird; auch bereiten sie Leder, wie zur Blüthezeit ihres Handels mit den italienischen Republiken.



Drittes Buch.

Provinz Oran.

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

Erstes Capitel.

Mafunah.

Der Mai in Nordafrika. — Reise von Orleansville nach Mafunah. — Ein Streich des gefangenen Betteljuden. — Nachtquartier beim Raub der Sbeah. — Das Dahrabgebirge. — Mafunah. — Lieutenant Lucas. — Seine arabische Gattin. — Ahmed Ben Zuffuf als Prophet. — Bu Masah's Freiheitskampf. — Besuch der Grotten von Fenschich. — Die Verbrennung des Stammes der Beni Ramah. — Der Wasserfall von Mafunah.

Von Tenes war ich nach Orleansville zurückgekehrt. Dort hielt mich der verhältnißmäßige Comfort eines europäischen Wirthshauses noch ein paar Tage fest. Denn jetzt stand mir eine dreitägige Reise bevor, auf welcher ich keinen europäischen Ort antreffen sollte. So eine erbärmliche europäische Natur, wie die meinige, brauchte leider alle Mal vor oder nach einer afrikanischen Strapaze kräftigende Ruhe oder Erholung. Inzwischen war der schöne Maimonat angebrochen, der, wenn er auch mitunter hier zu Lande schon recht sommerheiße Tage bringt, doch im Ganzen noch eine sehr angenehme, zum Reisen wohl geeignete Zeit ist.

Noch war die blühende Frische der Gefilde, welche die Frühlingsregen ihnen verliehen hatten, nicht vom brennenden

Hauche des Scirocco verscheucht worden. Noch prangten in blumigen Gewanden die Rosen des Feldes; die *Convolvulus althäoides* zeigte ihre herrlichen scharlachrothen Trichterblumen; die *Iris pseudoacorus* prangte am Rande der Bächlein im gelben Blüthenkleide; die Fettpflanzen, *Crassula rubens*, und der *Umbilicus luteus* wanden sich in seltsamen Verschlingungen am Boden hin, sie bedurften nicht des labenden Wassertropfens, um ihre üppigen Knospensterne zu entfalten; die *Cactus Opuntia* bot ihre goldenen Glocken, die *Agave Americana* ragte mit tausendfachen Riesenstielen, welche oft der Zeitraum einer Woche aufschließen gesehen hatte, in die goldenen Lüfte, der *Oleander* schmückte sich mit dem zarten und die *Granate* mit dem lebhaftesten Roth ihrer Blüthenknospen. Eine herrlichere Jahreszeit zum Reisen konnte ich mir kaum wünschen. So lenkten sich denn denn auch bald meine eiligen Schritte neuer Wanderung zu. Dießmal galt es Masunah zu erreichen, welches mir die Pfade nach Mostaganem und Oran erschließen sollte.

Um nicht wieder auf das magere, uralte Huhn und den öligen Gerstenteig, Brod genannt, als einzige Nahrung angewiesen zu sein, ließ ich eines der Maulthiere dießmal tüchtig mit Lebensmitteln beladen, ohne den unkoschern Nebenast zu vergessen. Aber, wie es so oft im Leben geht, daß Dem, der da hat, gegeben wird, d. h. daß man dann Ueberfluß findet, wenn man nichts braucht, so fanden wir auf dieser Tour stets die reichlichste, trefflichste Bewirthung, und das Mitschleppen von Eckwaaren wäre ganz unnöthig gewesen. Nur der Wein kam sehr zu statten.

Abermals bildete der unglückliche, gefangene Betteljude,

dessen Bestimmung es zu sein schien, unter den Fußtritten der Gläubigen seine gezwungene Wallfahrt bis nach Marokko fortzusetzen, ein Glied meiner kleinen Karawane.

Den Morgen des ersten Tages umgab uns immer noch die schattenlose, getreidereiche Ebene des Scheliff. Dießmal liefen unsere Pfade auf dem rechten Ufer des Flusses, anfangs ihm entlang. Dann begannen wir uns allmählig von demselben zu entfernen und uns dem im Nordost gelegenen Gebirge des Dahrab zu nähern.

Zur Linken begrüßte uns ein zierlicher kleiner Marabut oder Kubba, dem in Algerien so hochverehrten muselmännischen Heiligen Sidi Abd-el-Kader el-Dschelali gewidmet. Mein Maulthiertreiber, ein frommer Muselman, ließ diese Gelegenheit nicht unbenutzt, um dem Heiligen mit näselnder Stimme seinen Gruß mit den Worten: „Sbah-el-kheir ja Sidi Abd-el-Kader!“ (wörtlich: Gutentag, o Herr Abd-el-Kader!) zuzusprechen.

Im Laufe des Vormittags durchwateten wir den Ued Uaran, einen kleinen Nebenfluß des Scheliff. Wir befanden uns im Gebiete der Uad Fers, welche unter dem Aghalik der Esnam stehen. Mittags rasteten wir in der Nähe des Stammes der Sbeah, nachdem wir vorher den kleinen, jetzt bereits ausgetrockneten Ued Grefediah überschritten hatten.

An dieser Stelle begegnete ein Zwischenfall, der mich herzlich wünschen ließ, Freund Schmuhl möge nicht mehr einen Theil meiner kleinen Karawane ausmachen.

Es war ziemlich heiß gewesen und meine Beduinen, so wie ich, wurden stark vom Durste geplagt. Aber an unserm Ruhe-

plazze neben dem Bette des ausgetrockneten Flüsschens herrschte ein vollkommener Wassermangel. Mit brennender Kehle fragte ich meine Begleiter, ob nicht einer von ihnen eine Quelle in der Nähe wisse. Ein Bursche versicherte, er kenne eine solche, und erbot sich, daselbst für uns Wasser zu holen. Die Quelle war indeß sehr weit und es dauerte wohl eine Stunde, bis er zurückkam. Nicht ohne große Freude erblickten wir den Nahenden, als er endlich mit einem Gefäß voll der kostbaren Flüssigkeit wiederkehrte. Unsere durstigen Seelen triumphirten. Wir sollten das köstliche Raß unsern trockenen Lippen nähern können! Wonne und Genuß ohne Gleichen! Aber wer beschreibt unser Entsetzen, als wir nun sehen mußten, wie plötzlich der schmutzige Betteljude, der bisher barfuß gegangen war und dessen Füße überaus schwarz aussahen, dem Kommenden entgegencielte, ihm das Gefäß aus der Hand nahm und, ehe noch irgend Jemand ihn daran hindern konnte, seine ekelhaften Füße hineinsteckte und abwusch. Noch einmal Wasser holen zu lassen, das erlaubte die Zeit nicht; und so mußte ich denn mit dem puren starken provenzalischen Wein, welcher ohne Beimischung von Wasser die Trankbegierde eher erregt als lindert, meinen Durst, wenn nicht zu stillen, so doch zu täuschen versuchen. Die weinscheuen Araber jedoch, nachdem sie sich gehörig in Schmähreden über die zur Unzeit erfolgte Ablution des Juden und über diesen selbst ausgelassen hatten, entschlossen sich zuletzt doch noch zu dem Unglaublichen, nämlich dazu, das kühlende Raß, obgleich von Freund Schmutz's Fußstaub besudelt, — dennoch zu trinken: eine Operation, deren Anblick für meine Magennerven eine nicht geringe Prüfung war. Unser Ijudi (Jude) konnte sich

rühmen, an seinen Wächtern eine fürchterliche Rache geübt zu haben.

Wir übernachteten in einem kleinen Dorfe der Sebah, dessen Kaïd, Namens Sidi Hamed, uns den Befehlen des Bureau arabe gemäß auf's Beste und zwar natürlich nach arabischer Sitte bewirthete. Das Bordsch oder die karawansereartige Wohnung dieses Würdenträgers war auf einem kleinen Hügelvorsprung, welcher eine weite herrliche Landschaft beherrschte, erbaut. Auf der lustigen Terrasse, in meinen Vernus gewickelt, schwelgte ich hier eine Stunde lang, ehe die Mahlzeit unseres Gastgebers bereitet war, in den reinen Wonnen eines herrlichen Naturgenusses. Von hier sah ich einen der schönsten Effecte der untergehenden Sonne, welche in Afrika so überaus reizend sich darbieten. Im Südwesten blinkte die silberweiße, vom Sonnenstrahl zart geröthete Decke des noch nicht vom Schnee befreiten Uarensenis, wie ein Alpenglühien der Schweiz. An seinem Fuße kauerte die schwarze Felsenmasse der mittleren Berge, welche gleich einer Riesensphinx jene unermessliche Schatzkammer der goldnen Aehren, das Thal des Scheliff, bewachte. Auf diesen Felsenwänden schuf die letzte Gluth des sinkenden Tagesgestirns ein Meer von Farbentönen, welche unter einander zu contrastiren schienen, und doch ein harmonisches Ganze bildeten. Die platte, der Sonne gerade entgegengewandte Bergesmauer von weißlichem Kalkstein hatte orangegelbe Tinten angenommen. Unter ihr strahlte ein phantastisches Conglomerat in einem dunkelröthlichen Farbenton. Die Wälder, welche auf den weniger felsigen Seitenabhängen ruhten, schienen braungold vom Hauch des Sonnenscheins übergossen. In den Felsenrizen und

Schluchten herrschte ein tiefdunkler Farbenton, kaum mehr blau zu nennen und doch auch nicht ganz schwarz; aber an einzelnen Stellen schien selbst er von einem zarten Golde leichtthin angehaucht. Das Ganze bot jedoch, oberflächlich angesehen, nichts, als ein Meer blauer und violetter Tinten, mit zartem, strahlendem Gelb untermischt. Von Südost nach Nordwest schlängelte sich der silberne Lichtstreifen des Scheliff, von den Strahlen des untergehenden Feuerballes leuchtend durchdrungen. Im Süden erhob sich der Dschebel Dui in weiter nebelgrauer Ferne, wie ein undeutliches Bild vergangener Tage, welches sich nur noch hie und da in unsere Erinnerung drängt. Im Norden zog sich der schwarze Rücken des Dahrak, der einstige gefürchtete Sitz des fanatischen Freiheitskampfes Bu Masah's, schlängelnd hin. Mit seinen mächtigen Verschlingungen glich dieses lange Gebirge einem fabelhaften Riesendrachen, welcher in ungeheuren Wendungen von kühner Krümmung sich dem Mittelmeere zuwälzte.

Aus den tief empfundenen Freuden dieses Naturgenusses störte mich die donnernde Baßstimme des Spahis auf, welcher mir zu melden kam, daß die Duffah oder Gastmahlzeit des Kaids unserer warte. Der Kaïd, ein ehrwürdiger, reinlich aussehender, weiß gekleideter und weißbärtiger Greis, nahm mit mir und dem Spahis an dem Abendtische Platz. Das heißt: wir hockten auf dem Teppich des Fußbodens um eine auf einem Fußgestell erhöhte hölzerne Schüssel herum, aus welcher nach arabischer Sitte die Speisen mit den Fingern genommen wurden. Das Nachtessen bestand aus dem unvermeidlichen Rußfußuh, jenem Hauptgericht und Lieblingsessen der Araber des Westens, welches bei

ihnen jede andere Speise verdrängt oder, wenn man will, in sich schließt. Denn das Kußkußuh ist ein Receptaculum für jedes irgend nur wünschenswerthe und oft auch nicht wünschenswerthe Lebensmittel. Die Grundlage und den Hauptbestandtheil des Kußkußuh bildet jedoch ein in unzähligen kleinen griesartigen Kügelchen zerriebener Mehsteig. Das Mehl ist bei anständigen Diffah's (Gastmahlzeiten) stets Weizenmehl. Die ärmeren Araber nehmen Gerstenmehl. Ich habe mit Erstaunen in Burton's Reise nach Mekka und Medina gelesen, daß dieser berühmte Reisende Kußkußuh für Mais hielt. Mais ist gerade dasjenige Getreide, aus welchem das Kußkußuh niemals bereitet wird, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es im ganzen Maghreb (Nordwesten von Afrika) keinen Mais giebt, er sei denn von Europäern in neuester Zeit gepflanzt worden. Und doch waren es Maghrebener, welche Burton das Kußkußuh anboten. Die Kügelchen des Kußkußuh, welche einer Art von „pâte d'Italie“ ähnlich sehen, werden thurmartig aufgehäuft, in Fett, Butter oder Brühe geschmort und dann wieder mit Brühe begossen. Auf den Haufen derselben legt man gewöhnlich zuerst Zwiebeln, Pfefferichoten, und Gewürze aller Art, dann zuweilen noch Gemüse, aber immer und hauptsächlich Fleisch. Ueberhaupt sind die Beispeisen, je nach den Mitteln des Wirthes, reichlich und mannichfaltig. Oft wird eine Lage saurer, dicker Milch zwischen das Fleisch und den Thurm griesartiger Mehlkügelchen hineingegossen. Das Ganze krönen dann bei Wohlhabenden Rosinen, Feigen und Melonenscheibchen. Dießmal fehlte kaum eines dieser Bestandtheile des Kußkußuh, welches, trotz des seltsamen Gemisches, sonderbarerweise dennoch recht schmackhaft war. Ich

danke übrigens meinem Schöpfer, daß ein Ingredienz, welches man zuweilen auch dem Kußkußuh beimischt, hier fehlte. Das war der Honig, dessen Anwesenheit in einem Fleisch- und Bouillongericht einem Europäer nur höchst unangenehm vorkommen muß. Namentlich an Hammelfleisch und Hühnern war hier Ueberfluß. Letztere wurden vom Kard selbst mit seinen vorher reinlich gewaschenen Fingern zerlegt und uns davon die besten Stückchen mit der Hand angeboten.

Ein seltsamer Zwischenfall sollte mir hier einen weiteren Einblick in arabische Sitten verschaffen. Als wir Drei um das Kußkußuh herumsaßen und alle Andern sich von uns in respectvoller Entfernung hielten, trat plötzlich ein unendlich zerlumpter, von Schmutz strotzender Bettler herein, ging gerade auf unsern Wirth zu, nahm, ohne ein Wort zu sagen, neben diesem Platz und griff mit seinen ekelhaften Händen gierig nach den vom Kard vorgelegten Hühnerschnittchen. Sidi Hamed wehrte ihn nicht ab. Nachdem der Bettler fast alles Fleisch gegessen, welches der Kard eben vor sich liegen hatte, griff er mit seinen entsetzlich schmutzigen Fingern in die vor uns stehende Schüssel voll Kußkußuh und führte sich große Massen dieses Gerichts zu Gemüthe. Sidi Hamed war seines Gastes wegen verlegen; aber er traute sich nicht, dem Bettler sein unanständiges Benehmen vorzustellen, oder ihm Einhalt zu thun. Dennoch begriff er, daß einem Europäer ein solcher Tischgenosse nur höchst unangenehm sein mußte. Deshalb wandte er sich mit entschuldigender Geberde an uns. Er zuckte die Achseln, indem er nach dem Bettler hinwinkte, und sprach die Worte aus: „Derwisch, Mabul, Marabut.“ — Damit war Alles gesagt. Der alte Bettler war oder galt für

verrückt, und jeder Verrückte gilt den Muselmännern für heilig. Einem solchen Heiligen muß man natürlich Alles nachsehen. Er darf die anstößigsten Dinge öffentlich vornehmen und thut es auch, und kein Mensch darf es rügen. Oft verbirgt sich ein Spitzbube hinter diesem Gewande des Wahnsinns und der Heiligkeit. Dieses Exemplar von einem tollen Heiligen trug das Haupt völlig bloß. Sein Haar war ungeschoren und wuchs in wilden Wollenbüscheln wie eine schwarze Krone um seinen breiten Scheitel herum. Sein Gesicht strotzte von Gesundheit, aber auch von Schmutz. Seine Augen hatten einen höchst unverschämten Ausdruck, und er schien sich wohlbewußt, welches Prestige ihm sein Wahnsinn und seine Heiligkeit bei diesen abergläubischen Stämmen gaben. Nichts ist bequemer, als die Rolle eines solchen Narren. Von Jedermann hochverehrt, er mag nun thun, was er will; unfähig, für einen Missethäter zu gelten, selbst wenn er einen Mord begehen sollte; von Allen gefüttert, gehätschelt und gefürchtet, ist er ein wahrer Fürst unter diesen abergläubischen Menschen.

Nachdem wir abgespeist hatten, kam die Reihe an die Anechte, sowohl die des Kaids, wie die unsrigen, und zuletzt von Allen an den armen Betteljuden, der jedoch das arabische Gericht nicht koscher zu finden schien und sich statt dessen mit Brod und rohen Zwiebeln begnügte. Nach vollendeter Mahlzeit wurde uns der Kaffee in den bekannten Fingerhuttäßchen gereicht. Das gemüthliche Beisammensitzen nach eingenommener Leibestärkung führte dann zu einem willkommenen Plauderstündchen, in welchem ich die Ehre der Wortführung absichtlich dem Kaid überließ. Derselbe hatte den berühmten Freiheitshelden Bu Masah

gekannt und wußte viel von ihm zu erzählen. Ich frug ihn, ob das Thier, die Ziege nämlich, von welcher sich Bu Masah immer begleiten ließ, und nach der er auch benannt wurde (Bu Masah heißt Vater der Ziege), wirklich zur abergläubischen Verehrung, welche ihm die Beduinen zollten, beigetragen haben. Sidi Hamed bestätigte dieß und führte mir als Beispiele alle die andern Freiheitshelden und religiösen Fanatiker an, von denen der eine sich von einer Eselin, der andere von einer Katze, ein dritter von einer Gazelle begleiten ließ. Mein ehrwürdiger Gastgeber war seit Besiegung der Rebellion ein guter Franzose geworden; früher hatte er aber stark im Verdachte gestanden, mit dem „Vater der Ziege“ auf sehr freundlichem Fuße zu leben. Er war natürlich sehr zurückhaltend in allen seinen Aeußerungen über sein eigenes einstiges Verhältniß zu dem Scheriff. Officiell schimpfte er sogar mit nicht immer gewählten Ausdrücken über diesen Sultan eines Tages. Aber ein unheimliches Funkeln seiner vom Alter noch nicht des Feuers beraubten Augen verrieth, wie sehr sein muselmännisches Gefühl bei diesen officiellen Klagen gemartert wurde. Wie gern hätte er alle Franzosen dorthin geschickt, wo der Koran allen Ungläubigen nach ihrem veruchten Leben das siedende Wasser als ewiges Bad verspricht!

Die Nacht brachte ich im Gastzimmer des Kaids, auf dem Teppich des Fußbodens liegend, mit meinem Nachtsack als Kopfkissen und ganz angekleidet zu, denn selbst bei wohlhabenden Beduinen wird man das Möbel, Bett genannt, stets umsonst suchen. Der Araber schläft, wie schon erwähnt, völlig angekleidet und zwar auf derjenigen Stelle des Fußbodens, wo er nun gerade zufällig des Abends vorher gegessen hat. Seine weiten

Gewände gestatten ihm, ohne Unbequemlichkeit in denselben zu übernachten. Für den eng gekleideten Europäer ist dieß aber begreiflicherweise höchst lästig. Aber gegen mein früheres Uebernachten in Beduinenlagern war die Herberge bei Sidi Hamed immer noch ein großer Luxus, so unbequem sie auch an und für sich jedem Europäer scheinen mußte. Wenigstens hatte ich hier einen reinlichen Teppich statt der dortigen schmutzigen Strohmatte zum Lager, auch war das Haus schließbar und nicht, wie das stets thürlose Zelt, jeder Rauheit der Witterung offen. Außerdem sah ich zu meinem unaussprechlichen Jubel, daß außer mir nur vier Personen in dem Gastzimmer Platz nahmen: nämlich der Spahis und drei reisende Bettelermische, geheiligte, hochverehrte Persönlichkeiten, in entsetzlich zerlumpte, über die Massen befleckten Bernussen, deren geweihtem Charakter natürlich überall der Ehrenplatz gebührte. Alles übrige arabische Lumpengesindel, sowie der gefangene Betteljude, schlief im Stall; denn Sidi Hamed besaß wirklich einen Stall: — ein fabelhafter Luxus für einen Beduinenchef! Gewöhnlich bei Arabern bleibt alles Vieh des Nachts im Freien.

Am andern Morgen fühlte ich mich immerhin zwar recht steif von dem Lager auf dem dünnen Teppich, der alle Härten des Backsteinfußbodens energisch durchfühlen ließ. Aber wenigstens hatte ich etwas schlafen können. Ich war bereits um 5 Uhr munter. Die Sonne ging in lichten rosigen Nebeln herrlich auf; vor ihrem Angesichte wusch ich meine Augen in der silberhellen Quelle und trieb dann meine Gefährten zu eiliger Abreise.

Der zweite Tag von Orleansville aus führte uns anfangs wieder durch ein Stück der fruchtbaren, aber monotonen Sche-

liffebene, welcher wir jedoch jetzt bald den Rücken fehrten, um in die kahlen Felfenschluchten des Dahrahgebirges einzulenken. Der Dahrah ist ein einzeln stehender Gebirgsstock von kühnen wildromantischen Umriffen, der sich längs des Meeres von Tenes bis zur Scheliffmündung hinstreckt. Diese Berge waren der Schauplatz der berühmten Insurrection Bu Masah's gewesen, welche Pelissier, der jetzige Herzog von Malakoff, schließlich überwältigte. Dieser Krieg endigte bekanntlich mit einem entsetzlichen Drama, nämlich mit der Verbrennung oder Erstickung durch Rauch von mehreren tausend Beduinen, welche sich in die Grotten von Freschieh im Dahrah geflüchtet hatten. Der Hauptort des Dahrahdistrictes ist das zwei- bis dreitausend Einwohner zählende Masunah, welches wir gegen Abend erreichten: eine echt arabisch-maurische Stadt. Es war die erste dieser Art, welche ich in Algerien sah, die noch so echt den einheimischen Charakter bewahrt hatte und in welcher noch kein europäisches Gebäude einen Mißton in der Harmonie orientalischer Bilder hervorrief. Freilich war die Bauart dieses Landstädtchens unendlich einfacher und ärmlicher, als die des maurischen Quartiers von Algier, aber sie war in ihren Principien am Ende doch dieselbe.

Durch das Thor des Südens hielten wir unsern Einzug in die engen Gassen Masunah's, in welchen vor den Thüren ihrer würfelförmigen Häuser die bernusumhüllten Bewohner saßen und uns mit Neugierde musterten. Der gefangene Betteljude, der, um Mitleid zu erwecken, recht klägliche Grimassen zum Besten gab, verfehlte nicht, ihre Heiterkeit zu erregen. Viele dieser engen, einstöckigen, mit Terrassen bedeckten Häuser

Masunah's waren aus Stein aufgeführt, was für arabische Landstädtchen schon einen verhältnißmäßig hohen Grad von Cultur verrieth; denn sonst findet man auf dem Lande überall Gebäude von ungebrannten Ziegeln. Der blendend weiße Anstrich gewährte diesen Häusern ein freundliches, lachendes Aussehen.

In ganz Masunah befand sich bei meiner Ankunft nur ein einziger Europäer, nämlich der Chef des Bureau arabe, Lieutenant Lucas, der mich unter sein gastliches Dach aufnahm und dessen liebenswürdige Gastfreundschaft mir stets als ein lichter Punkt meiner afrikanischen Wanderschaft im Gedächtniß schweben wird. Masunah war so reizend am Abhang des Dahrah gelegen, das Städtchen bot in seiner Unverfälschtheit so viel Originelles, die Umgegend so schöne als interessante Ausflüge, daß ich mich leicht von meinem freundlichen Wirth be- reden ließ, hier einen Ruhetag zu machen. Lieutenant Lucas war nicht nur der arabischen Vulgär-Sprache vollkommen mächtig, sondern auch mit der Literatur des klassischen Arabisch, d. h. der Koransprache, bekannt: eine nicht geringe Seltenheit bei französischen Offizieren. Er besaß eine große Vertrautheit mit einheimischen Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten, wozu der Umstand viel beitragen mochte, daß er selbst mit einer jungen Beduinin vermählt war. Diese, die Tochter eines Scheichs des Dahrah, war ein hübsches, dunkelbrünettes, auf der Stirne leicht hin tätowirtes Mädchen von erst 13 Jahren, aber trotz dieses zarten Alters doch bereits ein Bild vollendeter Weiblichkeit. Ihre große Lebhaftigkeit und kindliche Neugier erlaubten ihr nicht, nach arabischer Sitte, gänzlich zurückgezogen zu bleiben, und öfters verschönerte ihre Gegenwart unsere Gesellschaft.

Solche Ehen zwischen französischen Offizieren und arabischen Mädchen sind nichts Ungewöhnliches. Dieselben werden durchaus nach muselmännischem Gesetz und zwar vor dem Kadi abgeschlossen, haben somit für den Franzosen nach dem Code Napoleon nichts absolut Bindendes. Der Franzose, welcher eine Araberin als Ehehälfte zu besitzen wünscht, bezahlt das Kaufgeld an die Eltern ebenso, wie es jeder arabische Bräutigam für seine Braut erlegen muß, und oft giebt das höhere Angebot des Europäers diesem den Vorzug. Das Kaufgeld, welches die Eltern der Braut vom Bräutigam erhalten, beläuft sich gewöhnlich zwischen 100 — 300 Franken, selten auf mehr. Ein Lieblingsgegenstand des Gesprächs fast aller Beduinen, mit welchen ich in Berührung kam, bildete der Kaufpreis ihrer verschiedenen Gattinnen. Dieser richtet sich bezeichnender Weise weniger nach der Schönheit des Kaufobjects, als nach dem Rang und dem Einflusse der Eltern. Der vornehme Araber erhält bessere Preise für seine Mädchen als der geringe Mann und nicht selten bildet die Verheirathung seiner Töchter eine schöne Einnahmequelle für den Vater. Man erzählte mir von einem Scheikh, welcher von seinen vielen Gattinnen und Nebengattinnen etliche dreißig Töchter besaß und welcher sich bloß durch geschicktes und wohlmeintheiltes Verkaufen derselben während einer gewissen Reihe von Jahren eine Rente von 3000 Franken gemacht haben soll. Häufig wurde ich in meinem Verkehr mit Beduinen von diesen gefragt, wie viel mich meine Ehehälfte gekostet habe; denn die guten Leute nehmen an, daß Jedermann verheirathet sein müsse, da sie es selbst fast Alle sind. Die europäische Art des Ehecontractes war ihnen ein vollkommenes Räthsel. Daß die Braut

dem Eheherrn manchmal noch Geld mitbringe, dieß namentlich, schien den Beduinen ebenso unbegreiflich als unnatürlich.

Dies Verkaufen der Töchter gilt übrigens nur von den Bewohnern des Innern, nicht von den Mauren Algiers, welche civilisirter sind. Bei diesen giebt zwar der Bräutigam stets auch einen Preis für seine Frau. Aber das Geld dieses Preises wird von den Eltern der Braut zu Anschaffungen für das junge Paar benutzt, und nicht selten geben die Verwandten der Frau für diese Anschaffungen viel mehr aus, als der Bräutigam eingebracht hat. Ein Maure macht ein schlechtes Geschäft, wenn er seine Tochter verheirathet, ein Araber des Innern jedoch einen vortheilhaften Handel. Aber dafür ist die Verachtung auch groß, welche der feinere Maure dem groben Beduinen widmet. Hamar (Esel) ist seine Lieblingsbezeichnung für Letzteren.

Trotz seiner arabischen Gattin bewirthete mich jedoch Lieutenant Lucas ganz auf französische Weise; ja, des Nachts sollte es mir vergönnt sein, meine müden Glieder in einem wirklichen europäischen Bette auszuruhen, ein Comfort, den Entbehrungen mich schätzen gelehrt hatten. Nach dem Diner führte mich mein freundlicher Wirth auf den Marktplatz, wo die Honoratioren des Ortes uns vor dem arabischen Kaffeehause höchst respectvoll empfingen. Wir mußten die Ehrenplätze einnehmen und wurden mit den üblichen drei Täßchen Kaffee bewirthet. Um uns herum saßen der Mufti (Priester), der Kard (Bürgermeister), der Kadi (Richter) und eine nicht geringe Zahl Scheikhs der Umgegend. Die Würdenträger der Stadt trugen das malerische maurische Costüm, aus dem bauschigen Beinkleid, der mit Seide gestickten Schnürjacke und den zwei Westen, nebst der reichen

Schärpe bestehend, und ließen über ihren Rücken den dünnen durchsichtigen Haik oder Shawl von feinsten Wolle lose herabhängen. Diese Tracht, reich und würdevoll zugleich, verlieh diesen ehrwürdigen Gestalten, deren Züge, wie die Aller von echt arabischem Ursprunge, edel und feingeschnitten waren, etwas Imposantes, ruhig Majestätisches. Alle anderen Anwesenden hüllten sich in die großen, selten unzerlumpte Bernusse der Beduinen.

Masunah ist eine von der großen Heerstraße so sehr abgelegene Stadt, daß die meisten Franzosen der Algerie sie gar nicht kennen. Bei den Eingeborenen genießt sie jedoch des höchsten Rufes. Im Mittelalter gegründet, gehörte Masunah, sowie die benachbarten Städte, viele Jahrhunderte hindurch dem mächtigen berberischen Stamme der Magruah, von welchem sich noch viele seiner jetzt arabisch redenden Bewohner abzustammen rühmen. Später und noch bis zur Alles verschlingenden türkischen Besitzergreifung bildete es einen Theil des kleinen Königreichs von Tenes unter dem hochedlen arabischen Geschlechte der Mehal.

Masunah war von jeher ein Hauptsitz muselmännischer Gelehrsamkeit gewesen und stand als Sanjah (Universität) im höchsten Rufe, weshalb es auch lange von den Arabern des Westens ausschließlich „die Stadt der Weisen“ genannt wurde. Ein Taleb (Schriftgelehrter), welcher „die Bücher in Masunah gelesen hatte“, erfreute sich überall einer unbezweifelten Autorität.

Jene, einst ihrer Weisen wegen berühmte Moschee, in deren Hofe früher eine der besuchtesten Koranschulen abgehalten wurde, war jetzt leider halb verfallen und schien überhaupt

als Gebäude unansehnlich gewesen zu sein. Dennoch sah ich auf ihren Trümmern einen ehrwürdigen Marabut, vielleicht den letzten „Weisen von Masunah“, sitzen und einer kleinen Zahl zerlumpter Bettelstudenten das vom Himmel gefallene Buch erklären. Dieses geistige Leben mitten auf den Trümmern, diese heilige Flamme der Weisheit, welche den Tempel überdauerte, der ihr einst zum schützenden Horte gedient hatte, schien mir ein Bild eines noch kräftigen Geistes, dessen Hülle bereits der auflösenden Krankheit preisgegeben ist.

Ahmed ben Jussuf schien keine günstige Meinung von Masunah zu haben. Er gefiel sich ihm das Loos Niniveh's zu prophezeien. Der verwünschende Spruch des Bettelers lautet: „Masunah, Stadt der Wandelbarkeit! Deine Bewohner sollen auswandern und Feuer wird Deine Häuser, ja Alles, was in Dir ist, und selbst den Boden, auf dem Du stehst, verzehren!“

Bis jetzt ist die schreckliche Prophezeiung des Dichters nur zum Theil eingetroffen, denn eine gute Hälfte der Stadt wurde während des Dahrakrieges in Trümmer gelegt. Da aber jedes Orakel eine große Freiheit der Deutung gestattet, so könnte man vielleicht Masunah als den Namen des ganzen Districtes gelten lassen, und dann das Feuer, welches seine Bewohner verzehren sollte, auf die entsetzliche Verbrennung eines Araberstammes in den unsern von Masunah gelegenen Grotten von Freschieh beziehen, wobei selbst der Boden vom Rauche geschwärzt ward, welches bildlich recht gut für das unmögliche Verbrennen des Bodens stehen kann. So hätte denn Ahmed Ben Jussuf das Unglück des Dahrakrieges vorausgesehen! Und doch ist es Niemandem eingefallen, ihn zu einem Heiligen zu erhe-

ben; während doch so viele stinkende Bettelderwische, welche nicht einmal das Wachsthum einer Zwiebel vorauszusagen vermochten, dieses ehrwürdigen Ranges genießen!

Im Jahre 1844 war Masunah einen Augenblick die Hauptstadt des berühmten Freiheitshelden Bu Masah, des „Vaters der Ziege“, gewesen, welcher sich hier zum Sultan ausrufen ließ. Bu Masah, dessen eigentlicher Name: Mohamed Ben Abd-Allah war, stammte aus Marokko, wo er zu dem im ganzen Maghreb vielverbreiteten religiösen Orden oder Khuan des Muley Tareb gehörte. Der Stifter dieses einflußreichen Ordens, der von den Arabern hochverehrte Marabut Muley Tareb, war es, der zu Anfang dieses Jahrhunderts jene so berühmt gewordene Prophezeiung ausgesprochen hatte, nach welcher die Türken von einer christlichen Nation aus Algier vertrieben, dagegen die Sieger ihrerseits wieder von einem arabischen Häuptling verjagt werden sollten. Da der erste Theil dieser Prophezeiung eingetroffen ist, so verlieh dieß natürlich dem zweiten Theile desto mehr Glaubwürdigkeit. Seit dieser Prophezeiung, welche bei den abergläubischen Beduinen schon deswegen einen immensen Spielraum haben mußte, weil sie ihnen etwas vorher sagte, was sie Alle sehulichst wünschten, hatten viele Fanatiker sich für den von Muley Tareb verheißenen Retter ausgegeben und als betrogene Betrüger sich oft wohl selbst für diesen versprochenen Messias gehalten. Für diesen verheißenen Heiland galt eine Zeitlang auch der „Vater der Ziege“. Dieser suchte die arabischen und kabyllischen Stämme des Dahrah und Uarensenis zuerst durch religiöse, auf ihren Aberglauben schlaun berechnete, Gaukelkünste von seiner göttlichen Sendung zu

überzeugen; und reizte sie denn dann durch begeistertere Predigten zum Freiheitskampfe gegen die verhaßten Franzosen auf. Dieß gelang ihm über Erwarten. Der religiöse Stamm der Schörfa (alle Glieder dieses Stammes behaupten vom Propheten abzustammen) adoptirte den „Vater der Ziege“, welcher als Marokkaner bisher ein Fremdling geblieben war, und betrieb dessen Sache auf's Eifrigste. Von achtzig Kads, welche die französische Regierung selbst im Vertrauen auf ihre Anhänglichkeit an ihre politischen Unterdrücker eingesetzt hatte, wurden achtundsechzig abtrünnig und traten zu Bu Masah über. Aber dessen Herrschaft sollte nur von kurzer Dauer sein. Im Frühjahr 1845 wurde der „Ziegenvater“ in der Scheliffebene von St. Arnaud, dem späteren Marschall, auf's Haupt geschlagen und seine undisciplinirten Schaaren zerstreuten sich. Seltsamerweise gelang es jedoch diesem Meister in der Ausbeutung des Aberglaubens den Beduinen diese seine Niederlage als einen Sieg zu schildern und als solchen in ihrer Meinung annehmen zu lassen. Seine Macht wuchs, bis eine neue Expedition gegen ihn nöthig wurde. Drei Colonnen, befehligt von St. Arnaud, Belissier und Lamoricière, verfolgten die rebellischen Stämme, welche sich vor solcher Uebermacht zurückzogen, bis in die unwirthbaren Schluchten des Dahrah. Alle freiheitskämpfenden Stämme unterwarfen sich bei der erdrückenden Ueberzahl der französischen Truppen, und die Empörung des „Vaters der Ziege“ war somit überwunden. Nur der einzige Stamm der Beni Ramah, welchen Belissier verfolgte, war in seinem Freiheitsgeiste unbezwinglich. Aber, was weder Waffen noch Ueberredungskunst vermocht hatten: diesen hartnäckigen Stamm zum Frieden zu zwingen, das sollte der ent-

seglichsten aller Naturkräfte, dem Feuer, gelingen. Freilich war die Ruhe, zu welcher dieses schreckliche Element die Beni Ramah zwang, eine ewige, die Ruhe eines Kirchhofes im buchstäblichen Sinne des Wortes. In den Grotten von Freschieh sollte dieser Heldenstamm zu Tode gebrannt werden. Diese schreckliche Katastrophe endete den Krieg mit dem „Vater der Ziege“, welcher bald darauf selbst in die Hände der Sieger fiel, um von nun an in Frankreich ein langweiliges Leben der Einsperrung zu führen.

Am Tage nach meiner Ankunft in Masunah machte mein gefälliger Wirth mit mir einen Ausflug nach den eben erwähnten Felsengrotten von Freschieh im Dahrahgebirge, dem Schauplatze jener schauerlichen Begebenheit aus den Tagen der Insurrection. Sie liegen in einsamer, felsiger, wildromantischer Gegend und sind nur äußerst schwer zugänglich. Ein Ritt von 3 — 4 Stunden, theils bergauf, zwischen den wilden Felsgruppirungen des Dahrah hindurch, theils thalwärts durch die sandigen Bette ausgetrockneter Flüsschen, brachte uns vor eine riesige Bergeswand, die in ihrer finstern Majestät gleich einem Zauberschlosse höllischer Mächte in dieser einsamen, unwirthbaren Gegend dalag. Auf den Felsen ringsherum zeigte sich keine Pflanze, als hie und da eine große Distelart, *Carduus Marianus*, welche ihre weißgeäderten dicken Blätter sternförmig ausbreitete oder ein Busch des baumartigen Haidekrautes (*Erica arborescens*), welches seine mattgrünen Zweige und weißlichen Aeste über den Kalksteinboden hinstreckte. Am unteren Rande des natürlichen Felsenschlosses erblickten wir weite dunkle, von dem längstverwehten Rauch noch immer geschwärzte Risse: Dieß war der Eingang zu den berühmten Grotten von Freschieh.

In diese geräumigen Grotten hatten sich nach Unterjochung des Dahrah etliche tausend Araber, der ganze Stamm der Beni Ramah, mit Frauen, Kindern und Hausthiereu geflüchtet. Aus ihrem Versteck fügten sie den Franzosen unendlichen Schaden zu. Ganze Infanteriebataillone wurden, als sie an diesen Grotten vorbeimarschirten, wie von unsichtbaren Händen decimirt. Die Zahl der Todten war schon beträchtlich angewachsen, als General Belissier sich zu dem verzweifeltsten und grausamen Mittel entschloß, große Feuer rings um die Grotten anzünden zu lassen. Vielleicht mochte er hoffen, der Rauch werde die Feinde am Ende doch herantreiben.

Leider aber hatte er es mit dem stoischen Fanatismus des unbeugsamsten Stammes zu thun, welcher lieber untergehen, als sich den verhassten Christenhunden ergeben wollte. Das Holz und Stroh, welches Belissier rings um die Oeffnungen häufen und anzünden ließ, entsandte bald seine dichten, erstickenden Dämpfe in das Innere der Höhle, welche diesem ganzen Stamme mit Familie, Hab und Gut zum Aufenthalte dienten. Die erstickende Macht des Rauches und die zerstörende des Feuers thaten schnell das Ihrige. Das laute Brüllen der Thiere, das dumpfe Stöhnen der Männer, das Wehklagen der Frauen und das grelle, ächzende Geschrei sterbender Kinder ließen sich bald vernehmen. Dazwischen tönte hie und da aus dem Innern der Grotte ein Schuß hervor: Vielleicht, daß einer dieser dem Tode Geweihten es vorgezogen hatte, sein Leben freiwillig durch eigene, oder möglicher Weise durch eines Freundes Hand zu beendigen. Allmählig wurde es jedoch stiller. Ein letztes helles Aufwiehern eines edeln Renners, ein letzter röcheln-

der Fluch eines sterbenden Helden, und es war vorbei! — Todtenstille herrschte in den Grotten von Freschieh!

Schrecklich war das Schauspiel, welches sich am andern Morgen der auf Befehl Pelissier's in die Höhle zuerst eindringenden ersten Ingenieur-Compagnie darbot: Am Eingange lagen zwei halbverkohlte Stiere, deren Häupter die Araber mit ihren Bernussen umwickelt hatten, wahrscheinlich um der Wuth dieser vom Feuer tobsüchtig gemachten Thiere ein menschliches Ziel zu verbergen. Daneben kauerte die Leiche einer Mutter, welche allem Anscheine nach der Tod ereilt hatte, während sie ihr Kind gegen die Wuth eines dritten Stieres vertheidigte: denn noch hielt sie die Hörner des Thieres mit beiden Händen erfaßt. Hier lagen Körper, die der Todeskrampf schrecklich verzerrt hatte und deren Munde noch ein schwarzer, halbgeronnener Blutstrahl entquoll. Dort ruhte der ehrwürdige Scheikh des Stammes, ohne Zweifel von der Wucht seines eigenen Renners, unter dessen Leiche die seinige gefunden wurde, erdrückt. Zwei Liebende hatte der entseßliche Tod Arm in Arm erreicht. Da lagen sie in einander geschlungen, ein Bild des Friedens und der Poesie mitten in dieser gräßlichen Scene. Den Ausdruck des Grauens und entseßlichsten Jammers hatte das unsägliche Leiden auf den Gesichtern aller Sterbenden hervorgerufen, und diesen Ausdruck hatte der Tod auf ihren Zügen festgebannt. Dort lag ein unglückliches Mädchen, dessen Stirne sich der Huf eines wüthenden Araberhengstes aufgeprägt hatte. Dem Thiere, welches, im eignen Todeskampfe wahnsinnig um sich tretend, ihren Tod verursacht hatte, ruhte die junge Araberin halbverbraunt zur Seite. In dem tiefsten Winkel der Grotte fand man die erstickte Leiche einer

alten Frau, welche noch einen Krug Wassers an ihren Mund zu halten schien. Ihre Arme waren nicht gesunken, denn die Alte kauerte in einer solchen Stellung, daß sie die Ellenbogen auf einen Felsvorsprung stützte. So hatte sie der Tod erreicht, als sie eben, durch Flammen und Rauch von versengendem Durst gepeinigt, das labende Raß den Lippen nähern wollte. Pferde und Männer, Frauen und Lämmer, Kinder und Ziegen, Waffen und Gewande, Alles lag verbrannt, versengt oder eingäschert in grauser, wahnsinniger Unordnung auf dem vom Rauche geschwärzten Boden da. — So hatte der Stamm der Beni Ramah geendet! In diesen entsetzlichen Grotten hatte er unter unsäglichen Qualen seine Heldenseele ausgehaucht.

Beni Ramah! Also wallte*)
 Eures Stammes Heldenseele
 Von der Erde, daß zum Wohnsitz
 Paradiese sie erwähle!

Viele der gegen bessere Gefühle sonst so unzugänglichen gallischen Krieger ergriff Schrecken und Entsetzen bei diesem fürchterlichen Anblick. Mancher junge Soldat mochte sich wohl vorher nicht geträumt haben, daß des Krieges fürchterliche Loose auch solchen Tod bereiten könnten.

Bekanntlich erregte dieses Verbrennen des Stammes der Beni Ramah in den damals freien französischen Kammern einen Sturm entrüsteten Menschlichkeitsgefühls gegen den heutigen Herzog von Malakoff. Aber in der Armee fand Pelissier viele Vertheidiger. Jedoch, was man auch zu seiner Rechtfertigung

*) Pilgermuscheln.

vorbringen mag, Freschieh wird ewig ein dunkler Fleck in den Annalen dieses Feldherrn bleiben.

Ein anderer Ausflug von Masunah aus führte uns nach einem reizenden Wasserfalle, welchen ein kleines Seitenflüßchen des Scheliff in einem blühenden Thale bildet. Die krystallklare Wassermasse stürzt von kahlen Sandsteinfelsen in wilden Sprüngen herab in ein von üppiger südlicher Vegetation strogendes Gefilde:*)

Wie labt dein Anblick mich, o Wasserfall!
 Wenn sich in vollem Schwall
 Dein Silberstrom in's enge Thal ergießet,
 Und strahlend weiter fließet!
 Du schufst ein Paradies in dieser Oede,
 Die ringsum sich so spröde,
 So arm an Knospen und an Blüten zeigt,
 Nur selten Zweige neigt:
 Doch um dich her da sprossen
 Die blumigen Genossen,
 Und Lenz hat sich ob deinem Strand ergossen.
 Aus duftgelabten Blättern, aus den dunkeln,
 Feuerig Granaten funkeln;
 Aus grüner Myrthenzweige Chor
 Silberner Blütenstör.
 Des Cleanders Rosen
 Gleich Huris mit den lösen
 Zephyren in den Abendlüften kosen.
 Die Cactus lockt im lenzumflöss'nen Thal
 Den goldnen Sonnenstrahl.
 Die Aloë vom Rand der Felsenklüfte
 Ragt baumhoch in die Lüfte.
 Von Südens Gluth erfacht,
 Der Palme Stamm mit Macht
 Gen Himmel trägt der Fächerkrone Pracht.

*) Pilgermuseeln.

Zweites Capitel.

Mostaganem.

Aufbruch von Masunah. — Flucht des gefangenen Betteljuden. — Nachtlager beim Stamme der Schörfa. — Der Scheliff, der Chinalaph des Ptolemäos. — Drei Colonistendörfer. — Der alte Janitschare als Kaffeewirth. — System des Kopfabschneidens. — Ankunft in Mostaganem. — Der unhöfliche Capitän des Bureau arabe. — Die „Turcos.“ — Caltabia. — Ahmed Ben Zuffuf's Schmährede über Mostaganem.

Als am dritten Tage nach meiner Ankunft in Masunah die Stunde der Abreise schlug, Pferde gefattelt, Maulthiere beladen waren und meine Araber zur Wanderung bereit standen, da zeigte es sich zu allgemeinem Erstaunen, daß der unglückliche, meinem Spahis anvertraute, jüdische Vagabund, der gefangene marokkanische Spion, verschwunden war. Der Spahis hatte ihn während unserer Anwesenheit in Masunah dem Raïd oder Bürgermeister des Orts zur Bewachung übergeben. Dieser Würdenträger ließ ihn in ein unterirdisches Gefängniß, Silo genannt, einsperren und befahl seiner sogenannten „Garde“, nämlich einigen zerlumpten Bettelbeduinen, davor, oder vielmehr darüber, denn das Silo befindet sich ja in der Erde, Schildwacht zu stehen. Das unbegreifliche Verschwinden des Gefangenen aus diesem Silo wurde erst am andern Morgen unserer Abreise von der Wache constatirt. Wie die Flucht gelungen, das wußte Niemand. Aber dieß hinderte gar nicht, daß der Raïd seiner „Garde“ unverzüglich die Bastonade ertheilen ließ. Man raunte

sich nämlich in die Ohren, der widerlich zerlumpete und elend ärmlich aussehende Betteljude habe dennoch eine kleine klingende Baarschaft besessen und die „Garde“ des Kaïd mit der für Araber sehr bedeutenden Summe von 10 Franken bestochen. Für 10 Franken aber läßt sich jeder Eingeborene beinahe zu Tode prügelu. Die „Garde“ erlitt muthig die Bastenade und behielt das Geld.

So mußten wir denn, zu meiner nicht geringen Erleichterung, ohne Freund Schmuhl uns auf die Weiterreise begeben.

Nach einigen Stunden ließen wir, zwischen felsigen Abgründen herniederklimmend, das Gebirge des Dahrah hinter uns. Abermals befanden wir uns in der mir schon wohlbekannten ährenreichen Ebene des Scheliff. In dem goldenen Aehrenfelde dahinreitend, kamen wir zuerst durch das Gebiet des Stammes der Beni Zentis und später durch das der Beni Serual. Den ganzen Tag war die Gegend, die wir durchreisten, wenn auch nicht unschön, so doch von einer ununterbrochenen Einförmigkeit.

Unser Nachtquartier bildete das arabische Lager des Stammes der Schörfa, in welchem das stets leerstehende „Zelt der Gastfreundschaft“ uns beherbergte. Dieses Wort „Schörfa“ bildet den Plural des bekannteren „Scheriff“ und bedeutet nichts Geringeres, als Nachkommen des Propheten. Hier war also ein ganzer Stamm, welcher sich rühmte, von Mohamed selbst in directer Linie und zwar durch Lella Fathmah, seine einzige Tochter, abzustammen. Solcher Stämme giebt es, sowohl bei den Arabern, als auch bei Kabylen, eine nicht geringe Anzahl. Da die Vermählung eines Stammvaters mit einer Scheriffa, d. h.

einer Nachkommin des Propheten, genügt, um allen Kindern und Enkelkindern den Titel „Scheriff“ zu verleihen, so ist diese Vermehrung des Stammes Mohameds am Ende nicht so unerklärlich. Dennoch scheint mir die Zahl der Schörfa ein wenig gar zu groß. Ich fühle mich daher versucht, anzunehmen, daß die Eitelkeit oft einen Titel usurpirt hat, welcher nur durch die Geburt verliehen werden kann. Das Nachtlager bei den Schörfa war übrigens ein elendes und glich sehr dem oben beschriebenen bei den Beni Raschid.

Schon um 4 Uhr des Morgens erhob ich mich, steif an allen Gliedern, von dem steinharten Lager und trieb meine Reisebegleiter zum Aufbruch, wozu sich diese nicht lange bitten ließen. Denn der Beduine liebt die Morgenstunde zum Reisen, und der Luxus der „grasse matinée“ ist diesem an Betten ungewöhnten Schläfer gänzlich unbekannt. Zudem hat er nicht die Mühe des Ankleidens, da er seine Kleidungsstücke niemals ablegt, und da der Araber auch nicht frühstückt, sondern erst gegen Mittag etwas isst, so konnte meine kleine Karawane immer fünf Minuten nach dem Aufwachen zur Abreise bereit sein. Jetzt näherten wir uns dem Strande des Scheliff. Wir waren endlich am Ende seines langen Flußthales angekommen und nicht mehr ferne von der Stelle, wo er seine hier gelblichen Fluthen mit der blauen klaren Welle des Mittelmeeres vermischt. Diesen Strom überschritten wir auf einer Brücke, welche etwa eine halbe Meile vor seiner Mündung den hier etwas breiter gewordenen Fluß überwölbt. An dieser Stelle befand sich seit dem Jahre 1852 eine kleine ackerbautreibende Colonie, deren Wohnungen aus einigen zwanzig Häusern und Bretterhütten bestanden.

An dieser Brücke des Scheliff, denn sie existirte schon zur Römerzeit, lag auch möglicherweise das bei Ptolemäos erwähnte Buchambari. Wenigstens giebt Ptolemäos die geographische Breite von Buchambari $32^{\circ} 40'$ und die Länge $16^{\circ} 50'$ an und die Mündung des Chinaphal (wahrscheinlich der Scheliff) liegt nach ihm 33° Breite und $16^{\circ} 40'$ Länge. Buchambari wird von Einigen für das Succubar des Plinius gehalten.

Dieses Buchambari des Ptolemäos und Succubar des Plinius ist möglicher Weise mit dem Succarda der Kirchengeschichte identisch. Wenigstens wird ein Bisthum dieses Namens in der Mauritania Caesariensis angeführt, dessen Lage sonst nicht bekannt ist.

Im Mittelalter führen El Bekri und Ebe Hankal eine Stadt Namens „Scheliff“ an. Es ist möglich, daß diese Araberstadt auf den Ruinen der unweit der Scheliffmündung gegründeten Römerstation (Buchambari) erbaut war. Jetzt ist sie spurlos verschwunden.

Der Scheliff selbst war vermuthlich den Alten unter dem Namen Chinalaph oder Chinaphal bekannt gewesen. Wenigstens haben verschiedene archäologische Autoritäten, wie Shaw*), Mannert und in neuester Zeit Verbrugger, in ihm diesen von Ptolemäos erwähnten Fluß erkennen wollen. D'Avezac**) hat indessen schon darauf aufmerksam gemacht, daß Ptolemäos den

*) Shaw, Travels in Barbary and the Levant. Oxford 1738.

**) d'Avezac, Esquisse générale de l'Afrique. Paris 1844.

Chinalaph in die nächste Nähe von Julia Cäsarea verlegt; und in der neuesten Zeit hat Belissier, der Verfasser der „Annales algériennes“ zu beweisen gesucht, daß dieser Fluß der nahe bei der einstigen Hauptstadt Mauritaniens sich in's Meer ergießende Ued Tefsert sein müsse. Aber Ptolemäos, der einzige Geograph des Alterthums, welcher den Chinalaph erwähnt, zeigt sich oft über afrikanische Topographie so oberflächlich unterrichtet, namentlich kommt es ihm so wenig auf genaue Angabe der geographischen Breite und Länge an, daß man, trotz der von ihm dem Fluß angewiesenen Nähe von Julia Cäsarea, doch, nach seinem eigenen Vorgehen, das heißt nach der Bedeutung, die ihm der Alexandriner beilegt, indem er diesen Strom allein von allen Flüssen in diesem Theile Mauritaniens der Erwähnung werth hält, mit einigem Recht im Scheliff den Chinalaph wiedererkennen darf.

Gesenius hat für beide Lesarten des antiken Namens des Scheliff phönicische Auslegungen. Das Wort Chinalaph leitet er von Chen alaph (חל אל) ab; dieses hieße „Zierde der Ochsen“. Chinaphal hält jedoch der große Hebräologe für Chen ha Baal (חל הכהן), „Gnade des Baal“.

Uebrigens wurde der Scheliff im vorigen Jahrhundert von den meisten Geographen für den Cartennus des Ptolemäos gehalten. Aber der Alexandriner giebt den Cartennus nur 15' westlich von Cartennä an, und der Scheliff liegt 1° 20' westlich von Tenes.

Von der Brücke des Scheliffs an begann unser Weg zu steigen. Wir kletterten einen steilen Abhang hinan, auf dessen Seiten eine von einem Bächlein durchzogene Schlucht, von

blühenden Bäumen und Büschen ausgefüllt, den freundlichsten Anblick gewährte. Unbeschreiblich schön zeigte sich in dieser Schlucht der herrliche *Sarcocapnos enneaphyllos*, dessen blaugrüne, neunfach zusammengesetzte Blättchen in freisunden Polstern, aus denen die prachtvollen Blumen hervorragten, in dem kärglichen Raß der Felsenwände grünt. Am Strande des Bächleins entfaltete seine dunkle Pracht der Sodomsnachtschatten (*Solanum Sedomeum*) mit seinen tiefbuchtig eingeschnittenen und vielfach zertheilten Blättern und seinen blauschwarzen Stengeln, aus welchen die gelben, fast einen Zoll langen Stacheln neben den violetten Blüthen hervorstanden.

Die Ruinen eines oberhalb dieser Schlucht gelegenen türkischen Forts beweisen, daß dieser Punkt unter der Herrschaft der Janitscharen in strategischer Beziehung nicht ohne Wichtigkeit gewesen sei.

Nach einer Stunde erreichten wir das auf einem Hügel liegende Colonistendorf *Suf el Mituh*. Es war ausschließlich von Parisern bewohnt, welche zur Zeit der socialistischen Träumereien von 1848 und 1849 hierher auswanderten, um eine Mustercolonie zu gründen, jedoch nur ein Muster von Unordnung zu stiften vermocht hatten. Die Pariser genießen in der ganzen Welt den Ruf, daß, wenn man sie ihrer gekünstelten Atmosphäre an der Seinestadt entrückt, sie die Unpraktischsten aller Sterblichen seien, und sie haben hier wenigstens ihr Möglichstes gethan, um diesem Rufe zu entsprechen.

Eine halbe Meile weiter durchritten wir ein anderes Centrum der Colonisation, *Min Tedles*, welches auf Regierungsbefehl

im Jahre 1848 gegründet und 1856 erweitert worden war. Dieser Marktflecken mit etwa 400 Einwohnern schien sich eines verhältnißmäßig größeren Wohlstandes, als die übrigen, meist im Elend versunkenen, Colonistendörfer Afrika's zu erfreuen. Die Häuser sahen freundlicher aus, die Straßen hatten Trottoirs; eine neugebaute Kirche, eine öffentliche Waschanstalt, eine schöne Fontäne auf dem Marktplatze gewährten den Eindruck eines Dorfes in Europa.

Von Ain Tedles nach Tunin betrug die Entfernung anderthalb deutsche Meilen. Wir kamen hier durch das Gebiet der Messcheher, die unter dem Aghalik gleichen Namens standen. In einem kleinen maurischen Kaffeehause halbwegs zwischen Ain Tedles und Tunin hielten wir unsere Mittagsrast. Der Wirth dieses Kaffeehauses war ein fünfzig- bis sechzigjähriger früherer Janitschare, aus Smyrna gebürtig, und somit ein echter Türke. Trotz seines mehr als 30jährigen Aufenthalts in Algerien schien er doch noch so gut wie gar nicht arabisirt. Er schien sich innig darüber zu freuen, als ich bei Gelegenheit einige Worte in seiner geliebten Muttersprache mit ihm wechselte. Meine freilich leider unvollkommene Kenntniß des Türkischen imponirte dennoch meiner arabischen Begleitung sehr; denn die Türken und Alles, was sich auf sie bezieht, flößen noch immer diesen einst von ihnen tyrannisirten Völkern einen tiefen, an Furcht grenzenden Respect ein; während sie sich doch zugleich eines wärmeren Sympathiegeföhls gegen die Osmanli's, als ihre Glaubensgenossen, nicht erwehren können. Dieser alte Soldat, welcher jetzt das friedlichste aller Geschäfte betrieb, dachte nicht ohne Wollust an seine frühere energischere Lebens-

weise. Er konnte nicht umhin, mir mitzutheilen, daß er früher ganz andere Waffen, als die Kaffeemühle gehandhabt und statt der Zuderhülte manche Christenhüte und den Kopf darunter abgeschlagen habe. Ein Jahr lang hatte er sogar das Scharfrichteramt unter dem letzten Bey von Constantine verwaltet und damals hinreichend Gelegenheit gehabt, seinen Zerstörungstrieb auf die erlaubteste Weise zu befriedigen. Kopfabschneiden scheint in der That so recht das Ideal der zerstörungsfreudigen Wollust in manchem muselmännischen Gehirn zu sein. Dieser Exscharfrichter besaß eine, seinem einstigen Berufe vollkommen angemessene Raubvogelphysiognomie; dazu einen wildzerrauten Tigerschnurbart und trotz seines Alters funkelten seine schwarzen Augen immer noch mit unheimlichem Feuer. Dieses jetzt nicht mehr verstandene Genie kritisirte bitter die mildere Justizverwaltung der Franzosen. Bei solchen humanen Verfahren mit den Eingebornen werde man nie eine andere Herrschaft begründen, als eine solche, welche die immerwährende Anwesenheit einer Truppenübermacht bedinge. Nach seiner Ansicht brauchten die Franzosen nicht den vierten Theil der Truppen, welche sie jetzt in Afrika hätten, wenn sie sich entschließen wollten, das türkische System des Terrorismus nachzuahmen. Fleißiges Köpfeabschneiden, zahlreiches Hängen, tägliche Bastonaden seien die einzigen Mittel, um auf das Gemüth der Eingebornen mit Erfolg einzuwirken. Die Gefängnißstrafe, welche jetzt fast die einzige Vergeltung der meisten Verbrechen ausmache, sei gar keine Strafe für den Araber, im Gegentheil, er freue sich zuweilen über sie, weil er im Gefängniß viel besser, als zu Hause, lebe. Der alte türkische Kauadschi (Kaffeewirth) stand nicht

isolirt mit seiner Ansicht da. Dieselbe wird so ziemlich von allen Türken und selbst von den meisten arabischen Stammeshäuptern getheilt. Lautete doch der Rath, welchen Hussein Dey, gleich nach Verlust seines Thrones, dem Marschall Bourmont gab, auch dahin, daß Algerien nur durch Terrorismus regiert werden könne.

Tunin, welches wir nun erreichten, war eine kleine Colonie vom Jahre 1848 und bestand ebenfalls meist aus früheren Pariser Handwerkern, welche Noth oder socialistische Träumereien zu Bauern gemacht hatten und denen es nicht viel besser ging, als ihren Landsleuten von Sut-el-Mituh. Von Tunin gelangten wir in einer Stunde nach der französischen Colonie Les Libérés, im Jahre 1846 durch Ordre des Kriegsministeriums gegründet. Les Libérés sollte ursprünglich, wie der Name sagt, eine Niederlassung vom Dienst befreiter Militärs bilden. Aber es fanden sich so wenig von dieser Klasse willig dazu, das von der Regierung erbaute Colonistendorf zu bewohnen, daß der ursprüngliche Zweck unerfüllt geblieben ist. Seitdem hat sich eine Anzahl bürgerlicher Colonisten hier niedergelassen. Diese zeigten sich bald mit dem allzusehr an Kommissbrod erinnernden Namen ihres Dorfes unzufrieden und gingen in neuester Zeit den Kriegsminister um Veränderung der Ortsbenennung an, welchem Gesuch denn auch gewillfahrt wurde. Der Minister wählte mit wohlberechneter Schmeichelei den Namen eines seiner bei Hofe besonders gut angeschriebenen Marschallkollegen, des alten Haudegens von den Grotten von Freschich, des Lorbeer gekrönten Herzogs von Malakoff, und seitdem heißt das kleine Colonistendorf in officieller Sprache Pelissier.

Jetzt zeigte sich Mostaganem unseren Blicken. Vom Wege aus gesehen gewährte die weiße Stadt, auf einer leichten abgerundeten Anhöhe, etwa tausend Schritt vom sonnebeschienenen Meere entfernt, gelegen, einen besonders freundlichen Anblick. Auf einem kleinen Hügel ihr zur Seite strahlte im Glanze seiner lichten Zelte das Lager der „Chasseurs d'Afrique“ und einer Abtheilung der Turcos. Eine Stunde vor Sonnenuntergang hielten wir unsern Einzug in die kleine Stadt. Ich ritt sogleich an's Bureau arabe und gab dem Capitän desselben mein Empfehlungsschreiben von Oberst Salignac-Fénélon ab. Aber, zu seiner Unehre sei es gesagt, dieser Capitän kam durchaus nicht dem nach, was ich von ihm mit Recht erwarten durfte. Eine solche Freundlichkeit, wie sie mir Lieutenant Lucas in Masunah bewiesen hatte, konnte ich freilich kaum von irgend Jemand mehr hoffen. Aber alle andern Offiziere vom Bureau arabe hatten sich bis jetzt, wenn auch nicht freundlich, so doch wenigstens höflich gegen mich gezeigt. Diesem Hauptmann beliebte es jedoch, als eine häßliche Ausnahme zu glänzen. Ich bekam ihn während meines 3tägigen Aufenthaltes in Mostaganem kein einziges Mal zu sehen, und da er der einzige Mensch war, an welchen ich in dieser Stadt Empfehlungsschreiben besaß, so fühlte ich seine Unartigkeit doppelt.

Mostaganem, arabisch Most-arh-Rhenim (Ebene der Kämmer) genannt, war ein sogenanntes Hafencstädtchen: Aber sein kleiner versandeter Hafen bot den Schiffen nur einen höchst precären Schutz. Der Handel war unbedeutend. Die Bevölkerung war zu gleichen Theilen europäisch und maurisch, und betrug gegen 3000 Seelen. Eine katholische Kirche, ein protestantisches Bethaus, eine Moschee, verschiedene Hôtels, Kasernen in Hülle

und Fülle und das obligate maurische Bad bildeten die Hauptgebäude des Ortes.

Im Ganzen kam mir Mostaganem, wie ich einmal darinnen war, traurig und langweilig vor. Namentlich das überall sich spreizende, hier ausschließlich vorherrschende Militär trug dazu bei, die „Ebene der Lämmer“ dem Touristen unausstehlich zu machen. Bei meiner Anwesenheit waren, außer tausend Mann Linientruppen, einem Detachement „Chasseurs d’Afrique“, einer Abtheilung Artillerie, auch zwei vollzählige Bataillons von „Turcos“ hier in Garnison. Diese Truppe, officiell „Tirailleurs indigènes“ geheißen, aber fast nur unter dem Namen der „Turcos“ bekannt, unter welchem sie Italien und Paris gefeiert hat, ist den Zuaven nachgebildet, nur daß sie meist aus Einheimischen der Algerie und zwar aus Leuten von allen Hautfarben, Stämmen und Zungen besteht. Es sind größtentheils lebhaft, bewegliche, blutjunge Bürschchen, darunter einige maurischen Ursprungs von der Weiße des Europäers, andere gebräunt, echte Kinder des kabyllischen Tells und der arabischen Sahara, endlich viele Mulatten oder selbst vollkommene Neger. Letztere schienen mir hier ein besonders großes Contigent gestellt zu haben, was dadurch erklärlich wurde, daß die Neger das allerniedrigste einheimische Proletariat der Algerie bilden. Denn fast nur der Auswurf der Menschheit läßt sich bei den Turcos anwerben. Ein Maure oder Beduine muß schon sehr weit heruntergekommen sein, um willig die französische Uniform anzuziehen. Die Turcos sind ein Freiwilligen-corps. Sie erhielten früher eine ziemlich reichliche Löhnung, etwas wie einen Franken täglich. Jetzt sind sie aber auf die bescheidene Summe von 5 Sous

reducirt worden. Unter ihnen giebt es auch nicht wenig Europäer, Leute, aus aller Herren Länder zusammengelaufen, und meistens nicht geringes Lumpengesindel. Unter andern sah ich Deutsche und Italiener darunter. Diese Truppe steht nämlich als ein Fremden-corps allen Nationen offen, jedoch unter der Bedingung, daß jeder Eintretende officiell einen arabischen Namen annehmen muß. Ein Apotheker aus Sachsen, von Gott weiß, welchem Schicksal nach Afrika verschlagen, war z. B. Sergeant bei dieser braunen Truppe und trug den Pseudonamen Mustapha. Er klagte mir viel vor über den Mangel an Menschenwürde, den Schmutz, die Unredlichkeit und Unmoralität seiner arabischen Commilitonen. Das schöne, mit Arcaden von arabischen Hufeisenbogen umgebene „Bain maure“ war während meines Aufenthalts in Mostaganem gar nicht zu betreten, wegen der fast beständigen Anwesenheit der tumultuarischen Turcos, die dort täglich ihr allzulautes Wesen trieben.

Mostaganem wird von Einigen für eine römische Niederlassung, deren Namen Caltadia gewesen sei, gehalten, und welche aus mehreren zerstreuten Dörfern bestanden haben soll. Dieses Caltadia wird in der Kirchengeschichte Caltadria genannt. Morcelli *) vermuthet, es könne das Cartilis des Itinerarium Antonini sein. Aber Cartilis lag östlich von Cartennae und Mostaganem liegt westlich von Tenes, welches letztere doch Cartennae ist. Bischof Victor von Caltadria wurde mit vielen seiner Kollegen 484 von Hunerich verbannt.

Leo Africanus spricht von einer hier im Alterthum gegrün-

*) Morcelli, Africa Christiana. Brixiae Bettoni 1816.

deten Niederlassung von Germanen. Vielleicht wollte er die Vandalen damit bezeichnen. Aber unsere germanischen Stammesgenossen verstanden sich besser auf's Zerstoren, als auf's Aufbauen, darum wohl findet man auch keine Reste dieser obskuren Niederlassung. Die Araber behaupten jedoch, den Archäologen und ihrem Galtadia und Leo und seiner Vandalencolonie zum Trotz, Mostaganem sei erst im zwölften Jahrhundert gegründet worden. Ebn Khaldun *) erzählt uns, daß die Stadt im vierzehnten Jahrhundert dem mächtigen berberischen, allmählig aber arabisirten Geschlechte der Maghrua gehört und die Oberhoheit des Königs von Tlemsen anerkannt habe. Ahmed-el-Abd, der Häuptling jenes arabischen Stammes der Mehal, welcher die Besitzungen der Maghrua eroberte, erhob im fünfzehnten Jahrhundert das früher verhältnißmäßig unbedeutendere Mostaganem zum Range einer Festungsstadt. Eine namhafte Einwanderung spanischer Mauren brachte um dieselbe Zeit Handel und Industrie hierher. Arudsch, der Älteste der Barbarossen, unterwarf Mostaganem 1518 und seitdem herrschten hier die Türken mit ihrer gewohnten Tyrannei. Von Mostaganem sollen diese, sich auf's Plündern wohlverstehenden Herrscher besonders reichliche Einkünfte bezogen haben. Im Jahre 1792 wanderte ein großer Theil der Einwohner Mostaganems nach Oran aus, welches eben den Spaniern zum letztenmal abgenommen worden war, um besagte Stadt mit einer Kernbevölkerung von guten Muselmännern zu beschenken.

*) Ebn Khaldoun, Histoire des Berbères, 5 volumes, traduite de l'arabe par le Baron de Slane. Paris 1857 — 1862.

Mostaganem erkannte schon im Jahre 1830 die französische Oberhoheit an; aber lange wurde es noch von einem eingebornen Bey regiert. Der Vertrag der Tafna sicherte es den Franzosen, doch wurden sie hier oft vom Lande aus durch Abd-el-Kader's Truppen so gut wie bloquirt. Seit 1841 besteht die heutige Civilverwaltung.

Ahmed Ben Jussuf, der schon oft erwähnte Bettelderwisch, der Nationaldichter Algeriens, war wenig erbaut von den Sitten der Bewohner Mostaganems. Namentlich wirft er ihnen ihre Freßsucht vor, die er selbst zu seinem eigenen Nachtheil erprobt haben soll. Als nämlich der dichtende Vagabund auch einmal wieder durch Mostaganem reiste, wurde er im Hause eines Reichen beherbergt. Da man sich nun eben zu Tische setzen wollte, fanden sich zum unangenehmen Erstaunen des hungerigen Bettelderwisches so viele Gäste aus der Stadt selbst ein, die gar nicht eingeladen waren, daß es schien, als sei ganz Mostaganem dem Geruche der dampfenden Schüsseln nachgelaufen. Da der Araber einen Gast, sei er auch noch so zudringlich und unerwünscht, nie abweisen darf, so mußten auch diese Leute aus Mostaganem zur Mahlzeit zugelassen werden. Es scheint, daß dieselben so schnell mit dem Rußfußuh der Gastfreundschaft fertig wurden, daß dem Dichter nicht einmal genug übrig blieb, um sich satt essen zu können. Da rief in seinem, vom Hunger aufgestachelten Zorn Ahmed Ben Jussuf:

„Mostaganem! Stadt der Fresser! Wenn eine Schüssel in die dampft, so hört man in allen Straßen nur das Geclapper der Kinnladen Derer, die an der Mahlzeit Theil nehmen wollen. Bürger von Mostaganem! Ihr seid freßsüchtige

Schweine. Bürger von Mostaganem! Ihr seid gierige Hunde.“ Auch diesmal nahm der Dichter, wie man sieht, kein Blatt vor den Mund, wenn es ihm einmal zu schimpfen beliebte.

Drittes Capitel.

Masagan, La Makta.

Sumpfige Gegend. — Masagan. — Verzweifelte Vertheidigung des Forts durch die „Zephyrs“. — Der Entsatz. — La Stidia. — Die preussischen Colonisten. — Ihr elendes Loos und ihre Ausdauer. — Die Sümpfe von La Makta. — Abd-el-Kader's Hauptsieg bei La Makta. — General Trézel. — Abd-el-Kader's Glanzepoche. — Meine Besuche bei Abd-el-Kader in Brussa und Damastus.

In Mostaganem sollte meine Reise zu Pferde einstweilen aufhören. Zur Weiterbeförderung vertraute ich mich dem zwischen dieser Stadt und Oran regelmäßig fahrenden Omnibus an. Die Gegend, durch die uns dieser holpernde Rumpelkasten auf ziemlich schlechten Wegen führte, war meist sumpfig, eben und unschön. Nur das Meer, dem wir immer nahe blieben, gewährte dem Auge eine angenehme Ruhefläche. Dieses an und für sich so wenig interessante Flachland gewinnt jedoch dadurch an Bedeutung für einen mit der Geschichte der letzten 30 Jahre vertrauten Reisenden, daß es der Schauplatz einiger der berühmtesten Waffenthaten im Kriege mit Abd-el-Kader war.

Der erste Ort, welcher uns in dieser denkwürdigen Gegend begrüßte, war das unweit des Meeres gelegene uralte, aber jetzt

ganz neu wieder aufbaute Dorf Masagran. In dem kleinen hier befindlichen Fort hatten die Franzosen, nach ihrer ersten Besitzergreifung im Jahre 1839, eine Garnison von 120 — 130 Mann zurückgelassen. Die heldenmäßige Vertheidigung dieser Handvoll Leute gegen eine große arabische Uebermacht machte den kleinen Ort in den Annalen der neueren französischen Kriegsgeschichte unsterblich. Am 13. December 1839 hatte Abd-el-Kader den Frieden der Tafna gebrochen. Eine seiner ersten Feindseligkeiten war der Angriff auf das kleine, schlecht garnisonirte Fort von Masagran. Die Araber behaupten freilich, der Gouverneur von Oran habe schon lange vorher durch Eindringen in das Gebiet von Maskarah den Vertrag verletzt. Wie dem auch sein mag, das Resultat war, daß Masagran vom 4. — 7. Januar 1840 durch Abd-el-Kaders General, Mustapha Ben Tami, die energischste Belagerung auszuhalten hatte. Daß dieser ausgesetzte, nur schlecht besetzte Punkt nicht fiel, war ein doppeltes Wunder: Wunder der Tapferkeit von Seiten seiner Besatzung, Wunder der Ungeschicktheit von Seiten der Araber. Nur 123 Soldaten waren in der kleinen Festung, als Mustapha sie während 96 Stunden unaufhörlich beschloß und viermal bestürmte. Die Soldaten hatten in ihrer Vertheidigung das Möglichste aufgeboten und beinahe das Unmöglichste geleistet; aber bald hätte sie, wenn auch nicht der Feind, doch die Schwäche der menschlichen Natur überwinden müssen. Es fehlte ihnen an Lebensmitteln und, was fast noch ärger war, an Munition. Schon hatte das kleine Fort mehrere Breschen bekommen; aber jeder Versuch der Araber, durch diese Breschen einzudringen, war bis jetzt siegreich zurückgeschlagen worden. Endlich jedoch hätten

dennoch die Tapfern unterliegen müssen. Zwar hielten sie noch Stand; noch vertheidigten sie, so gut sie konnten, diesen Haufen von Ruinen, denn etwas Anderes war das Fort jetzt nicht mehr. Da — in dem letzten verzweifelten Augenblicke — kam die Hülfe. Ein Infanterieregiment, welches in Mostaganem in Garnison lag, marschirte zum Entsatz herbei. Unbegreiflich ist, daß dieser Entsatz nicht früher kam, da Mostaganem von seiner Nachbarstadt nur eine halbe deutsche Meile entfernt liegt. Als die rettende Schaar anrückte, sah sie von Weitem das Fort bereits halb zerstört; sein Feuer war verstummt; die Tricolore wehte nicht mehr von den Zinnen. Schon machten sich die Entsatztruppen darauf gefaßt, ein Leichenhaus zu betreten, als plötzlich ein halb verklungener Jubelruf in ihre Ohren drang. Es war der Triumpheston der ausgehungerten, aber unüberwundenen Besatzung. Da die Araber sich beim Anblick der Entsatztruppen schnell zurückgezogen hatten, so öffnete nun das kleine Helden-corps die Thore der wohlvertheidigten Feste und eilte den Kameraden entgegen. Man kann sich die Freude denken, welche beim Empfang ihrer Retter auf den abgemagerten Zügen der halbverhungerten Geretteten strahlte.

Eine hier errichtete Denksäule nennt die Namen dieser Helden, welche, wenn auch glücklicher, als die von Beni Mered, dennoch dieselben Ehren, wie jene, verdienten und auch erhielten. Es ist bezeichnend, daß diese kleine Besatzung, welche sich so sehr ausgezeichnet hatte, einem der berühmtesten Strafbataillons, den „Bephyrs“, angehörte: ein neuer Beweis jener alten Regel des Landsknechtsführers Frondsberg, daß Taugenichtse gewöhnlich die besten Soldaten abgeben.

Die Gegend unmittelbar um Masagran wird ihrer großen Fruchtbarkeit wegen, welche sie dem Ueberfluß an Wasser und an Feldbegießungsanstalten verdankt, von den Franzosen der „Diamant der Provinz Oran“ genannt.

Nach zwei Stunden weiterer Fahrt durch ein sumpfreiches ebenes Land brachte uns der Kumpelkasten nach La Stidia, einem Colonistendorfe, dessen Gründer ausschließlich Deutsche und zwar Preußen gewesen waren. Diese armen Teufel hatten im Jahre 1846 sich durch einen Emigrationsagenten der französischen Regierung verlocken lassen, ihre projectirte Auswanderung nach Amerika aufzugeben, und statt dessen hierher in die afrikanische Sumpfebene überzusiedeln. Lange ging es ihnen hier über alle Maßen schlecht. Die französische Regierung, welche sie doch hierher verlockt hatte, verweigerte ihnen alle Mittel des Unterhalts, die sie doch jenem Pariser Gesindel, welches das Jahr 1848 nach Afrika verschlug, reichlich spendete. Unsere armen deutschen Landsleute waren in den ersten Jahren gezwungen, sich durch Holz sammeln und Ausjäten von Unkraut ihr dürftiges Brod zu verdienen.

„Lange,“ so sagt Duval in seinem *Manual descriptif de l'Algérie*, waren die Preußen von Stidia genöthigt, die ganze Nacht hindurch auf dem Felde an der Urbarmachung des Bodens zu arbeiten, die Sträucher und Büsche, welche ihn bedeckten, ausjäten; und am Tage sah man diese von der Hitze, dem miasmatischen Sumpfklima und übertriebener Arbeit geschwächten Zammergestalten sich mühsam nach Mostaganem schleppen, um dort das Holz der ausgerotteten Sträucher zu verkaufen, aus welchem Verkauf allein sie ihren Unterhalt gewinnen konnten.“

Auf diese Weise verdienten sich unsere armen Landsleute ihre elenden fünfzehn Sous, welche in Afrika das allergeringste Minimum des täglichen Lebensbedürfnisses eines Europäers bilden. Jetzt geht es den Preußen von La Stidia besser, was sie jedoch lediglich ihrem eigenen Fleiße und ihrer deutschen Ausdauer zu verdanken haben. Stidia ist sogar heutzutage eines der wohlhabendsten Dörfer Afrika's und, bezeichnend genug, eines der wenigen, dessen Gründer nicht aus Regierungsmitteln unterstützt worden waren.

Hinter Stidia nahm die Landschaft noch mehr den Charakter einer Sumpfsgegend an. Ja wir befanden uns bald mitten in einem Meer von Morästen, aus welchem die Landstraße dammartig hervorragte. Der Hauptsumpf wird von den vereinigten Wassern des Uéd Habra und des Uéd Sig gebildet. Aus diesem Sumpfe ergießt sich dann der Uéd-el-Makta nach kurzem Laufe in das Mittelmeer.

Diese unwirthsame, melancholische Sumpfsgegend war im Jahre 1835 Zeuge eines der Hauptsiege des Emirs Abd-el-Kader über die Franzosen geworden. General Trézel, welcher, wie die Araber behaupten, den bestehenden Waffenstillstand zuerst gebrochen und eine Art von Raubzug gegen die Stämme des Uéd Sig unternommen hatte, wurde auf dem Rückzug von dieser keineswegs heldenmäßigen Waffenthat in den Morästen von La Makta am 26. Juni 1835 durch Abd-el-Kader angegriffen. Langsam wand sich die schwerfällige Masse der französischen Artillerie und der Transportwagen, sowie der lange Zug des den Arabern geraubten Viehes durch die sumpfige, fast undurchdringliche Ebene; denn damals war hier noch an keine Land-

straße zu denken, und das feuchte, schlüpfrige Terrain bereitete den Reitern, wie Fuhrwerken, bei jedem Schritte die ernsthaftesten Hindernisse. Oft stockte der Zug und die ganze Truppencolonne war dann zur Unbeweglichkeit verdammt. Einen solchen Augenblick benutzte der Emir, um den Franzosen in den Rücken zu fallen. Kein Versuch des Widerstandes wurde unternommen. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der in der Nachhut marschierenden Truppen; sie suchten zu fliehen; aber durch ihre Vordermänner, die Kanonen, die Wagen und das Vieh gehemmt und durch das sumpfige Terrain aufgehalten, wurde ihre Flucht nichts, als ein langsamer Gang zum Grabe. Die gegen die Gallier durch Trézel's Raubzug hochebitterten Araber fielen über diese gewissermaßen stagnirenden Truppenmassen mit gezogenem Sataghan her. Ein allgemeines Blutbad begann. Viele Franzosen wurden niedergemetzelt, nur wenige fielen den Feinden als Gefangene in die Hände. General Trézel sah sich durch die ziel- und zwecklose Flucht der Einen und durch die völlige Entmuthigung der Uebrigen genöthigt, den Arabern das Terrain zu räumen. Er zog sich, nach Hinterlassung seiner Kanonen, seiner Munitionswägen, seiner Transportfuhrwerke und des sämmtlichen an den Arabern begangenen Raubes, welches Alles in die Hände Abd-el-Kader's fiel, nach Mostaganem zurück und wurde bis zu den Thoren dieser Stadt von den Siegern verfolgt.

Der Verlust der Franzosen wurde von diesen, heuchlerischer Weise, als verhältnißmäßig gering angegeben. Ich habe mich jedoch durch die Einsicht guter Quellen überzeugt, daß dieser Verlust mehrere tausend Mann betragen haben muß.

Diese Niederlage der Franzosen hatte die unangenehmsten

Folgen für den geschlagenen General. Dieser suchte zwar alle Schuld des Unglücks auf die Häupter einer Anzahl von Offizieren zu wälzen und denuncierte dieselben als Pflichtverlezer, welche seine Befehle während des Gefechts mißachtet und so die Niederlage herbeigeführt hätten, dem Kriegsministerium. Als darauf einige der Angeklagten sich direct an den Minister wandten, um ihn über den wahren Sachverhalt aufzuklären, bewirkte Trézel, daß die Betreffenden wegen dieses Actes der Insubordination cassirt wurden. Eine solche tyrannische Handlungsweise machte den ohnehin schon wegen der Niederlage bei La Makta unpopulären General vollends verhaßt und, mit der allgemeinen Bewünschung beladen, mußte er sich bald darauf vom Commando zurückziehen.

Das Jahr 1835 war überhaupt so recht der Glanzpunkt der Laufbahn Abd-el-Kader's gewesen. Nie vorher, noch nachher, hatte seine Macht eine solche Ausdehnung erreicht. Die ganze Provinz Oran, mit Ausnahme von drei Küstenstädten, und ein großer Theil der Provinz Algier gehorchten ihm damals. Medeah und Milianah hatte er eben der fanatischen Verschwörung der Derkua, einer Art religiösen Ordens, entrisen und ihren Führer Hadjch Musah auf's Haupt geschlagen. Selbst die bisher unzugänglichen Kabylen hatte er bewogen, einen Khalifa (Statthalter) von ihm anzunehmen, dessen Macht freilich nicht viel mehr als eine nominelle war. Von dieser Zeit an bis 1839 sehen wir die Macht des Emirs, auf ihrem höchsten Gipfelpunkte angekommen, ungefähr stationär bleiben, aber von da an reißend abnehmen.

Abd-el-Kader, wie ich mich persönlich zweimal überzeugt

habe, hat seinen Sieg bei La Makta nicht vergessen. Als ich ihn im Jahre 1854 in Brussa und vor zwei Jahren wieder in Damaskus besuchte, brachte ich jedesmal geflissentlich das Gespräch auf seine kriegerische Laufbahn. Wie schmunzelte der gutmüthige alte Mann, wie funkelten seine schwarzen Augen mit begeistertem Feuer, als ich ihm den Namen „La Makta“ nannte. Das erste Mal verstand er freilich anfangs nicht recht, ob meine Anspielung freundlich oder feindlich gemeint sei. Aber bald merkte er meine Sympathie und erwiderte auf meine absichtlich naïv gestellte Frage: ob er sich La Makta's erinnere? die Worte: „Ich glaube, General Trézel wird sich La Makta's noch besser erinnern, als ich.“

Bei Gelegenheit meines zweiten Besuches freute ich mich auch, zu sehen, wie der Emir sich so offen und ohne Heuchelei über seine Antipathie, die er noch immer gegen die Franzosen hegt, aussprach; was mir um so mehr auffiel, da er doch der französischen Regierung jetzt eine Rente von 100,000 Francs verdankt: ein Reichthum, von dem er in seiner Glanzepoche niemals den zehnten Theil besessen hatte. Aber was sind Reichthümer gegen die stolze Freiheit eines großen Beduinenchefs, gegen die Herrschaft über zwei Millionen Araber! Jetzt ist Abd-el-Kader ein friedlicher Bürger von Damaskus geworden; hat an Wohlbeleibtheit zugenommen; umsonst suchte ich einen entschieden kriegerischen Ausdruck in seinen Zügen. Auch das syrische Costüm, aus bunten Kaftans bestehend, welches er trug, kleidete ihn gar nicht gut; er sah darin aus, wie ein fauler, reicher Kaufmann des Bazars; den arabischen Vernus, den er früher oft eben so zersezt und zerlumpt, als alle andern Be-

duinen getragen, den hatte er mit seiner kriegerischen Laufbahn abgestreift. Aber dennoch war er noch nicht so weit entnervt, daß er mich glauben machen wollte, er liebe die Franzosen. Nur dem Kaiser Napoleon, welcher ihm seine verhältnißmäßige Freiheit wiedergegeben hat, dem bewahrte er ein gutes Andenken: „Sultan Abulion,“ so sagte er auf Arabisch zu mir, „Sultan Abulion Nadschel, el Fransiß okhrin ulthuf kelleb.“ (Sultan Napoleon allein ist ein Mann, alle andern Franzosen sind Hunde.)



Leipzig,

Druck von H. Ebelmann.

